



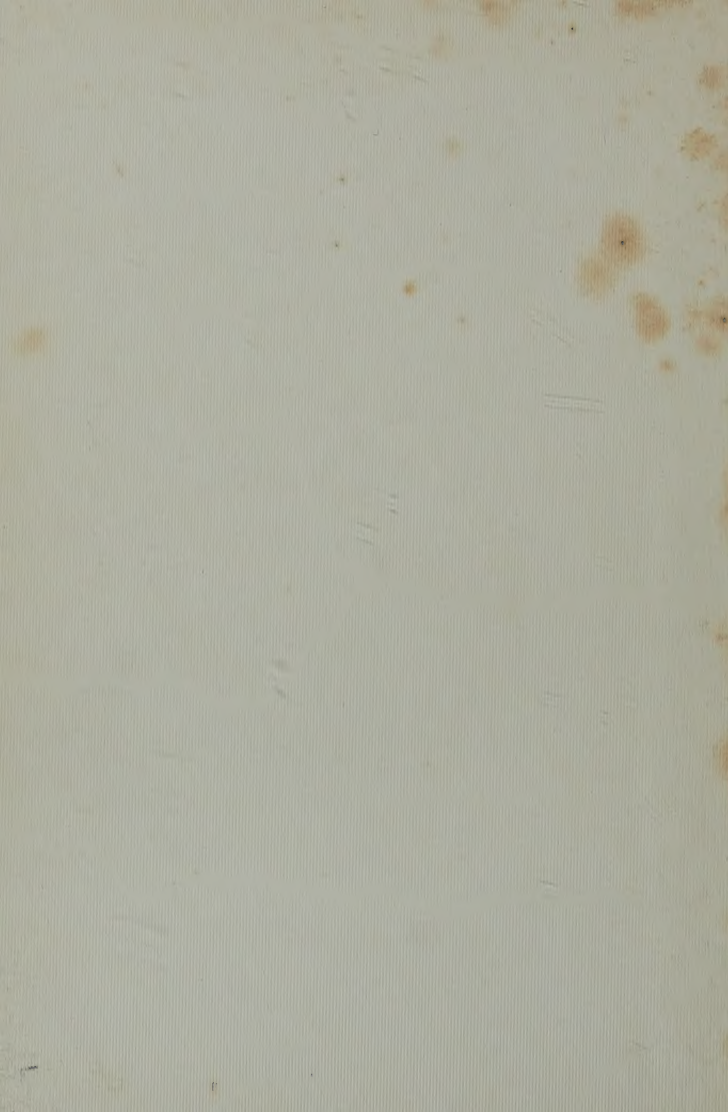
DIE
HEXE VON GARMISCH

ROMAN AUS DEM
WERDENFELSERLAND VON

ADOLF OTT

ILLUSTRIERT VON
HUGO ENGL





Prinzessin Isgrube 1903
Michael Maria

BRUNO GÖRIG

Ingenieur

URACH i. Württ.

Straße der SA. 27, Tel. 466

Adolf Ott.

Die Hexe von Garmisch.



Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart.

Memento mori!

Roman aus dem Hochgebirge

von

Adolf Ott.

Mit Illustrationen von Hugo Engl.

===== Zweite Auflage. =====

Preis geheftet M 3.60, elegant gebunden M 4.80.



Die Hexe von Garmisch.

Roman aus dem „Werdenfeller Land“

von

Adolf Ott.

Illustriert von Hugo Engl.

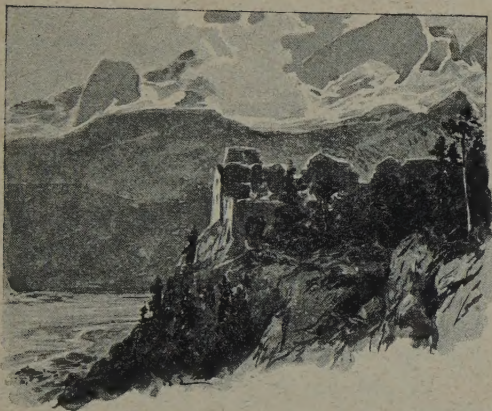


Stuttgart.

Verlag von Adolf Bonz & Comp.

1904.

Druck von A. Bong's Erben in Stuttgart.



Wer vom Norden kommend gegen die Zugspitze wandert, erblickt ungefähr zwei Kilometer über das Gebirgsdorf Farchant hinaus, auf einem etwas in das Tal vorspringenden, waldumrauschten Hügelrücken, graue, zerfallene Mauerreste.

Das ist, was von der einst so stolzen Burg Werdenfels übrig blieb, die im zwölften Jahrhundert erbaut, fast fünfhundert Jahre überdauerte als Zwingfeste der nach ihr benannten bischöflich freisingischen Grafschaft, zu

der die bedeutenden Gebirgsorte Garmisch, Partenkirchen und Mittenwald gehörten.

„Wer bricht den Fels?“ war der Frage name der Burg, ein trohiges Wort, auf welches die Zeit eine vernichtende Antwort gab, denn fast ebensowenig als von dem stolzen Gemäuer übrig ist, ebensowenige leben heute noch als Nachkommen der Geschlechter, welche dort oben als Burgbögte, Pflieger und bischöfliche Landrichter gehaust haben.

Die Zeit hat die Burg gebrochen und die Menschen, die in ihr walteten, von der Erde getilgt. Verhältnismäßig spärliche Kunde erhielt sich von deren Leben und Treiben, nur manchmal flackert es auf in den vergilbten Blättern der Geschichte und wirft ein grelles Licht auf Leidenschaften und Wahn, Habsucht und Verbrechen, während nur ein fahler Schein auf die Welt der Gefühle fällt, die in ihren Herzen glühten und wühlten oder sie mit süßen Wonnen entzückten.

Trohdem sehe ich alles deutlich vor mir: den quadergefügtten hohen Bergfried, von dessen Zinne der Wächter das Land überschaut

und in sein Horn stößt, wenn einer in die Burg Einlaß begehrt, oder ein reißiger Zug, mächtige Staubwolken aufwirbelnd, auf der Straße im Tale, neben der grünwasserigen, rauschenden Loisach vorbeikommt. Aus den Bogenfenstern des Palas beugen sich grüßend edle Frauen, deren Gatten, Väter und Söhne mit dem verkappten Federspiel auf der Faust zur Beize reiten, oder mit der Armbrust auf der Schulter zu Berg steigen, um Hirsche und Gemsen zu jagen. Doch auch wildes Kriegsvolk umdräut die Burg, aber sie ist so fest, und ihre Verteidiger sind so tapfer, daß sie auch wütendem Anstürmen standhält.

Alles wandelt sich am Ende; das Gemäuer zerfällt oder wird weggeschleppt; der Sturmwind saust über die spärlichen Trümmer — viele Generationen der Menschen, die dort gelebt, geliebt, gewirkt und gelitten haben, modern längst in ihren Gräbern. — Aus den Hörigen der Dörfer wurden freie Bürger und die Schönheiten des einst so abgeschiedenen Gebirgsfledes sind heute das Eigentum der ganzen gebildeten Welt geworden.

Majestätisch hebt sich aus dem Tale der Loisach und Partnach die gewaltige Masse der Zugspitze, über deren Grate die Grenze zwischen dem Bayer- und dem Oesterreicher Land läuft. Wie wir heute den Berg sehen, den Gipfel von Wolken umschwebt, im Glanze der Morgensonne oder im Glühen des Abendrothes; von Gewittern umtost oder in den starren Banden von Schnee und Eis, so sahen ihn Menschengenossen auf Hunderte und Tausende von Jahren zurück und glaubten keine Veränderung an ihm wahrzunehmen.

Das ist Trug, denn die Welt besitzt nichts Unvergänglichese. Wir aber wollen dennoch den Gedanken festhalten, weil er uns stärkt in unserer Schwäche und Kleinheit.

Es war im Jahre 1587, als im Saale des Werdenfels der Burgpfleger und bischöfliche Landrichter Herr Kaspar Boißl zu Akenzell, adeliger Dienstmann des freisinger Bischofs, mit auf den Rücken geschränkten Armen und sorgengebeugtem Haupte unruhig auf und ab schritt.

Poißl war ein Mann am Ende der vierziger Jahre, von hoher, feingegliedelter Gestalt, dem das schwarze Sammetwams nicht ein vornehmes Aeußere zu geben gebraucht hätte. Das schmale, von einem blonden Barte, in dem sich schon die ersten Silberfäden zeigten, umrahmte Antlitz mit der scharfgebogenen Nase, war bleich und es zeigten sich auf ihm die Falten, wie solche bei Menschen entstehen, die, verschlossenen Charakters, viel denken und viel mit sich selbst ausmachen.

Merkwürdig waren die tiefliegenden, von den Wimpern halb verschleierten Augen, durch ihre graugrüne Farbe und die Blicke, die sie schießen konnten, wenn irgend ein leidenschaftlicher Gedanke den Mann bewegte. Sie leuchteten dann in einem verzehrenden Feuer, und es mag schon manchem unheimlich geworden sein, auf den sie sich geheftet hatten.

Nicht umsonst ging Poißl der Ruf einer eisernen Strenge voraus und gerade aus diesem Grunde hatte ihn sein bischöflicher Herr auf den Werdenfels gesetzt, da unter dem milden Vorgänger im Pflegeramte,

dem Herrn Hans Paul Herwart von Hohenfels, die Grafschaft anfang, sich ungehärdis zu zeigen.

Es wehte ein böser Wind draußen im Reiche; er hatte den Schall der umstürzlerischen Ideen bis an den Fuß der Zugspitze getragen. Nach und nach versuchten auch die Gebirgsbauern, den botmäßigen, unterwürfigen Sinn von sich abzustreifen. Das Beispiel der Städte, die sich gegen übermütige Eingriffe des Adels wacker gewehrt hatten und nun durch eigene, innere Kraft im Aufblühen waren, hatte auch auf die kleinen Niederlassungen im Lande seine Wirkung nicht verfehlt. Die Zeiten waren vorbei, wo sich der Bauer vom Ritter behandeln und drücken ließ, wie wenn er dessen Sklave wäre. Der allgemeine Wunsch war auf Recht und Gesetz gerichtet, wenngleich die Auffassungen darüber sehr auseinander gingen. Nun, was der eine wollte, das mußte der andere lassen und so kam es, daß zwischen den verschiedenen Ständen sich eine bedenkliche Menge von Zündstoff anhäufte, welcher

sozusagen nur des Funkens harrete, der ihn in Brand setzen sollte.

Auf dem schweren Eichentische, der auf der sogenannten Brücke, dem erhöhten Teil des Saales stand, lag ein Brief, der das freisingische Siegel zeigte.

Unmutig hatte ihn Herr Poißl aus der Hand gelegt, und zornige Seitenblicke warf er im Vorüberwandeln auf das unschuldige Papier. Die Freisinger Domherren waren eben ein ungeduldig Volk und glaubten, es sei damit alles getan, wenn sie recht deutlich erklärt hatten, was ihre Ansicht war. Daß andere Leute andere Meinungen haben könnten, das wollten sie nicht aufkommen lassen.

„Des Hochstifts Rechte soll ich wahren! Als ob ich das nicht selbst wüßte und täte!“ murmelte unmutig der Pfleger. „Haben leicht reden die Herren! Die Bauern sind dickköpfig und zäh, halten den Geldbeutel zu und wollen von neuen Steuern und Umlagen nichts wissen. Ist ein hart Stück Arbeit, das mir aufgehaßt wurde und wäre mir lieb, läg es auf anderen Schultern. Aber wer

kann gegen die Pflicht? Ein Poißl nicht, so lange er sich selber treu ist.“

Der Pfleger hatte in seiner Gedankenversunkenheit ganz überhört, daß sich die Tür des Saales geöffnet und ein Mann in der Tracht der Gebirgsjäger, mit scheuem, untertänigem Wesen sich hereingeschoben hatte.

Mit der Linken das wirr über die Stirne fallende Haar zurückstreichend, folgten die Augen des noch jungen Menschen beobachtend und forschend dem Burgpfleger, der wiederholt an ihm vorübergeschritten war, ohne ihn zu beachten.

Ein böses Lächeln glitt über das nicht unschöne, aber von leidenschaftlichen Regungen verzerrte Gesicht des Jägers.

„Daß ihr Reichen es nur auch nicht zu gut haben sollt!“ dachte er schadenfreudig. „Hättet ja sonst den Himmel auf der Welt, wenn die Sorgen nicht wären. Was den drückt, das weiß ich. Sollen ausfressen, was sie sich eingebrockt haben! Für uns ist's noch nicht ganz an der Zeit, aber der Tag wird kommen, wo der Bauer Mensch sein darf, wo er der

Herr werden wird, während die anderen —.“

Der Jäger zuckte erschreckt zusammen und ließ dabei den Hut aus der Hand fallen. In seine leidenschaftlichen Gedanken versenkt, hatte er nicht wahrgenommen gehabt, daß der Pfleger schon einige Zeit vor ihm gestanden haben mochte. Er hatte das Gefühl, als ob die scharfen Augen, die sich auf ihn richteten, das tieffste Geheimniß seiner Seele erforschen könnten. Der Troß war verflogen und dafür eine feige Furcht in ihm aufgestiegen.

„Mang Röslerberger, was führt dich zu mir?“ frug der Pfleger, dessen Stimme eines strengen Tones nicht entbehrte, denn es war ihm unangenehm zu wissen, daß ihn der Jäger vielleicht in seiner Gedankenverlorenheit beobachtet hatte.

Dieser hatte Zeit gefunden, sich zu sammeln, hob seinen Hut auf und entgegnete unterwürfig:

„Herr, Ihr habt mir sagen lassen, ich sollt' mich bei Euch einfinden, wenn ich vom Berge komme. Hier bin ich, was befehlt Ihr?“

Poißl zog die Falten der Stirne kritisch zusammen. Der Mann da vor ihm gefiel ihm nicht. Er hatte ihn nicht



selbst eingestellt, das tat sein Vorgänger. Doch fand sich bis jetzt auch kein besonderer Grund, ihn von seinem Posten als Burgjäger zu entfernen, obgleich Herr Poißl genau wußte, daß der Mensch weder bei

den Dienstleuten, noch in den Ortschaften beliebt war.

Der Pfleger mußte sich einen Augenblick darauf besinnen, warum er den Jäger zu sich bestellt hatte; dann flog ein flüchtiges Lächeln über seine Züge, denn der Grund war ja ein gar zu unbedeutender.

„Mein Weib hat sich beklagt, daß du ihr Fische und Wildbret gar zu spärlich in die Küche lieferst. Ich will nicht hoffen, daß es dir am Eifer fehlt?“

Der Jäger schüttelte abwehrend den Kopf.

„Dürst Ihr nicht denken von mir, Herr! Bin Tag und Nacht und zu allen unterschiedlichen Zeiten im Geheg und auf den Bergen. Aber bin allein und kann die Augen nit überall haben. Lumpen und Raubschützen gibt's genug, fast so viel, als Mannsbilder sind in den Dörfern und Höfen. Dürst mir's glauben, Herr! Ist kein leicht's Brot, was ich bei Euch eß. Keinen Augenblick bin ich vor einem Bolzen sicher. Sind schon mehr als einer gegen mich herangeflogen, und hätt' mir der heilige Hubertus nit wohl wollen,

låg ich schon lang in irgend einer Schrunsen oder Felsloch und die Bergraben und Wölfe freuten sich an mei'm Wildbret."

"Du übertreibst!" unterbrach der Pfleger unmutig den Redefluß des Jägers. „Seh' mir die Partenkirchner und Garmischer nicht so herunter! Ich weiß wohl, daß manch einer der Versuchung erliegen mag, wenn ihm die Hirsche gar zu toll im Haberader wirtschaften. Doch dafür setzt es auch strenge Strafen und ich bin nicht gewillt, die Rechte meines bischöflichen Herrn im geringsten antasten zu lassen. Aber die Mehrzahl will nichts davon wissen; von den besseren Leuten schon gar niemand."

Das Gesicht des Jägers überflog ein höhnisches Lachen.

„Paßt nicht für mich, Herr, daß ich widersprech. Aber was Ihr so von den Rechten sagt — damit schaut's schön aus. Weiß ja kein Mensch, wo sie anfangen und wo sie aufhören! Steckt all' zu viel Volk mit Grundrecht mitten in der Grafschaft, das nicht dazu gehört. Das greift ein in den Wild- und

Fischbann, wenn bald hier, bald dort die Grenz läuft und unsereiner Schonzeit halten soll, wo die andern ihre Bolzen lustig fliegen lassen.“

Herr Poißl war noch ernster geworden als zuvor. Daß, was der Jäger sagte, enthielt viel Wahrheit, denn innerhalb der Grenzen des Werdenfeller Landes lag so mancher Weiler, Bauern- oder Edelhof, der nicht dazu gehörte; Klöster und Edelherrn hatten daselbst ihre Untertanen und Grundholden. Es mag eben seiner Zeit, als Partenkirchen und Garmisch von dem Bischof Emicho, Wildgraf von Scheiern, angekauft wurden, an klingendem Gelde gefehlt haben. Aber viele der Rechtstitel waren streitig geworden, hatten Fehden und Prozesse verursacht, die sich bei dem langsamen Rechtsgang endlos hinschleppten. Nicht selten wurden sie gewaltsam beendet, indem sich der Stärkere sein vermeintliches Recht nahm, denn die Fürsten und Kaiser hatten anderes zu tun, als sich darum zu kümmern, ob ein paar hundert Bauern, oder einige Duzend kleine Edelleute ihr Eigentum ver-

loren. Eigentlich hatten sie, nach den Auffassungen der Zeit, kein Recht auf Grund und Boden, denn der Lehensherr belehnte die Großen mit Ländereien und von diesen wurde der Bauer belehnt, auf dessen Nachkommen die Nutzung überging. Dafür durfte er zu ungemessenen Diensten herangezogen werden, mußte das Erträgnis vierteln oder halbieren zu Gunsten seiner Herren, denn von was hätte sonst die Ritterschaft leben sollen? Das war schon lange so gewesen und wurde zum Rechte. Nichtsdestoweniger war das 16. Jahrhundert jene Zeit, wo die Fundamente des vom Fette des Landes zehrenden Rittertums vollständig wankend wurden. Die Reformation hatte noch ganz andere Gedankengänge, als religiöse, in den Köpfen der Menschheit ausgelöst, und der Pulsschlag einer kommenden sozialen Umwälzung durchzitterte bereits die Völker.

„Es scheint, du hast eine besondere Klage?“ fragte nach einigem Nachdenken der Pfleger.

„Ja, Herr! Wenn Ihr es denn schon von mir hören wollt: die Sonnenbauern in

Gschwand und Schlattan, der Schwaiger im Maintal und ganz besonders der Schorn von Hammersbach, das sind solche, die sich nichts um das bischöfliche Recht kümmern und behaupten, sie säßen auf freiem Eigentum, hätten hier und dort den Fisch- und Wildbann zu eigen. Herr, ich komm' mir vor, als wenn ich wildern ging, wenn ich im Stichberg, im Maintal oder auf dem Kramer pirschen geh."

Der Jäger fuhr sich aufgeregt mit der Hand über das Gesicht, das jetzt im Borne glühte, denn er dachte der vielen Demütigungen, die er an diesen Orten schon erfuhr. Seine Klagen hatte der vorige Burgpfleger immer nur mit einem Achselzucken erwidert; bei Herrn Poißl hoffte er damit besser anzukommen. Aber auch dessen Lippen entfuhr nur ein bedenklich klingendes „Hm!“ während er sich mit der Rechten in den Bart griff. Er bedachte eben, daß die Frage des Fisch- und Wildbannes dieser Höfe noch im Prozesse lag, wenngleich kein Zweifel war, daß das freisingische bischöfliche Hochstift obsiegen würde.

„Soll ich mir die Unbilden alle gefallen

lassen, Herr? Wollt Ihr mir nicht helfen, das bischöfliche Recht zu wahren?" drängte der Jäger.

Er sollte aber sogleich sehen, daß Herr Poißl nicht der Mann war, sich an seine Pflicht mahnen zu lassen. Mit einem energischen Schritte trat dieser auf den jetzt Erschreckten zu:

„Bube, du wirst unverschämt! Weißt du denn, ob es mir nicht erwünscht kommt, daß diese Bauern sich jetzt in Uebergriffen ergehen? Wenn es Zeit dazu wird, kannst du sicher sein, daß ich ihnen in den Arm falle. Und jetzt geh! Klagen meiner Hausfrau über deine Untätigkeit will ich nicht mehr hören und reize die Bauern nicht, indem du dich in Dinge mischst, deren Grund noch nicht klar zu sehen ist.“

Scheu, wie ein geschlagener Hund, brückte sich der Jäger aus der Thür. So hatte er Herrn Poißl noch nie gesehen. Wie die Augen blitzen und durchbohren konnten! Wie böse sich die Stirne des Herrn zusammenzog, als ihm die Zornröthe ins Gesicht stieg!

Rösslberger dachte mit einem gelinden Schauer daran. Er hatte eigentlich nur so wenig gesagt und dennoch dabei das Gefühl bekommen, daß sein weiteres Verbleiben in der Burg an einem Faden hängt. Er wollte doch nichts Unrechtes, er wollte nur Schutz gegen die Bauern!

Auf der Treppe stehend, die in den Burghof hinaus führte, warf der Jäger einen unheimlichen Blick des Hasses gegen die Fenster des Saales. Seine Fäuste ballten sich in zurückgehaltenem Grimme und zwischen den knirschenden Zähnen murmelte er:

„Wird auch der Tag für dich kommen, hochmütiger Leuteschinder! Was bist du denn, wenn du deine eigenen Knecht' nicht gegen Unbild schützen kannst? Ich soll die Bauern nicht reizen! Als ob ich den Kerls, die allzeit im Jäger ihren Feind sehen, was schenken oder nachsehen könnt. Sollen mir nur kommen! Geht's nit offen, geht's im geheim. Hüt' dich, Pfleger! Könnt sein, daß dich ein Wurm sticht, den du hast zertreten wollen.“

Mang Rösslberger war die Treppe hin-

unter gestiegen, und da er den unangenehmen Eindruck, den er in den verflossenen Minuten empfangen hatte, nicht aus seinem Gesichte spurlos verwischen konnte, bemerkten dies auch die Knappen und Reisigen, die im Burghofe bei den Ställen und am Wallgang herumlungerten und empfingen ihn mit einer Flut derber Anspielungen und Scherze. Keiner liebte den Schleicher, was ganz ungeschminkt zum Vorschein kam; jeder gönnte ihm von Herzen, daß höchst wahrscheinlich der Herr ein ganz besonders scharfes Wort mit ihm gesprochen haben müsse, sonst würde der sehr zur Ueberhebung neigende Jäger nicht in so geknickter Verfassung gewesen sein.

Röslberger wurde immer gereizter, der Hohn und die Wize, die auf ihn gemünzt waren, immer derber und beißender. Die Sache würde unzweifelhaft in eine Schlägerei ausgeartet sein, wenn nicht ganz unvermutet der Wächter auf dem Bergfried in sein Horn gestoßen hätte, was auf einer einsam gelegenen Burg stets eine größere oder kleinere Aufregung zur Folge hatte. Nun war gar

aus dem Hornrufe zu entnehmen, daß sich ein Angehöriger des Burgpflegers nahe und dies konnte niemand anderes sein, als Junker Albert, der einzige Sohn Herrn Poißls, welcher sich im Hofdienst zu München befand.

Keiner der Beiniger des Jägers dachte mehr an diesen. Alle eilten entweder aus Neugierde auf den Wallgang oder liefen nach der Zugbrücke, um dem Torwarte bei dem Aufziehen zu helfen.

Aber auch oben im Palas hatte der unvermutete Hornruf freudiges Erschrecken und Bestürzung hervorgerufen. Frau Benigna Poißl, eine stattliche, noch immer schöne Matrone, war in der Milchammer beschäftigt, den Mägden auf die Finger zu sehen und hatte eben eine Schöpfkelle, die ihr nicht sauber genug vorkam, prüfenden Blickes gemustert, als sie erstaunt aufhorchend, die einzelnen Hornstöße zählte . . . vier, fünf, sechs! Unwillkürlich ließ sie die Schöpfkelle in eine gefüllte Schüssel fallen, so daß die weißen Tropfen hoch aufspritzten und reichlich auf ihrem Gewande sichtbar wurden. Einen Freuden=

schrei stieß sie aus, denn nun wußte sie sicher, daß kein anderer, als ihr einziger, abgöttisch geliebter Sohn in die Burg einziehen würde. Flink wie in ihren jüngsten Jahren, noch im Laufen, in einem unbewußten Anfall von Eitelkeit, den breiten Schurz, der ihre Gewandung deckte, wegwerfend, lief sie an das Burgtor, um ja zu allererst den Heimgekehrten begrüßen zu können.

Warum er heute kam, wo er sich doch nicht vorher angekündigt hatte; was ihn bewogen haben mochte, den Hof so unvermutet zu verlassen — das war ihr gleichgültig. Es war da, das Kind ihrer Sorge und ihrer Liebe — was kümmerte sie alles andere; ihr Mutterherz jubelte.

Nicht so ihr Ehegemahl, Herr Poißl. Auch er hatte aufgehört und die Hornstöße gezählt, als diese mit der Zahl sechs endeten, fuhr es ihm wie Schreck in die Glieder, denn was konnte seinen Sohn bewogen haben, unangemeldet und zu so ungewöhnlicher Jahreszeit heimzukehren?

Väterliches Gefühl und Neugierde, ge-

mischt mit Sorge, trieb auch ihn dem Ankömmling entgegen. Er war noch nicht weiter als bis an das Tor des Palas herabgestiegen, sah er schon Albert, anscheinend in bester Gesundheit, den Arm um den Hals der Mutter geschlagen, die glücklich zu ihm aufschaute, in scherzendem Gespräche auf sich zukommen.

Da erschienen wieder die finsternen Falten auf Herrn Poißls Stirne, denn er hatte einen Augenblick gedacht, sein Sohn möchte vielleicht krank gewesen sein und zur Erholung das Gebirge aufgesucht haben. Aber die gesundheitsroten Wangen und kraftstrotzenden Bewegungen des hoch und schön gebauten jungen Mannes erzählten nichts von vorangegangenen Leiden. Das war es also nicht. Aber warum hat er den Hof verlassen, wo ihm eine baldige, ehrenvolle Anstellung um die Person des Herzogs soviel als sicher war? Der Pfleger hatte darüber bestimmte Nachrichten und wartete von Tag zu Tag auf deren Bestätigung.

Noch eine Minute und die beiden Männer

standen sich einander gegenüber, hatten sich die Hände gereicht, umarmt und schritten nun die Treppe des Palais empor, ohne daß der Vater nach dem Grunde der Heimkehr zu fragen wagte, während auf dem Gesicht des Sohnes einige Augenblicke es wie unsichere Verlegenheit lag, die jedoch nach einem Blicke auf die Mutter, welche augenscheinlich schon darüber aufgeklärt war und ihm freundlich ermunternd zunickte, rasch wieder zu verfliegen schien. Im Saale angekommen und nachdem Junker Albert seinen langen Staubmantel abgelegt hatte und nun in der kleidsamen, sogenannten spanischen Tracht, wie man sie bei Hofe trug, vor seinem Vater stand, konnte dieser eine Regung des Wohlgefallens nicht unterdrücken und seine Stimme klang deshalb unstreng und weich, als er fragte:

„Mein Sohn, nun magst du mir berichten, was dich zu so ungewöhnlicher Zeit nach dem Werdenfels geführt hat?“

„Gewiß, mein Vater,“ entgegnete dieser, „und ich hoffe, daß Ihr mir recht geben werdet, wenn Ihr erst alles erfahren habt.“

„Das ist eine sonderbare Einleitung. Fast möchte ich besorgen, daß irgend ein jugendlicher unüberlegter Streich die Ursache ist. Daß deine Ehre dabei nicht im Spiele ist, daß —“

„Weder das eine, noch das andere, lieber Vater,“ unterbrach Albert. „Erlaube, daß ich dir eine Frage stelle: Was würdest du tun, wenn du sehen müßtest, daß man dich in einem fremden Hause, ohne jeden triftigen Grund, so geradezu — wollen wir sagen: als Luft behandelte?“

Der Pfleger fuhr auf: „Beim Leib des Gekreuzigten! Das würde mir niemand bieten und das ließ ich mir nicht bieten. Weder als Mann noch als Adliger! Doch warum diese Frage?“

„Ich bin noch nicht zu Ende, Vater. Wie dann, wenn der, welcher dich, wie ich gesagt, beleidigt hätte, so weit über dir stünde, daß dein Zorn oder deine Rache machtlos an seiner Höhe zerschellt?“

Der Pfleger fing an zu begreifen. Das war also der Fall seines Sohnes und jener,

den er nicht zur Rechenschaft ziehen konnte, war der bayerische Herzog.

„Wie ist das alles gekommen? Erzähle ohne Umschweife!“ befahl er finster und ließ sich in den lebergepolsterten Stuhl sinken, der auf der Brücke neben dem schweren Eichentische stand.

„Das ist rasch erzählt,“ fuhr Albert fort. „Ihr wißt, mein Vater, daß der Herzog große Stücke auf mich hielt und in seine Nähe zog, wo es anging. Leider wegen dieser Auszeichnung erwachsen mir nicht wenige, ich bekümmerte mich aber nicht um sie und begegnete höchstens ihren boshaften Anspielungen mit Lächeln oder einem leichten Witz.“

Da kam die Jagdzeit heran. Der Herzog kannte mich als weidgerechten Jäger und zog nie aus, ohne mich dazu laden zu lassen. Daß ich einmal einen stark gehekten Reiter, der alle Miene machte, ihn regelrecht anzunehmen, noch vorher mit meinem Weidmesser abging, vermehrte seine gnädige Gesinnung gegen mich und die Hofleute prophezeiten mir eine glänzende Zukunft.

Nun ritten wir vor einigen Monaten zum Jagen auf Hochwild gegen Grünwald. Mir lief ein prachtvoller Sechzehrender an, den ich auch mit einem gutgezielten Bolzen streckte. Meine Freude darüber war ungeheuer. Ich



konnte das Ende des Treibens kaum abwarten, um den Herzog selbst von meinem besonderen Jagdglück in Kenntniß zu setzen. Doch dessen Empfang war nicht der von mir erwartete. Kaum, daß er auf mich hörte, um gleich darauf die Jagd abblasen zu lassen. Höchst erstaunt blickte ich auf und sah im ganzen Umkreise, statt wie zu erwarten neidische, lauter höhnische Gesichter, die sich dabei nicht den geringsten Zwang antaten.

Ich war wütend darüber, mußte jedoch meinen Aerger niederzwingen, denn sonst würden sie noch mehr triumphiert haben.

Bald wurde mir klar, daß das Benehmen des Herzogs sich mir gegenüber völlig veränderte. Ich war, wie man so zu sagen pflegt, in die kleine Ungnade gefallen.

Einige Wochen später sollte mir durch die Bemerkungen eines herzoglichen Jägers, dem ich gelegentlich eine kleine Gefälligkeit erwies, für die er sich dankbar zeigen wollte, das Vorgefallene begreiflich werden.

Der alte Hofjägermeister, durch die Vorliebe des Herzogs für mich um seinen Posten

besorgt geworden, ließ mir bei selber Jagd eine Falle stellen, in die ich auch ahnungslos ging.

Mein Herzog hatte sich nämlich den Abschluß des kapitalen Sechzehners vorbehalten, wovon mir aus guten Gründen kein Wort mitgeteilt wurde. Im Gegenteil, man stellte mich auf den Wechsel, für welchen zehn gegen eins zu wetten war, daß ihn der Hirsch annehmen würde. Das Weitere überließ man dann meiner Jagdfreude und meiner Schießfertigkeit.“

Der Burgpfleger konnte eine Bewegung des Erstaunens nicht unterdrücken; Frau Benigna schlug ob einer solch raffinierten Schlechtigkeit die Hände zusammen. Albert fuhr fort:

„Was meine vielen Freunde dem Herzog noch über mich gesagt hatten, habe ich nicht erfahren. Auf jeden Fall hat es vollständig hingereicht, ihn mir abwendig zu machen und nur das Gedenken an den Tag in Grünwald mag die Ursache gewesen sein, daß es nicht schon damals zum offenen Bruche kam. Ich

war mir keiner Schuld bewußt, und hoffte auf eine mündliche Aussprache.

Allein für diese wollte sich keine Gelegenheit finden lassen, denn selbst die erbetene Privataudienz wies der Herzog damit zurück, daß er mir sagen ließ, er sei mir in Gnaden gewogen — habe aber gegenwärtig keine Zeit für mich.

Es vergingen wieder etwelche Wochen, als ich mich eines Tages in den Höfen des herzoglichen Marstalles befand, um nach meinen Pferden zu sehen. Da begegnete mir der Junker Reuchlin, bekannt wegen seines boshaften tückischen Wesens. Als er meiner ansichtig wurde, verzerrte sich sein Gesicht zu einem höhnischen Grinsen, er blieb stehen und fragte mich mit einem ganz perfiden Lächeln, ob ich nicht Lust hätte, bald wieder einen Sechzehner zu schießen.

Das wäre ja an und für sich nicht mehr oder weniger als eine vorlaute Bemerkung gewesen. Ich hatte aber den Junker in Verdacht, daß er es war, der dem Oberjägermeister zu dem schönen Plane verholten hatte,

welcher gegen mich ausgeführt worden war und diese Begegnung machte den Verdacht zur Gewißheit.

Darüber stieg mir der Zorn derart zu Kopfe, daß ich sofort nach dem Schwerte griff und dem Junker zurief, vom Leder zu ziehen, wenn er nicht gewärtigen wolle, von mir mit der Hundepeitsche gehauen zu werden.

Reuchlin hatte offenbar nicht erwartet, daß die Sache ein so gefährliches Ansehen erhalte, er zog zwar, aber die ganze Art, wie er sich auslegte und stellte, zeigte mir auf den ersten Blick, daß ich ihm nach Gefallen den Schädel spalten konnte, wenn ich nur wollte.

Einen solchen Gegner hielt ich meiner nicht für würdig, um ihn mit der Schneide meines Schwertes zu züchtigen und kurzgefaßt zog ich ihm mit der ganzen Breite meiner Klinge, so daß sie sich über dem frechen Lästermaul kreuzten, zwei richtige Jagdhiebe rechts und links über das Gesicht.

Der saubere Held, der keine Zeit gefunden hatte, zu parieren, stürzte heulend und

auffreischend zusammen, denn zwei richtige flache, brennen mehr als zwanzig schneidende Hiebe. Stalleute liefen hinzu und trugen ihn unter Hohnlachen und spöttischen Bemerkungen nach einem Brunnen, wo sie ihn mit kaltem Wasser behandelten.

Am selben Tage mußte natürlich der ganze Hof von der Züchtigung, die ich dem frechen Junker hatte angedeihen lassen. Dessen Feinde und Widersacher freuten sich darüber, dem Herzoge mußte jedoch der Vorgang in ganz absonderlichem Lichte geschildert worden sein, denn von dieser Zeit an wurde ich nur in die Burg geladen, wenn es gar nicht mehr zu umgehen war und der hohe Herr und seine Umgebung taten, als wenn ich Luft wäre.

Das war um so mehr beleidigend, als ich eine derartige Behandlung nicht verdient zu haben glaubte. Ich blieb noch so lange, bis ich sah, daß sich diese Umstände eher verschlechterten als verbesserten; dann dachte ich mir, dazu ist ein Poißl zu gut, der Herr Herzog und sein Hof mögen sehen, ohne mich fertig zu werden, heischte Urlaub, der mir in

Gnaden gewährt wurde, packte meine Sieben-
sachen auf die Säule und ritt spornstreichs
nach dem Werdenfels. Daß ich, lieber Va-
ter, von diesen Dingen vorher nichts ver-
meldet habe, hat seinen Grund darin, daß
ich Euch damit nicht die Tage vergällen wollte.
Und nun bin ich da und hoffe, daß ich mir
damit nicht Euren Bohn auf den Hals lud.
Ich bin fest überzeugt, Ihr an meiner Stelle
hättet nicht anders gehandelt.“

Frau Benigna bewegte eifrig zustimmend
den Kopf, der Burgpfleger aber sah finster
vor sich hin — und schwieg. Die Mienen
Alberts zeigten eine schmerzliche Enttäu-
schung. Er war so fest in seinem Innersten
überzeugt, recht gehandelt zu haben, daß er
das Schweigen seines Vaters nicht begriff.
Sollte dieser meinen, Grund für einen Tadel
gefunden zu haben, warum spricht er ihn
nicht aus? Warum schweigt er, hinter einer
Maske von starrer Kälte?

Die Sonne war im Sinken; durch die
Bogenscheiben der Bogenfenster fielen die
letzten warmen Strahlen des scheidenden

Lichtes schräg in den Saal; zwischen Vater und Sohn spielte auf dem, mit feinem weißen Sande bestreuten Estrich ein großer, blutroter Fleck, der Widerschein des, mit dem farbigen Wappen geschmückten Fensters. Der weite Saalraum begann sich in Dämmerung zu hüllen; nur noch auf der einen Seite desselben zeigte sich das auf der getäfelten Wand angebrachte Gewissen deutlich, weil auf den scharfen Ecken und Kanten des gleißenden Metalles Lichter zitterten und flimmerten, die allmählich tiefer und tiefer herabließen, bis sie in der allgemeinen Dämmerung ertranken.

Das Schweigen wurde von Minute zu Minute peinlicher, aber weder Albert noch seine Mutter getrauten sich, es zu brechen; die Ehrfurcht vor dem Vatten und Vater verbot das.

Endlich schlug der Pfleger die Augen auf und richtete sie müde auf die ihm Gegenüberstehenden. Was er soeben gehört hatte, berührte ihn tief, weil er erkennen mußte, daß das Gebäude seiner Hoffnungen, das er auf

die Zukunft des Sohnes gesetzt hatte, damit zum Einsturz gebracht war.

„Ich bin weit entfernt, dir zu zürnen, Albert,“ begann er, „und ich gebe dir darin vollständig recht, daß ein Poißl sich zu gut dünken darf, den Spielball höfischer Ränke und Launen abzugeben. Ueber die Art, wie du mit dem Junker Reuchlin verhandeltest, ließe sich streiten, doch will ich dich auch deswegen nicht tadeln, obgleich du dir damit nicht nur einen, sondern auch diejenigen zu deinen Feinden gemacht hast, die zu seiner Sippe gehören. Sie hätten es leichter ertragen, würdest du ihm den Schädel gespalten haben, als daß du ihm zu einer blutrünstig geschwollenen Wange verhälft. Hüte dich und sehe dich vor, mit diesen Leuten wirst du noch zu rechnen haben.

Ich habe den Fehler begangen, mir deine Zukunft mit zu bestimmten Farben auszumalen. Meine Wünsche, die dich bereits als herzoglichen Dienstmannen sahen, geehrt und in hohen Würden, sind zerronnen und ich werde mir überlegen müssen, ob ich das Un-

erbieten meines bischöflichen Herrn, der dich an seiner Seite behalten will, annehme oder nicht."

Albert machte eine zustimmende Bewegung, doch der Burgpfleger streckte abwehrend seine Hand aus.

„Davon später, mein Sohn. Du wirst begreifen, daß ich alternder Mann den Dingen mehr auf den Grund sehe, als es dir bei deiner Jugend möglich ist.

Dieser ganze Vorgang ist für mich zugleich ein Zeichen der Zeit. Der neue Geist, den der Wittenberger Mönch zum Schaden der Kirche entfesselte, hat bereits die Großen und die Kleinen der Welt ergriffen. Das Rittertum ist im Verfallen; die Treue eines adeligen Dienstmannes wird niederer eingeschätzt, als das Geweih eines Hirsches. Statt biederer Offenheit und ritterlicher Ehrenhaftigkeit, einst die Stützen der Throne, drängen sich hündische Schmeichler um diese. Die Städter maßen sich Herrenrechte an, der Bauer erfrecht sich, mit dem Ritter um sein Grund=lehen zu hadern. Und erst die Religion! Wo=

hin ist die Achtung gekommen, die wir ihren Priestern schulden? Die Hölle hat sich aufgetan und ihre Teufel und Unholde haben sich über die Erde zerstreut. Mit Feuer und Schwert ist dagegen angekämpft worden und ich hoffe zu Gott, daß der Arm der geistlichen und weltlichen Obrigkeit nicht erlahmen wird, bis der Sieg wieder unser ist.“

Der Pfleger hatte die letzten Worte mit erhobener Stimme gesprochen und seine Augen glänzten dabei in einem fanatischen Feuer. Drohend ballte sich die auf dem Tische liegende Faust und der Körper des Mannes spannte die Muskeln, als wenn er bereit wäre, jetzt gleich den Kampf aufzunehmen.

Es war fast dunkel geworden, die schweren Holzscheite, die trotz des Frühlingstages in dem großen Kamine schwelten und mit bläulichen, zuckenden Flammen brannten, stürzten plötzlich in sich zusammen und entsendeten einen knisternden Funkenregen in den Saal.

„Seht ihr, wie die Funken sprühen?“ rief der Ritter und sprang so unvermittelt von seinem Sitze auf, daß Albert und seine Mutter

zusammenschraken: „Genau wie diesen, wird es den Gottlosen ergehen. Einen Augenblick mögen sie leuchten, dann versinken sie in die Finsterniß, in die Hölle, von der ihr Wesen ist.“

Hochaufgerichtet, nach den ersterbenden Gluten zeigend, stand der Pfleger da. Scharf hob sich seine Gestalt von dem helleren Hintergrunde, den das Bogenfenster bildete. Rote Lichter spielten flackernd auf dem Estrich und liefen über seine weiße Hand, die dadurch wie in Blut getaucht erschien.

Die Türe des Saales öffnete sich mit Geräusch; durch dieselbe schritten zwei Knechte, von denen einer den doppelarmigen Leuchter mit den Wachskerzen trug, der auf den Tisch der Herrschaft gehörte, während der andere einen brennenden Rienspan am Kamine befestigte.

Dadurch wurde die Halle mäßig erleuchtet. Mit diesem Lichte schienen auch die Geister der Finsterniß zu weichen, welche auf die drei Menschen dort auf der Brücke einzudringen drohten.

Schweratmend hatte sich der Burgpfleger auf seinen Sessel niedersinken lassen. Er fuhr sich über die gefurchte Stirne, als wollte er die Sorgen, die ihn drückten, verwischen.

Emsig hantierten die Knechte, die Mahlzeit vorbereitend, im Saale; trugen die an den Wänden stehenden Tische in die Mitte; schoben lange Bänke an deren Seiten — dann ein kurzes Läuten der Hausglocke und die männlichen und weiblichen Dienstleute der Burg, neugierige Blicke auf den so unvermutet angekommenen Herrensohn werfend, drängten sich herein und stellten sich hinter ihre Sitzplätze.

Das Gebet, das der Burgpfleger nach dem Mahle sprach, dauerte heute länger als gewöhnlich. Zu dessen Schlusse flehte er inbrünstig, daß der starke Gott mit Plagen und Flammen ausrotten möge, was sich ihm entgegenstellen wolle.

Den Teufel und seinen Anhang, der die Welt verpestet, den möge er erneut in die Hölle stürzen und diese schließen, durch den Erlöser der Menschheit, durch seinen Sohn

Jesu Christo, auf daß es wieder Tag werde, wo es angefangen hat, Nacht zu sein. —

Zwischen den gigantischen Felswänden der Zugspitze und den Steilabstürzen des Wachsensteins braußt theils in tollen Raskaden, theils sich um mächtige Felsbrocken windend, oder über solche hinwegsetzend, der Hammersbach, den bei der Schmelze die Loisach aufnimmt.

Daß durch seine wilde Großartigkeit das Grauen der Menschen erweckende Höllental ist sein Bett und von Schauern begleitet ist das gurgelnde Wasser, bis es, seinen Lauf verlangsamend, in das Loisachtal hinaustritt.

Nächst dieser Austrittsstelle ragte eine alte Burg, die im 11. oder 12. Jahrhundert erbaut, zur Zeit unserer Geschichte nicht mehr ritterlichen Zwecken diente, von der nur mehr das Palas stand. Zerfallen und vermodert wie das einstige Trukwerk, die Mauern und der Bergfried, lag auch das Geschlecht der edlen Hammersbacher längst in seinen Gräbern.

In einer ruhigen Zeit, wo keine gefährliche Einkehr oder eine Fehde der allzeit streit-

füchtigen Nachbarn zu fürchten war, mochte vielleicht einmal einer der Burgherrn, der wundgeschossenes Wild, das oft bergab zum Wasser geht, um in den kalten Fluten seinen Schmerz zu stillen, im Bachbette auffallend gefärbte Steine bemerkt haben, die von Kundigen als Erze erkannt wurden.

Das führte darauf, nach deren Lagerstellen zu suchen und als diese für Blei und Eisen gefunden waren, sie auszubeuten.

So entwickelte sich dort, unter herzoglich bayerischem Privileg, ein kleiner Bergbau, der die ritterlichen Besitzer der Burg nach und nach zu Hüttenmännern machte, ihnen das Schwert entwand und dafür den Pochhammer in die Faust drückte.

Im Jahre 1587 war, nach dem Aussterben der Hammersbacher, Herr Matheus Schorn Besitzer von Hammersbach, ein freier, bäuerlicher Mann, der dem Herzog von Bayern zinst, vordem bis nach Rutenberg in Böhmen gekommen war und sein Handwerk beim Hammer und der Schmelze vorzüglich verstand.

Daß er nicht dem Werdenfesser, sondern

dem Bayern zinsen mußte, obgleich sein Grundlehen mitten in der Grafschaft lag, verschaffte ihm eine angenehme Ausnahme=stellung, die er sich auch nicht dadurch vergällen ließ, daß das freisingische Hochstift Herrenrechte an die alte Burg geltend machte und sich mit dem Herzoge in München darum schon seit Jahren stritt.

Der Schorn dachte bei sich: „Wird oben=auf bleiben, der Herzog! Erstens, weil es der Herzog ist und zweitens, weil der kriegs=lustige Herr nicht so leicht ein Werk wird fahren lassen, wo ihm neben scharf schnei=enden Sensen so viele gute Spieße und Bol=zenspitzen geschmiedet werden.“

Und damit schien er recht behalten zu sollen, wenigstens dauerte es lange genug bis zur Entscheidung. Eigentlich war gar kein Ab=sehen, wann es einmal dazu kommen würde.

Matheus Schorn war jetzt ein kraftvoller Fünziger, nach seinem Charakter das, was man eine ehrliche Haut nennt, was aber nicht ausschloß, daß er seinen Vorteil recht=zeitig wahrnahm. Hoch und ungebeugt war

seine Gestalt; aus dem gesund aussehenden, nicht unschönen, von Bart umrahmtem Gesichte, lachten und funkelten ein Paar gutmütige Augen, die aber, wenn der Mann zornig wurde, was selten geschah, stechen und blitzen konnten, daß es eine Art hatte. Wenn es dazu kam, so griffen gewöhnlich auch schon die Fäuste wie Schraubstöcke zu, oder schlugen wie Hämmer, was so mancher Gruben- oder Werkknecht empfinden mußte, so es ihm etwa einfiel, sich widerspenstig zu zeigen.

Dem Hause fehlte die Hausfrau. Sie lag seit Jahren auf dem Kleinen, verwilderten Gottesacker neben der Burgkapelle und hatte ihrem betrübnen Gatten ein viertel Duzend jüngere Kinder und einen Sohn, den Rasso, hinterlassen, der zur Zeit zweiundzwanzig Jahre zählte und in verjüngter Ausgabe ganz das Ebenbild des Vaters war.

Als der alte Schorn mit seinen Rangen gar nicht fertig wurde — viel Zeit konnte er auf die Erziehung überhaupt nicht verwenden — so erinnerte er sich einer Vaterschwester, die bei Weilheim wohnte, arm und eine Witwe

war, jedoch eine Tochter besaß, die jetzt wohl so alt sein mochte, daß man ihr die Beaufsichtigung der Halbverwahrlosten vielleicht anvertrauen konnte.

Kurz entschlossen sattelte eines Tages der Matheus den Gaul, nahm einen zweiten mit einem Tragsattel an die Hand, empfahl seine Kinder und das Werk dem Schutze des Allerböchsten und ritt mit der tröstenden Hoffnung gegen Weilheim, daß möglicherweise Hammersbach bei seiner baldigen Rückkunft doch nicht ganz auf dem Kopfe stehen werde.

Auf dem langen Wege hatte er Zeit sich auszudenken, wie ihn die „Bäse“ mit Freuden empfangen und sofort die Tochter mitgeben werde. Sie mußte ja froh sein, ihr Kind in einem so guten Hause als das seine unterzubringen.

Je näher er aber herankam, desto mehr Zweifel begannen ihm aufzusteigen. Alte Weiber haben ihre Launen! Wenn nun die Frau beispielsweise kränklich war und die Tochter nicht entbehren konnte, was dann? Oder — was doch auch in das Bereich der Möglich=

keit gehörte — das Mädcl keine Lust zeigte, die Heimat zu verlassen!

Der Schorn sah mit einem komischen Seitenblick auf das Handpferd. „Dann hätten wir euch nicht aus dem Stall zu ziehen brauchen und wer weiß, zu was das gut gewesen wär', denn: „Ins Wasser springen, wo's reißt, und fremd Weibslcut ins Haus eintun — sagt das Sprüchwort — ist ein fest Unterfangen.“ Aber bei dem Matheus hielten solche Stimmungen nicht lange an. Er war in seinem Wanderleben schon in so viel gefährlichen Lagen und sonderbaren Umständen gewesen und hatte sich immer wieder glimpflich durchgewunden, daß er sich auch diesmal dachte: „Wird sich schon nausreißen!“ was in dem Fall soviel hieß, als die Margaret Gättingerin wird ein Einsehen haben und mitkommen.

Die alte „Bas'n“ hatte auch wirklich eine große Freude, als der stattliche „Bettcr“, der seine Kasse im Wirtshaus eingestellt und sich etwas vom Staub der Reise gereinigt hatte, in ihrem Häuschen vorsprach.

Von den äußeren Zeichen der Armut, die nur zu oft mit Schmutz und Verlottertheit Hand in Hand geht, war nichts zu bemerken. Die Bas'n war auch noch ein ganz rüstiges Weib, das etwas vor sich schaffte; es schien ihr auch keineswegs so schlecht zu gehen, als der Schorn gedacht hatte, dessen Zuversicht nunmehr wieder keine zu starke war.

Die Margaret war nicht zu Hause, wenigstens kam sie nicht zum Vorschein. Und weil es so bäuerische Sitte ist und gut Ding seine Weil' haben will, sprach der Matheus, während er kräftige Scheiben von dem schwarzen Roggenbrote schnitt, den mageren Kuhkäse aß und das saure Bier trank, das ihm zum Willkomm vorgesetzt worden war, von allen anderen Dingen, nur nicht von dem Zwecke seiner Reise, auf den die Alte gewiß sehr begierig war. Aber zu jener Zeit war man noch nicht so neugierig als heute, wo diese Frage gewiß die erste gewesen wäre.

„Hast ja ein ganz sauber Heimwesen, was man so sieht,“ meinte der Schorn, als er gegessen und sich artiger Weise den Mund mit

dem Ärmel gewischt hatte, denn er wußte, was sich gehört.

„Tut's schon, tut's schon,“ nickte die Base, die sich damit beschäftigte, einen mächtigen Fleck auf ein altes Wams zu setzen. Aber es freute sie, daß der reiche Better es anerkannte.

Die suchenden Augen des Matheus nahmen eine sauber mit rotem Garn gestickte Decke wahr, die, in einem solchen Hause ein ganz abnormer Luxus, über das Kopfteil des alten, ledergepolsterten Stuhles, in dem die Frau saß, gebreitet lag. Da ihm nichts anderes einfiel und er erst die Margaret sehen wollte, bevor er loslegte, so frug er:

„Wo hast denn das feine Tüchlein her, dort hinter dir auf dein' Stuhl?“

Die Gättingerin sah mit einem unbekannten Stolz von ihrer Arbeit auf.

„Das hat die Margaret gemacht.“

Dem Schorn gab es einen ganzen Riß. O weh, dachte er sich, wenn das Mädl so fein's Zeug stickt, wie sonst nur die Klosterfrauen und Edeldamen, so ist sie zu meiner groben Haus-

arbeit verdorben. Aber woher hatte das das Mädl? Deswegen sagte er jetzt:

„Hat's g'wiß von sich selber gelernt! Mit wahr, Bas'n?“

Die lachte ihn aber ganz überlegen aus.

„Du Tölpatsch. Was doch die Mannsleut dumm sind! Als ob so was ein Mensch von sich selber lernen könnt? Im Kloster war's, hier, bei den heiligen Salesianerinnen in Polling. Da hat's viel gelernt, das und sogar Lesen und ein biß'l Schreiben! Drinnen hätt's bleiben sollen und den Schleier nehmen, kaum daß sie's mehr herausgelassen haben. Aber meine Margaret hat gesagt, sie hätt' gegenwärtig noch Pflichten auf der Welt, weil sie ein Mutterl hätt, die alt wird. Nachher, später, da sei's vielleicht eher möglich.“

„Beim Blut Christi!“ rief der Schorn.
„Das war g'scheit von dem Mädl. Eine Nunn' zu werd'n, hat sie alleweil noch Zeit.“

„Weiß nit,“ sagte die Bas'n kopfschüttelnd.
„Ist gar ein g'fährlich Leben für ein jung's Weibsleut und b'sonders wenn's sauber ist. Gibt gar so viel Fallstrick auf der Welt!

Bin auch in meine junge Jahr in gar mancher Gefahr g'wesen, aber Gott sei Dank, ich bin rechtlich und brav blieben. Aber ist halt was gar so schwach's, so ein weibliches Gemüt und da möcht ja doch der Gottesfrieden hinter recht dicken Klostermauern hie und da recht gut sein."

„Hm," machte der Schorn. Er wollte widersprechen, aber im Innern gab er der Tochter ganz recht, daß ihr die Sorge um das Mutterl näher lag, als die eigene Heiligung unter dem Schutze der bewußten dicken Mauern. Eine kleine Pause ergab sich von selbst, während er wieder um sich blickte, um nach neuen Anknüpfungen zu suchen.

Da bemerkte sein kundiges Auge, daß die Wand, welche die Wohnstube von der nächsten Kammer trennte, unstreitig erst neu aufgeführt worden sein mußte.

„Hast unlängst den Maurer gehabt, Bas'n?" fragte er, um etwas zu sagen.

„Na, na; was nit gar! Uns arme Leut tragt's kein Maurer; sind froh, wenn wir sonst nit hungern müssen!"

„Aber die Mauer ist doch ganz frisch!“ behauptete der Schorn und trat untersuchend an dieselbe heran.

„Freilich, freilich; das schon.“

„Ich versteh nit; wer hat sie denn dann aufg'führt?“

„Wer? Die Margaret halt,“ meinte die alte Gättingerin, als ob sich dies ganz von selbst verstände.

„Die Margaret!“ stieß der Schorn im höchsten Erstaunen heraus. „Hat denn das Mäd'l das Mauern auch im Kloster g'lernt?“

„Jetzt red'st aber schon recht talfet! Nix für ungut, Better. Als wenn die heiligen Frauen nit was G'scheiteres zu tun hätten, als Mörtel anmachen und Ziegelsteiner auf einander pappen! Die müssen um ihre Seligkeit bet'n und für die vielen armen Sünder, die in der Welt herum laufen; die Messen anhören, weil die andern keine Zeit haben zum 'neingehen!“

„Aber die Margaret?“ drängte der Better.

„No die Margaret — weißt, das ist ein

Mädl! Wenn die ei'm Menschen bei einer Arbeit erst ein paarmal zug'sehen hat, so kann sie's fast grad so gut wie derselbige. Du hättest lachen müssen, wenn du g'sehen hättest, wie sie in der Lehmgrub, die hinter dem Haus liegt, Ziegel g'strichen und selbige nachher in der Sonn trocknet hat. Sand haben wir selber g'habt und den Kalk hat sie sich im Kloster schenken lassen. Ja, ja. Es war ein ganz guter Gedanken von ihr, daß s' die Mauer g'macht hat, denn die große Stub'n war im Winter gar so schlecht heizen. Arme Leut wie wir, die müssen sparen mit dem Holz, das man sich das Jahr über mühselig zusammengetragen hat. Aber ich sag' dir, Vetter: Wie das Mädl bei der Maurerarbeit ausg'schaut hat! Ganz weiß vom Kalk und mit lauter Mörtelsprüher im Gesicht und auf die Arm."

Der Schorn konnte sich nicht mehr halten vor Freude und Vergnügen. Das war ja, was er so nötig brauchte; eine tatkräftige, energische weibliche Stütze, mit einem guten Herzen und geschickten Händen, die vor keiner

Arbeit zurückschrecken. Am liebsten hätte er gerade herausgejubelt. Seine ganze Erregung drückte sich in der heftig herausgestoßenen Frage aus:

„Bas'n! Wo ist das liebe, gute Mädl?“

Die Gättingerin schaute verwundert auf.

„Pressiert's denn so? Mußt leicht abwart'n, bis sie heim kommt und einstweilen mit der Alten vorlieb nehmen. Na, wie's doch bei den Mannsbildern gleich aus und Amen ist, wenn sie einmal von ei'm jungen sauberen Mädl hören, daß sie auch was taugt zum Wirtschaften!“

Aber der Schorn war durch den abweisenden Ton seiner Base nichts weniger als beruhigt.

„Klausen und kein End! Wo die Margaret ist, möcht ich wissen?“

„Wo wird sie sein?“ antwortete die Gättingerin, halb unmutig. „Dem Nachbar fährt sie seine jungen Roß ein. Wird eh nit mehr lang dauern bis sie heim kommt.“

Matheus Schorn stand da und riß, wie man zu sagen pflegt, Mund und Ohren auf;

geradezu die Rede hatte sie ihm verschlagen, diese neue Aufklärung.

„Wa—as? Roß tut sie einfahren?“

„Als wenn das was besonders wär! Hinter unserm Hausgarten ist der Roßgarten vom Nachbar. Da laufen die Füllen das ganze Jahr darauf herum. Ist doch kein Wunder, daß alle die Rösseln die Margaret kennen und sich von ihr lieber was antun lassen, als von so ei'm groben Knecht. Da schlägt und beißt kein's, wenn ihnen die Margaret das Kummer auflegt, und zum Ziehen weiß sie die pat-schigen Viecherln auch zu bringen, ohne daß sie mit der Heugabel drauf schlägt oder ihnen mit der Peitschen um die Ohren knallt. Aber das bitt' sie sich jedesmal aus, daß ihr kein Mannsbild dabei hilft und sie gibt erst die Rösseln aus der Hand, bis s' ganz brav sind und gar nix mehr anders wissen, als ziehen und ziehen.“

„Und das erlaubst du dem prächtigen Mädl! Ja Bas'n, denkst du denn gar nit an die G'fahr, die dabei ist? Sehest du denn das Leben von deiner Tochter so leichtsinnig auf's

Spiel?“ schrie der Schorn und trat nun ganz aufgereggt und drohend an die Alte heran. „Herrgott! Wenn dem Mädl was g'schieht bei solch waghalsige Sachen! So ein G'schöpfel und zwei junge, wilde Roß!“

„Aber Better, für was denn die Hitz? Hab ich nit recht g'habt, daß ihr nix g'schieht? Schau dich um, da hinter dir steht s'.“

Der Schorn drehte sich wie ein Kreisel. Da stand diejenige, für die er sich so ereifert hatte, mit einem lachenden, hochgeröteten Gesicht; augenscheinlich hatte sie die letzten heftigen Entgegnungen des ihr fremden Mannes mit angehört und ihren Spaß daran gehabt.

„Das ist der Better von Hammersbach!“ rief ihr die Mutter zu. „Hätt' mich schier gar zerrissen, weil du mauerst und junge Roß einfahrst.“

Das Mädel war ohne zu zögern auf ihren Verwandten zugegangen und hatte ihm die Hand gereicht. Der Matheus Schorn stand aber noch so sehr unter dem Banne des Gehörten und was er jetzt vor sich sah, daß er sich sichtlich in großer Verlegenheit be-

fand, die erst wich, als das Mädchen mit ihm zu plaudern begann.

„Ist ganz natürlich, Better,“ sagte sie, „daß du mich für ein recht wildes Ding hältst. Bin ich auch. Ich mach aber solche Sachen nur, wenn ich ganz sicher bin, daß ich sie auch fertig bring. Mit den Kösseln ist auch gar keine Wagnis dabei; kennen mich ja von ihren Kindstagen her und sind so g'scheit, daß sie wohl unterscheiden, wer's gut mit ihnen meint. Hättest nur sehen sollen, Better, wie ich heut mit dem Hantigen * fertig geworden bin! Fallt ihm auf einmal ein, daß er nit mehr ziehen will, schlägt aus, springt über die Sträng und macht Dummheiten. Wie ich aber da vom Wagen herunter bin! Ordentlich ausg'schimpft hab' ich ihn und mit der Hand“ — sie zeigte dabei ihre keineswegs große Rechte hin — „zwei Klaps auf die Nase geben! Da hat er sich dann vor seinem Nachbarn g'schämt und ist gegangen wie ein Lamperl.** Morgen kann der Bauer damit hinfahren wo er will.“ —

* Handpferd. ** Lamm.

Als das Zwielfcht kam, gewann der Schorn so viel Mut, um der Bas'n seine Sache vorzutragen. Aber es schien, als sollte er damit nicht viel Glück haben.

„Was fang ich ohne die Margaret an?“ frug sie kopfschüttelnd. „Ist mir eine rechte Ehre und wär g'wiß gut für das Mädl, wenn sie in ein christlichs Haus kommen könnt, wie das deinige, Better, aber wer soll mir die Haus- und Feldarbeit tun? Jetzt geht's ja noch, aber wenn man so alt ist als iu, kann einem alle Tag was ankommen.“

Margaret sagte gar nichts, aber sie hörte mit großer Aufmerksamkeit zu, wie der Better wahrheitsgemäß sein Heimwesen, seine Kinder und seine Sorgen schilderte. Da überkam es ihre Seele wie ein großes Mitleid mit dem braven Mann, der der Anhänglichkeit und Dankbarkeit an sein totes Weib so berebten Ausdruck gab. Er hätte sich nur wieder zu verheiraten gebraucht, schraß aber davor zurück, seinen Kindern eine Stiefmutter zu geben.

Wenn die Sorge um die Mutter nicht gewesen wäre!

Der Schorn wurde immer eindringlicher und wärmer, je öfter er seinen Blick auf das junge Mädchen lenkte, die mit nachdenklicher Miene seinen Worten folgte.

Mit in den Schoß gefalteten Händen saß sie da, die dunkeln Augen bald auf den Mann, bald auf die Mutter richtend. Der brennende Kienspan am Kamine durchleuchtete ihr rötlich blondes Haargeringle von rückwärts, so daß ihr Kopf wie von einer zitternden, feurigen Aureole umgeben schien.

„Weiß ich ja, daß du ohne eine Hilf nit auskommen kannst;“ beteuerte der Schorn, „aber gib mir die Margaret nur über den Sommer mit; während der Zeit halt ich dir eine starke Dirn und wenn's anfängt zu winter'n, so komm' ich und hol' dich. Den Winter über bleibst du bei uns und was nächstes Frühjahr sein wird, das wollen wir dann schon sehen. Ein Mäd'l, das so im Handumdrehn mit junge Rösseln fertig wird, die wird meinen Wildlingen auch die überflüssige Schneid ablaufen können.“

Die alte Gättingerin wurde schwankend.

Wie der Better es vorschlug, könnte es vielleicht gehen. Jetzt erst fiel ihr ein, daß Margaret bisher vollständig geschwiegen hatte. Wenn diese sich abgeneigt zeigte, war ja die ganze Sache gegenstandslos. Bevor sie aber noch fragen konnte, hatte sich das Mädchen zur Antwort erhoben.

„Ich mein', Mutter, man soll dem Nächsten beistehn und besonders, wenn's ein Verwandtes ist. Ist's dir recht, so machen wir's so, wie der Better es vorschlagt.“

Die Gättingerin nickte halb zustimmend, halb abwehrend.

„Kommt mich hart an, wenn ich dich von mir laß! Aber eine Sorg, daß du brav bleibst, und mir Ehre machst, die hab ich nit. Also, in Gott's Namen, Better, wenn du meinst, daß dir die Margaret als Hauserin gut g'nug ist, so nimm sie mit nach Hammerzbach.“

Der Schorn hatte eine Herzensfreude darüber, daß ihm der Wurf gelungen war. Er reichte der Bas'n und Margaret den Rechten, dann hielt er den Dingspruch, worin

er dieser sagte und versprach, wie sie gehalten werden sollte in Ehren und Züchten, mit Liegerstatt und Nahrung, Geldgabe und Gewandung, an Wochen- und Festtagen, bis nächsten Allerheiligentag.

Alles war so reichlich bemessen, daß sich die alte Gättingerin zuletzt noch über den Handel freute, weil sich die Margaret auf diese Art wohl etwas zurücklegen konnte. Einen Augenblick ruhten die zwei Hände der Frauen in der Rechten des Schorn, dann erhielt das Mädchen einen blanken Silbergulden als Angeld und war damit die Hauserin des Matheus Schorn zu Hammersbach geworden.

Schon früh am nächsten Morgen scharrten die Kofse ungeduldig vor der Türe des kleinen Häuschens in Polling. Aber da vergingen noch gute zwei Stunden, bis alles aufgepackt war, Margaret in Eile von den Nachbarn Abschied genommen hatte und bis sie endlich zwischen ihren Siebensachen, hoch auf dem geduldigen, starken Handpferde saß.

Nach einem kurzen, aber herzlichen Ab-

schied von der sehr bewegten alten Gättingerin ritten endlich beide fürbaß. Margaret war still, ihre Augen suchten die Pollinger Klostertürme, so lange es möglich war, sie zu sehen. Aber keine weiche Reue über den raschen Entschluß stieg in ihrem Herzen auf, da sie für die Mutter gut gesorgt mußte und sie sich auf ihren künftigen Wirkungskreis



freute, den sie sich keineswegs leicht und sorgenlos vorstellte.

Die wechselnden Landschaftsbilder zogen sie aber nach und nach um so mehr an, als sie noch nie in ihrem Leben in die Nähe des Hochgebirges oder gar in dieses hineingekommen war.

Der Schorn hatte genug zu tun, ihr diese oder jene Burg, die Dörfer und Marktflecken zu nennen, welche am Wege lagen oder sich in der Ferne zeigten.

Auch das geschäftige Leben auf der Landstraße, dem alten Heerwege, der von Deutschland nach dem sonnigen Italien führt, erregte ihre höchste Aufmerksamkeit. Da kamen lange Reihen schwerbeladener Wagen vorbei, geleitet und geschützt von Bewaffneten und Reifigen, die kostbares Kaufmannsgut aus dem Süden brachten. Bauern, die ihre Feldfrüchte nach Weilheim oder Murnau zur Schranne führten. Edelherrn auf feurigen, schweren Hengsten und Edelfrauen auf zierlichen Zestern, die gar stolz und unnahbar taten. Schnorrende Juden auf mageren Eseln oder Maultieren,

die ihren Profit im Handel auf den kleinen Ortschaften suchten. Landfahrende Leute, Gaukler, Springer, Schauspieler, die ihr Bett nirgends und ihren Tisch allerorten hatten, nur daß er meist gar mager bestellt war. Ab und zu auch das Hundefuhrwerk wandernder Bettler oder ein Männlein und ein Weiblein, einträchtiglich auf einem Klepper.

Die großen Augen Margareten's schauten zwar neugierig und verwundert in diese ihr fremde Welt, aber sie hatte eine ruhige Art zu sehen, und ein oberflächlicher Beobachter hätte nicht bemerkt, daß sich die meisten dieser Bilder ihr heute zum ersten Male zeigten.

Aber auch manch bewundernder Männerblick fiel auf das Mädchen, als es der steigenden Tageswärme halber, das den Kopf verhüllende Tuch abgenommen hatte, sein für ein Landmädchen merkwürdig feines, wenn auch nicht regelmäßig schönes, aber in dem klarsten Weiß und Rot prangendes Gesichtchen und die breiten, goldfarbigen Böpfe zeigte, die schwer auf den Rücken herabhingen. Derbe Witze, im Geschmacke jener keineswegs

prüden Zeit, wurden den beiden zugeworfen und vom Schorn, der sichtlich stolz auf seine Begleiterin war, wieder zurückgegeben.

Gegen Abend kamen sie bis an den Staffelsee bei Murnau. Margarete hatte auch in ihrem Leben noch keinen See gesehen und hier verlor sie auf einmal die bisher gewahrte Zurückhaltung. Im hellen Jubel über diese Fülle landschaftlicher Schönheit schlug sie in die Hände und konnte sich gar nicht satt schauen an dem grünblauen Wasserspiegel, den freundlich aus ihm hervorragenden Inseln und den bewaldeten Bergen, die zu einem gewaltigen Hintergrunde aufwuchsen.

Der Schorn lächelte freundlich vor sich hin und meinte:

„Ist zwar recht schön hier, aber gegen unsere Zugspitz sind das doch nur kleine Hügelchen.“

Es wurde dem Mädchen ganz bekommen zu Mute. War es denn möglich, daß es noch etwas Schöneres gäbe, und daß es der Mensch fassen kann?

Im Bärenwirthshause zu Murnau über=

nachteten sie. Die dicke Wirtin wies ihr ein freundliches Kämmerchen an, und nachdem sie sich ein wenig gelabt hatte, legte sie sich müde zu Bette.

Aber der Schlaf wollte trotzdem nicht so rasch kommen, als sie sich gedacht hatte; der Aufregungen des Tages waren eben zu viele gewesen. Es kam ihr vor, als wäre sie nicht nur seit wenigen Stunden, sondern schon lange Zeit von dem kleinen Häuschen in Polling fortgezogen. Was wird die Mutter jetzt tun? Ob sie ihr wohl nachweint? Ob es wohl recht war, sie zu verlassen?

Fragen und Antworten drängten sich in dem jungen Köpfchen, die Bilder der heutigen Reise tauchten in immer verworrener werdenden Bruchstücken vor ihrem inneren Auge auf, dann faltete sie die Hände, betete — und schlief ein.

In der Nacht erwachte sie, das Mondlicht fiel breit in das Stübchen und durchleuchtete es bis in die Ecken, zitterte auf dem buntbemalten Marienbilde, das an der Wand hing und glänzte auf den weißen Linnen des Bettes.

Da erschrak sie, denn sie wußte im Augenblick nicht, wo sie war. Das Schlafen in einem fremden Bette will eben auch gelernt sein.

Als Margaret sich wieder gefaßt hatte, lächelte sie über sich selbst und schlief dann so fest, gut und traumlos, daß die Wirtin beim Morgengrauen zweimal an die Kammertür pochen mußte.

Die Jugend hatte ihr Recht verlangt.

Es war ein wunderschöner Morgen, als sie wieder selbander gegen das Gebirge zogen. Die Finken schlugen und jagten sich in den Bäumen, die neben der Straße standen; in den Gebüschcn flöteten Grasmücken und Schwarzplättchen; auf den Wiesen blühten Blumen, die Margaret nicht kannte, weil deren Samen von den Bergen stammte, um die noch graue Nebel schwebten. Jede Stunde brachte sie dem eigentlichen Hochgebirg näher, dessen Ausläufer sich zur Linken vorzuschieben begannen.

Der Schorn hatte genug zu tun, dem wißbegierigen Mädchen zu antworten, aber er wußte guten Bescheid und erzählte ihr auch

von den Rittern, die zu Eschenloß gehaßt und manchen Fehderitt auf- und abwärts getan hatten. Damals waren noch die Ruinen der Burg sichtbar, von denen man heute keinen Stein mehr sieht. Ueber die Berge und die Sagen, die sich daran knüpften, wußte er viel zu berichten, denn noch war der Glaube an die Persönlichkeit der Ueberirdischen, oder das Gebanntsein einer armen, sündigen Seele an den Ort ihrer Untat, sehr stark im Volke.

Margaret hörte aufmerksam und oft mit einem inneren Schauer zu; aber die Welt in ihrer lachenden Frühlingschöne, gehoben durch die Majestät der himmelftrebenden Felsberge, dünkte ihr doch am allerprachtvollsten.

Das Thal der Loisach verengte sich nach und nach — wild toste der hochgehende, vom Schnee der Firnen geschwellte Fluß, Bäume und Strauchwerk mit sich führend, ein gewaltiger Zeuge der Naturkräfte des Hochlandes. Nach und nach stiegen über alle Berghäupter, rechts und links des Tales, die noch im Schmucke des Winters glänzende Zug-

spitze, die Alpspitze und die anderen graufigen Schrofen des Wettersteingebirges herauf. Das Mädchen erhielt einen Begriff von deren gewaltiger Höhe, indem sie dieselben mit den übrigen Bergen verglich.

Oberhalb Farchant kamen die Reisenden an der bereits altersgrauen Burg Werdenfels vorüber, und Schorn mußte lachen, als Margaret behauptete, daß sie um keinen Preis der Welt in einem solchen Steinhaufen wohnen möchte; das würde ihr den Atem nehmen. Und erst in einem Turme wie dieser düstere Bergfried! Nicht acht Tage könnte sie es aushalten; sie müßte sterben, wenn man ihr die Sonne und die Freiheit nehmen würde.

Nun verbreitert sich das Thal, weil die Loisach aus südwestlicher, die Partnach aus östlicher Richtung kommt, und hier wird mit einem Male der gewaltige Gebirgsstoß sichtbar mit seiner höchsten Kuppe, der Zugspitze.

Es war schon Abend geworden, die Sonne durchleuchtete golden die leichten Wolken, welche aus dem Waldgürtel langsam nach den Höhen schwebten; die Westseite der Zugspitze

tauchte sich in einen rötlichen Schimmer, während durch die schrägfallenden Lichtstrahlen die Buchenwälder unter den Schrofen sich in saftigem Grün abhoben.

Je tiefer der leuchtende Sonnenball hinabsank, desto mehr schien der Felsberg zu leuchten und zu flimmern, als ob in seinem Innern mächtige Gluten brennen würden.

Gegen Osten begannen die Steinmassen sich nach und nach in immer dichter werdende Schleier einzuhüllen, die sich von den Tälern aus zu den Firnen hoben.

Dem Mädchen schlug das Herz in hoher Erregung und andächtige Schauer durchzitterten seine Seele.

Gegenüber solchen großartigen Schönheiten verstummt der menschliche Mund; ein weiches Gemüt hat als Dank eine Träne.

Die Reisenden hatten Garmisch bereits hinter sich, von dem roten Sonnenball war nichts mehr zu sehen, da begannen auf einmal die Bergspitzen, die im Osten fast in der Dämmerung verschwunden waren, nochmals aufzuleuchten, aber diesmal im warmen

roten Lichte, das langsam an den Felswänden herabrieselte. Eine sanfte Purpurfärbung, die von den Schrofen auszugehen schien, umfloss Berg und Thal, alles in eine zauberhafte, unsagbar schöne Farbensymphonie einhüllend. Und darüber und dahinter spannte sich als der wirksamste Hintergrund der tiefblaue Nachthimmel.

Die Kinder des Matheus Schorn hatten schon längst mit großer Ungeduld die Tage gezählt, bis der Vater mit der neuen Hauserin einreiten würde.

In der ersten Zeit kühlten sie ihr Mütchen redlich mit allerlei Schabernack, den sie Tier und Menschen antaten. Dann wurde ihnen die Sache langweilig, denn es war niemand da, der ihnen etwas verbieten konnte. Der große Bruder Rasso mußte ja den Vater im Werk vertreten und war deshalb nicht um die Wege.

Am vierten Tag war die Rückkunft des Vater Schorn zu erwarten und als dieser angebrochen war, hatte die Neugierde der Kinder auch den höchsten Grad erreicht. Sie

saßen beisammen und unterhielten sich davon, wie etwa die neue Hauserin aussehn könnte.

„Meinst nit,“ sagte der zehnjährige Joseph, „daß die neue Hauserin eine recht dicke rote Nasen und weiße Haar hat?“

„Na, na, g'wiß nit!“ antwortete sein Schwesterchen Runi. „Weißt, ich glaub, daß sie recht mager ist und bei uns recht viel essen möcht.“

„Ich geb nix her!“ sagte die Kleinste. „Ich hab selber Hunger.“

„Glaubst, daß sie uns recht haut? Wenn s' mich anrührt, nachher tu ich ihr lauter Frösch, Eidechsen und Regenwürmer ins Bett,“ meinte der Joseph energisch. Seine gescheiterte Schwester riet ihm aber ab, indem sie behauptete: wenn er das tue, so käme ganz g'wiß auch der Vater über ihn, und dann hätt' er's zweimal.

„Ich kann's schon jetzt nit leiden, die neue Hauserin, denn der Korbinian von Garmisch (das war nämlich sein Freund) hat mir für g'wiß g'sagt, daß alle Hausерinnen böshast

sind. Die Seinig' ist's auch und die will sogar sein' Vater heirat'n, aber der mag nit," sagte der Joseph und kletterte dabei waghalsig auf einen Baum, um ausschauen zu können, ob denn der Vater noch nicht in Sicht war.

Die Kuni hatte ihm aufmerksam, mit schief gehaltenem Köpfchen zugehört. Wenn das so war, wie der Joseph behauptete, dann war die Sache freilich bedenklich. Aber sie hatte ein recht gutes Herzchen und meinte deshalb altklug:

„Wir müssen halt erst sehn, Joseph, ob die Hauferin brav ist. Wenn sie aber brav ist, so mein' ich, wir mögen sie schon. Weißt: wir haben halt gar kein liebs Mutterl mehr.“

Der Joseph antwortete darauf nichts, was immerhin als ein Zeichen erschien, daß er mit seiner Schwester einverstanden war oder daß er sich den Fall überlegte.

Als es Abend wurde, hatten die Kinder keine Ruhe mehr; in seltener Eintracht nahmen sie sich bei den Händen und liefen ein gutes Stück gegen Garmisch zu.

An einem kleinen Erdaufwurf blieben sie

halten und setzten sich, erwartungsvoll in die Ferne schauend. Weil ihnen aber das bald zu langweilig wurde, suchten die Mädchen Blumen in den Wiesen, und der Joseph ärgerte



die Grillen, indem er sie mit einem Grashalm in ihren Erdlöchern beunruhigte.

Nun kam das Alpenglühén mit seinem Farbenzauber, das immerhin so selten erscheint, daß es selbst das Staunen der Kinder erregte.

„Da oben brennt's ja!“ rief die Runi erschreckt.

„Ja, ja,“ bestätigte der Joseph. „Der Zuggeist brennt sein Haus aus, damit überall der Schnee schmilzt. Das hat mir auch der Korbinian g'sagt, wie's das letztemal so war, wie's heut ist.“

Und weil der Korbinian es gesagt hatte, darum mußte es schon so sein, denn alle drei glaubten fest an dessen unfehlbare Aussprüche.

Dabei hatten die Kinder aber übersehen, daß sich aus dem Schatten, den der Kramersberg in das Tal hereinwarf, zwei Reitergestalten, eine männliche und eine weibliche, losgelöst hatten und schon ziemlich nahe gekommen waren. Nun ertönte ein gellender, eigentümlicher Pfiff, den sie sehr wohl kannten und der von niemand als ihrem Vater herkommen konnte.

Laut aufjubelnd rannten sie auf die kleine Reitergruppe zu. Der Joseph kletterte sofort, ohne sich scheinbar um die neue Hauserin zu kümmern, zu seinem Vater auf den Gaul,

während die Mädchen sich mit Handgeben begnügten, dann nebenherliefen und scheue Blicke nach Margarete warfen.

Die verstand es aber gut, mit ihnen umzugehen. Sie hatte sich von zu Hause einige schöne Honigkuchen, wie sie die heiligen Frauen im Bollinger Kloster bereiten, mitgenommen und reichte solche den kleinen Mädchen mit freundlichen Worten herunter. So etwas Gutes und Schönes hatten die noch nie gehabt, und es bedurfte keiner langen Aufforderung, um die Kinder zum Hineinbeißen zu bringen. Da schmeckte denn ein Bissen besser als der andere. Als der Kuchen bis zur Hälfte abgeknuppert war, hatten sie die neue Hauserin, die so ganz anders aussah, als sie sich diese vorgestellt hatten, bereits so tief in ihre weichen Herzchen geschlossen, daß sie ihr als Gegengabe die Blumen boten, die sie noch in den Händen hielten. Der Kleinen kam es etwas hart an, mit dem Gaule Schritt zu halten; da streckte ihr Margaret die Arme entgegen, hob das Kind zu sich herauf und setzte es sich auf den Schoß.

Die Runi lächelte zwar, aber man sah es ihr doch leicht an, daß sie das Schwesterchen beneidete. Keine zwei Minuten darnach, saß auch sie auf der Kruppe des starken Rosses, daß diese Lastvermehrung sicher kaum merkte, und hielt Margaret umfassen, die mit glückstrahlendem Gesicht ihren Arm schützend um beide geschlungen hatte, weil sie fühlte, die Herzen dieser Kinder gehörten nun ihr.

Rasso, der erwachsene Haussohn, erwartete unter dem Tor mit ganz ähnlichen Gedanken wie sein Bruder Joseph, nur daß er genauer über das Alter seiner Base orientiert war, diese und den Vater.

Der ehrliche Bursche geriet in die größte Verwirrung, als er das schöne Mädchen mit seinen kleinen Schwestern in den Armen einziehen sah, lächelnd, glückstrahlend.

„Wir haben uns zwar noch nie g'sehen, Rasso,“ rief sie ihm freundlich zu und bot ihm dabei die Hand, „aber ich hoff' bestimmt, daß wir gute Freund' werden.“

Rasso stotterte etwas Unverständliches, wurde kirschrot und drückte dabei die Rechte

des Mädchens so fest, daß dieses gründlich überzeugt sein konnte, daß er sich damit die größte Mühe geben werde. Dann hob er die Kinder vom Gaul. Seiner Base konnte er aber nicht beim Absitzen helfen, die sprang leichtfüßig selbst herunter.

Lächelnd sah der alte Schorn auf Margaret und die Mädchen, die sich in deren Arme eingehängt hatten. Diese Hauserin war besser als eine Stiefmutter.

Auch der Joseph mußte seine Beobachtungen gemacht und seinen Entschluß gefaßt haben. Mit einem Male riß er sich von der Hand seines Vaters los, stürmte hinaus auf die Wiese, pflückte, so gut es in der tiefen Dämmerung ging, etliche Blumen ab, lief zur Margaret und drückte ihr ungestüm seine zarte Gabe in die Hände.

Darauf stürzte er wieder fort, sich im Lauf nach der Wirkung seiner Tat umsehend. Als er bemerkte, daß ihm Margaret lächelnd nachwinkte, tat er einen hellen Zuhlschrei und balgte sich gleich darauf aus lauter Vergnügen mit Tassan, dem zottigen Hofhund.

Bevor er schlafen ging, sagte er seiner Schwester Runi wie ein großes Geheimnis ins Ohr:

„Du! Die neue Hauserin mag ich, wenn sie mir auch gleich kein' Honigkuchen 'geben hat. Aber vielleicht krieg ich morgen einen,“ worin er sich auch nicht täuschte.

So also zog Margaret Gättingerin zu Hammersbach im Hause des Matheus Schorn ein. Bevor es den Fuß über die Schwelle setzte, hatte das eben so liebliche, als tatkräftige und kluge Geschöpf schon die Herzen von Groß und Klein gewonnen.

Draußen verblaßten die Farben — das feurige Rot ging in ein tiefes Carmoisin über, dessen blaue Mischung immer mehr heraustrat und zu einem stumpfen, grauen Ton wurde, der sich über die zackigen Felsformen legte, verfinsternd auf die Wälder herabsank und sich zuletzt mit den nächtlichen Schatten des Tales mischte.

Im rötlich funkelnden Lichte war der strahlende Abendstern am Firmamente sichtbar geworden — im Westen aber quollen dunkle

Wolkenmassen empor, aus denen ein blendender Blitz durch die laue Frühlingsnacht zuckte.

Zwei Jahre sind seit dem Einzug der Margaret in den alten Palas zu Hammersbach verflossen; der Matheus Schorn hatte keinen Augenblick bereut, das Mädchen zu sich genommen zu haben, denn mit ihr war Ordnung, Reinlichkeit, Fröhlichkeit in das alte Haus gekommen; die Kinder liebten es abgöttisch; die Dienstboten ließen sich willig von ihm befehlen, und Rasso! Rasso wurde jedesmal hochrot, wenn ihn die Margaret nur ansah, aber zu sagen getraut hatte er sich noch nichts, weil er seiner Sache gar nicht sicher war. Manchmal glaubte er fest, daß der Sonnenschein, der von dem prächtigen, sich immer schöner entwickelnden Geschöpfe ausging, hauptsächlich ihm galt . . . Zu solchen Zeiten hatte er wohl schon leise Anspielungen gewagt, allein er mußte sich leider überzeugen, daß sie von dem Mädel weder verstanden noch empfunden wurden. Der Rasso war ungemein

geduldig, was die Margaret betraf, und wenn man ihm gesagt hätte: „Du mußt zehn Jahre auf sie warten, bis sie die Deine wird,“ so hätte er sich darauf eingelassen. Niemand konnte weiter von all dem, was man unter dem Ausdrücke Koketterie zusammenfaßt, entfernt sein, als die Hauserin. Sie gab sich stets, wie sie war. Weil es aber keinen Menschen gibt, dessen Launen von den Verhältnissen, in denen er steckt unberührt bleiben, so kam es ganz von selbst, daß sie einmal mehr, ein anderes Mal weniger freundlich mit dem Burschen war.

Sie mochte ihn sogar sehr gern leiden und machte ihn oft zu ihrem Vertrauten bei den kleinen Hausorgen, oder dem Aerger, den ihr irgend eine Sache bereitet hatte. Daß sie sich aber in den Rasso verlieben könnte, war ein Gedanke, der ihr überhaupt nicht kam, und freilich ein schlechtes Zeichen für den armen Burschen.

In Garmisch und Partenkirchen gab es Leute genug, die sich sehr eingehend mit diesen Verhältnissen befaßten und viel mehr davon wußten, als die Beteiligten selbst.

Die einen behaupteten, der Matheus Schorn sei ein Esel, weil er die Margaret nicht heirate; die anderen dagegen würden ihm diesen zweifelhaften Ehrentitel gegeben haben, so er es getan hätte. Sonderbarer Weise ließ man den Rasso fast ganz aus dem Spiele, was wohl daher kam, daß dieser zur Zeit noch nicht in der Lage war, ein Weib zu ernähren, weil er noch von seinem Vater abhing.

Aber das hinderte verschiedene junge und ältere heiratslustige Männer nicht, ihre Augen sehr brennend auf die Margaret zu werfen. Hatte sie auch nur ein ganz kleines Vermögen — das Anwesen in Polling war verkauft worden, weil die alte Gättingerin dem Drängen des Schorn nachgegeben hatte und nun auch zu Hammerzbach wohnte — so verstand das Mäd'l ausgezeichnet zu wirtschaften, wobon sich jeder durch einen Besuch in der alten Burg überzeugen konnte, und das war doch die Hauptsache, denn: Schönheit allein tut's bei dem Bauern am allerwenigsten; ist zwar eine sehr angenehme Zugabe — aber keine Bedingung künftigen Eheglückes.

Einer, dem der Gedanke an die Margaret gar nicht aus dem Kopfe wollte, war der Anwalt und Unterrichter des Landgerichts Werdenfels, das zu Garmisch seinen Sitz hatte, Herr Sebastian Rößch.

Er behauptete, er sei ein Mann in den besten Jahren, wofür er jedoch sehr wenig stumme Zustimmung fand, denn die laute ist in solchen Dingen gewöhnlich unwahr. Aber er hatte diese Meinung von sich, und sie brachte ihn auch dazu, nachdem seine erste Gattin, die ihn etwas streng gehalten und sich nicht durch besondere LeibesSchöne ausgezeichnet hatte, selig entschlafen war, an eine zweite Verheirathung, und zwar diesmal mit einem den Augen mehr wohlgefälligen Wesen zu denken.

Er konnte sich diesen Luxus leisten, denn das Gehalt, das ihm der Freisinger Bischof zahlte, war auskömmlich; Kisten und Kasten im eigenen, sehr geräumigen, in der Nähe der Kirche stehenden Hause waren reichlich gefüllt; außerdem besaß Herr Sebastian noch Grundstücke und Waldanteile, so daß er ein

gewisses Recht hatte, sich für sehr begehrenswert anzusehen.

Schon seit geraumer Zeit suchte er eine Auswahl unter den Töchtern oder — wenn es nicht anders ging — jungen Witwen der Landschaft zu treffen, aber es fand sich nichts, das seinen Geschmack ganz befriedigte. Die eine war ihm zu dick, die andere zu dünn; diese zu groß, jene zu klein. Bei den Blondes, die er kennen lernte, vermißte er das Feuer, was er für unumgänglich nötig hielt; bei den Schwarzen und Braunen fürchtete er, daß es in zu reichem Maße vorhanden sein möchte, wobei er gewöhnlich mit einem leisen Schauer seiner ersten Gattin gedachte, die zu den Schwarzbraunen gehörte und ihm das Leben durch ihr all zu rasches Wesen wohl etwas versäuert hatte.

Durch das, was die Leute über die Hauserin des Schorn sprachen, war er nachgerade neugierig geworden, dieses halbe Wunder von Mädchen zu sehen. Eines Nachmittags sprach er auch unter irgend einem Vorwande auf dem Hammer vor. Für ihn war es

ausgemacht, daß diese Hauferin, diese untergeordnete Person, diese Bauerndirne, überhaupt nicht in Betracht kommen könne. Soweit unter seinem Stande — er war ja bischöflich freisingischer Beamter und Gingesessener zu Garmisch — würde er nie heiraten.

Aber schon der erste Anblick Margaretens machte seine Entschlüsse halb und halb wankend. Er mußte sich sagen, daß er etwas ganz anderes erwartet hatte, so eine Schönheit nach bäuerischen Begriffen, für die er nicht oder nur zu Zeiten sich begeistern konnte. In Abwesenheit des Hausherrn war ihm diese Bauerndirne von Polling mit einem so sicheren, ruhigen Wesen gegenübergetreten, als wenn sie die Besitzerin des Hammerwerkes selbst gewesen wäre. Ist das Anmaßung und Frechheit? frug er sich. Als er ihr mittheilte, er sei der Unterrichter von Garmisch und habe die Leute schon nach Hunderten hauen, stäupen und in den Block spannen lassen, so zeigte sie nicht einmal Furcht vor ihm, sondern bemerkte nur lächelnd: Nachdem ihm der liebe

Gott und der Bischof von Freising so viel Gewalt verliehen habe, müsse er sicher ein ganz ausgezeichneteter Mann sein.

Er konnte sich auch nicht enthalten, dies sofort zu bejahen und darauf erzählte er ihr, daß er vordem in Freising selbst bei dem bischöflichen Gerichte als Schreiber tätig und bei diesem sehr beliebt gewesen sei, wenn die peinliche Frage angewendet wurde. Zeigte sich der Delinquent noch so verstockt, ihm ist gewiß etwas eingefallen, was durch Beihilfe des Scharfrichters dann zu einem „erleuchtlichen“ Geständnis geführt habe.

„Ah!“ sagte Margaret: „Da hätte ja von Euch der Scharfrichter noch lernen können.“

Der Unterrichter lächelte geschmeichelt und bedauerte, daß es für die Justitia in diesen Gebirgstälern eigentlich viel zu wenig zu tun gebe.

Wie es das Gastrecht wollte, hatte Margaret dem Besuche reichlich Speisen und Bier vorgesetzt, was dem Unterrichter bestens mündete. Er vergaß gänzlich, daß er eigentlich mit dem Schorn hatte sprechen wollen und

als er anstandshalber gehen mußte, war er bereits in so gnädiger Stimmung, daß er versuchte, der Margaret in die Wange zu kneifen.

Ehe er dies noch ausführen konnte, hatte sie einen roten Kopf bekommen, war einen Schritt zurückgetreten und hatte ihm fest und bestimmt zugerufen:

„So etwas lasse ich mir nur von dem Manne gefallen, der mich zu seinem ehelichen Weibe machen will!“

Margaret sah dabei so überaus schön aus, daß Herr Kösch sonderbarerweise sich darüber nicht einmal erzürnte, sondern selbst an aufsteigenden Hizen litt.

Als er sich endlich mit großer Würde verabschiedet hatte und durch das Thor schritt, riß Margaret Fenster und Türen auf, warf die Ueberbleibsel des Mahles dem Fassin vor, holte sich eine breite Blechschaukel und verbrannte darauf, zum Reinigen der Luft, kleine, grüne Wachholderzweige. Den Saal durchräucherte sie von unten bis oben; in alle Winkel trug sie die Feuerpfanne und zuletzt mußte

auch der Flur und die Treppe daran glauben.

Als sie die kohlenden Reste, einem alten Brauche gemäß, in den Bach geworfen hatte, ging sie wieder nach dem Saale zurück, stellte sich in dessen Mitte und sah sich darin um, als ob sie nach Merkmalen suchen wollte, die etwa die Anwesenheit des unheimlichen Gastes zurückgelassen haben könnte.

So lange sie diesen vor Augen gehabt hatte, konnte sie sich beherrschen. Den Spott und Hohn, den sie seiner Aufgeblasenheit entgegensetzte, den verstand er nicht. Jetzt aber, nachdem er gegangen war, fühlte sie ein Grauen vor dem Manne, der mit ruhigem Blute ihr erzählen konnte, wie er an Grausamkeit selbst den Henker übertrumpfte.

Sie schauderte . . . So nahe als heute, war ihr die Barbarei ihrer Zeit niemals gekommen. Ihr Verstand und ihr Gefühl sagte ihr mit Deutlichkeit, welch eine furchtbare Macht so ein untergeordnetes Werkzeug der Rechtspflege, wie dieser Unterrichter, über seine armen Mitmenschen ausüben könne.

In der Abgeschlossenheit des Klosterortes

Bolling, wo hierin das Auffallende tunlichst vermieden wurde, obgleich so manches geschah, was das Licht der späteren Jahrhunderte nicht vertragen hätte, war sie von diesen Dingen fast nie berührt worden.

Anders in Garmisch, Partenkirchen oder Mittenwald. Das freisingische Hochstift lag im steten Hader mit seinen Werdenfeller Untertanen, die keine neuen Steuern zahlen wollten, nach ihren alten Rechten jagten und fischten, Bau- und Brennholz schlugen und dergleichen mehr, was den Zorn und die Strenge der Pfleger des Landgerichts und dessen Unterrichter, maßlos machte.

Einkerkerungen, Vertreibung von Haus und Hof, peinliche Befragungen, entehrende und empfindliche Körperstrafen, waren an der Tagesordnung.

Und jetzt hatte sich einer, den das Volk den Schinder nannte, in den Gottesfrieden von Hammersbach verirrt, aber die Klugheit und Heiligkeit des Gastrechtes verbot, ihm mit Verachtung die Thüre zu weisen.

Margaretens Aufregung dauerte an, bis

sie dem Schorn über den Besuch berichtet hatte. Aber der verstand sie gar nicht. Der Rösch, sagte er, sei nicht besser und schlechter als die anderen auch. Das sei eben ein bezahlter Leuteschinder. Es gebe noch unbezahlte genug, die ihr Handwerk womöglich noch scheußlicher trieben. Margaret möge nur an die adeligen Herren denken, von denen sich mindestens die Hälfte vom Fette des Volkes mäste. Jetzt sei es ja gut, — meinte er — der reine Gottesfriede. Im Bauern- und Hussitenkrieg, da ging es nach einer anderen Musik. Er wolle ihr gar nicht erzählen, was dazumal alles vorkam, weil er fürchte, ihr weiches Herz zu verletzen. Gegen diese Teufel in Menschengestalt von damals, sei der Unterrichter von Garmisch ein unschuldiges Lamm, ja mehr! Ein Engel.

Margaret schlief in der folgenden Nacht vielleicht ebenso schlecht als Herr Rösch, nur mit dem Unterschied, daß sie der armen Menschen gedenken mußte, die von diesem Manne gequält worden waren, während der Unterrichter immer wohlgefälliger zu der

Frage zurückkehrte, ob er sich unter Umständen wohl herablassen könnte, diese ledige Margaret Gättingerin, dormalen Häuserin des Matheus Schorn zu Hammersbach, zu freien.

Blond war sie nicht, schwarz war sie nicht, nicht einmal schwarzbraun. Dafür aber hatte ihr Haar einen stark rötlichen Schimmer, nicht auffallend, aber immerhin so, daß man diese Mischung allen anderen Farben vorziehen möchte, und zwar um so mehr, als besagte junge Weibsperson noch andere körperliche Bildungen und Vorzüge zeigt, die wohl geeignet scheinen, bezüglich der niederen Herkunft, ein Auge zuzudrücken.

Herr Rösch sagte sich: „Nur sich nicht fangen lassen! Wer weiß, wie es mit dem Temperament steht? Wer hat je schon an den Weibern ausgelernt? So einen heiraten, wie mich, das möchte eine jede. Aber ich lasse mich nicht überrumpeln. Ich will die Dirne beobachten und wenn sie meinen Erwartungen entspricht, ist es dann immerhin noch Zeit, sie zu ehelichen oder, was noch schlauer und besser wäre, dem Matheus

Schorn abzubringen und selbst probeweise eine Zeitlang als Hausherrin einzustellen. In einer solchen Zeit kommt dann schon das Nötige wegen Temperament und Charakter auf. Jedenfalls wird mir der Schorn gerne gefällig sein, denn es ist immerhin eine Ehre für ihn, wenn ich aus seinem Hause in das meine einen Diensthofen herübernehme. Aber: Nur sich nicht fangen lassen, sondern noch eine Zeitlang zusehen.“

Diesen Vorsatz brachte der Unterrichter schon nach wenig Tagen zur Ausführung, indem er abermals, zu einer Zeit, wo er sicher wußte, daß der Hausherr nicht anwesend war, in Hammersbach vorsprach, um die Angelegenheit, die er neulich nicht besprechen konnte, nun mit dem Mädchen nach und nach ins reine zu bringen.

Margaret war aber seiner ansichtig geworden, bevor er in das Palais eintrat und versammelte sofort die drei Kinder um sich, ihnen eine Belohnung versprechend, wenn sie sich während des Besuches des Unterrichters nicht aus dem Saale vertreiben lassen wollten.

Eine Zusammenkunft zu viereu war nun gar nicht nach dessen Geschmack. Seine Anspielungen auf Entfernung der drei überflüssigen Gesichter wurden nicht verstanden. Die ganze, foppende Veranstaltung erregte aber Margarets Mutwillen, was ihr ein lächelndes, freundliches Aussehen gab.

In der Blindheit, die schon über des Unterrichters Augen lag, sah er aber auch diesmal ganz falsch und rechnete sich in seiner Einbildung alles was er sah, zu seinem eigenen Vortheile aus. Er sagte sich: „Das Mädcl ist schlau; sie hält sich zurück, um mich zu reizen. Aber da wird nichts gereizt! Ich bin ein vorsichtiger Mann und kaufe keine Raze im Sack.“

Die Margaret in ihrer Arglosigkeit merkte von den intimen Absichten des Anwaltes nicht besonders viel. Er erschien ihr zwar sonderbar aufdringlich und sie meinte, er täte gut, wollte er seine Spaziergänge wo anders hin richten. Die Hauptsache war, daß, so oft dieser Mann, der stets mit seinen Grausamkeiten prahlte, in ihre Nähe kam, sie ein Schauer überkam.

Der Unterrichter setzte seine Besuche fort. Manchmal war der Matheus Schorn anwesend, der sich innerlich sehr über die neu erwachte Zuneigung und Freundschaft des in der ganzen Gegend gefürchteten Mannes verwunderte und dahinter eine Falschheit witterte. Er empfahl deshalb den Hausgenossen Vorsicht im Umgange mit diesem.

Nach einigen Wochen schien Herr Sebastian Rößch vollständig mit sich einig geworden zu sein. Er gab seiner alten, stets schlecht aufgelegten Magd den Auftrag, die beste Kammer in seinem Hause herzurichten; das gute Bett der Seligen hineinzustellen; ein Kleiderspinde und ein Wäscheschrank mußte gleichfalls herbeigeschafft werden; in den frisch gefüllten zinnernen Weihwasserkessel neben der Türe steckte er eigenhändig einen frischen Rosmarinzweig. Jede Aeußerung der Verwunderung, welche die Alte von sich gab, donnerte er mit Ueberlegenheit nieder. Als alles zu seiner Zufriedenheit gereinigt und eingerichtet war, legte der Unterrichter sein Feiertagsgewand an, bestehend

aus der schwerseidenen, schwarzen Schaubе, den Schuhen mit den breiten vergoldeten Schnallen, setzte das neue Barett auf, das eine schwarze Feder zierte, hing sich zu allem Ueberflusse noch den schweren, pelzverbräunten Mantel um und nahm den langen Stock mit dem goldenen Knopfe in die Hand, denn ein vermöglicher Mann muß zeigen, was er hat.



Reuchend vor Hitze und atemlos von dem schnellen Tempo, das er eingeschlagen hatte — denn es pressierte ihm sichtlich, sein Vorhaben zur Ausführung zu bringen — kam der Unterrichter in Hammersbach an, wo er diesmal zu seiner Freude den Schorn allein antraf.

Die Schweißperlen, die über seine Stirne herabrollten, vereinigten

sich zu kleinen Bächlein, er schnappte die ersten zehn Minuten nur nach Luft und erholte sich erst, als er zu seiner Stärkung einen großen Krug mit dünnem Biere hinuntergestürzt hatte.

Der Schorn hatte seinen Besuch mit unverhohlener Bewunderung empfangen und machte sich nach dem Aussehen und den Vorbereitungen, die der Unterrichter traf, auf etwas Außergewöhnliches gefaßt. Aber er wartete ab, bis die Sache an ihn kam, schwieg deshalb oder begnügte sich mit ganz allgemeinen Redensarten.

Endlich, nach langem Pusten und Räuspfern, schien der Unterrichter auf den Kern der Sache kommen zu wollen.

„Ihr werdet Euch baß wundern, Schorn, daß Ihr mich an einem Werkeltage in meiner Feiertagsgewandung in Euerem Hause sehet?“

Schorn nickte zustimmend.

„Hat auch einen ganz absonderlichen Grund! Insonderheit möchte es Euch zu Ehren geschehen sein, da ich mit einem Wunsche zu Euch komme, den Ihr wohl nicht säumen werdet, zu erfüllen.“

Der Hüttenmann sah verwundert auf.

„Einen Wunsch? Unterrichter, Ihr kennt den Schorn von Hammerzbach wohl schlecht, daß Ihr meint, eine seidene Schaubе und ein pelzverbrämter Mantel, der zu seinen Ehren an einem bratheißen Sunitag getragen wird, möchte einen Einfluß auf seinen Willen haben. Wenn es möglich ist, Euch oder einem anderen Menschen einen Gefallen zu tun, so geschieht es aus freundlichem, christlichem Willen schon so wie so.“

„Um so besser,“ entgegnete mit etwas abweisender Kopfbewegung der Anwalt. „Könnte aber auch sein, daß ich in punkto Anzug noch andere Zwecke verfolge. Wenn Ihr auch für die Vorzüge meiner Gestalt und Gewandung keine besondere Aufmerksamkeit habt, so gibt es doch außer Euch noch andere Leute. Insonderheit möchte ich diesen Satz auf das weibliche Geschlecht anwenden.“

„Damit werdet Ihr bei uns in Hammerzbach vor die unrechte Türe geraten sein, denn hier ist wohl niemand, den Ihr mit Euren — Reizen — wollen wir sagen, in

Versuchung führen könnten," lachte der Schorn, den die Sache anfang zu belustigen.

Aber der Unterrichter ärgerte sich weislich über den Hohn, den er wohl verspürte und ging deshalb seinerseits gleich zum Angriffe vor.

„Manch einer dünkt sich sehend und ist blind. Es gibt Leute, die einen Erzbrocken recht wohl von einem Kieselstein unterscheiden können und doch keine Ahnung davon haben, wenn sich in ihrer nächsten Nähe eine zarte Begebenheit abspielt, die man mit anderen Worten auch ein Liebesverhältnis nennen könnte.“

„Was redet Ihr da?“ rief Herr Matheus ungeduldig. „Mein Haus ist ein ehrsam Haus und hinter meinem Rücken geschieht nichts, was es verunehren könnte. Dafür will ich die Hand ins Feuer legen!“

Der Unterrichter lachte und machte ein schlaues Gesicht. „Wenn Ihr auch klug seid, Herr Matheus Schorn, deswegen ist Euch doch entgangen, daß in dem Kopfe der Margaret Gättingerin Gedanken wohnen, die auf eine großartige Veränderung ihrer Stellung und Zukunft sich erstrecken.“

Schorn hatte mit offenem Munde zugehört, die Ueberraschung war ihm in alle Glieder gefahren. Was war das? Was meinte dieser Mensch?

Bevor er aber noch Zeit hatte, sich zu sammeln, hatte schon wieder der Unterrichter das Wort ergriffen.

„Müßt nicht glauben, daß etwas Unehrbares dahinter steckt! Müßt nicht glauben, daß auch ein anderer unehrbare Absichten hat! Was kann die Dirne dafür, daß es ihr zu Kopf steigt, wenn sie merkt, daß ein Mann, der himmelweit über ihr steht, wohlwollende, gnädige Absichten gegen sie hat.“

„Und die Dirne, von der Ihr sprecht, heißt Margaret und selber Mann mit den wohlwollenden, gnädigen Absichten wollt wohl Ihr sein?“

Der Schorn stieß das im Tone größter Verwunderung heraus, dann bekam er geradezu einen Lachkrampf, der ihm die Tränen aus den Augen preßte.

Herr Kösch faßte das sehr ungnädig auf. Mit zornrotem Kopfe erhob er sich,

stemmte beide Fäuste auf den Tisch und schrie:

„Was ist da zu lachen? Bin ich vielleicht eine lächerliche Person? Hätte ich nicht meine Sache ganz ohne Euch betreiben können, denn soviel mir bekannt, lebt eine gewisse Dorothea Gättingerin, welche sich die Mutter der Margaret Gättingerin nennt, in einem der Häuser von Hammersbach. Da ich aber in Erfahrung brachte, daß selbe gewisse Dorothea Gättingerin eine Vaters-Bruders-Base von Euch ist, somit Ihr in einem sicheren verwandtschaftlichen Verhältnisse mit der vorbenannten steht, richtete ich meine Rede zuerst an Euch, um Euch die Ehre zu geben, die Ihr in Anspruch zu nehmen habt. Was ist dabei zu lachen?“

Der Matheus Schorn lachte auch schon längst nicht mehr, im Gegenteil, ihm kam die ganze Sache nun sehr ernst vor.

Er zweifelte zwar keinen Augenblick daran, daß an ein Liebesverhältnis, wie es der Anwalt darstellte, in keiner Weise zu glauben war, aber das weibliche Geschlecht ist unergründlich in seinen Neigungen und Vorhaben und deswegen konnte immerhin etwas daran sein.

Herr Sebastian wäre freilich der Letzte gewesen, den er der Margaret als Gatten gewünscht hätte, aber schließlich ist die Ehe doch die eigentliche Bestimmung des Mädchens und so hart es ihm auch angekommen wäre, weil er damit die Seele und den Sonnenschein seines Hauses verlor, würde er Margaret ohne Einsprache ziehen lassen, wenn sie sich einen Mann aussuchte.

In der Tiefe seines Herzens lebte freilich noch ein ganz besonderer Wunsch und der ging darauf hinaus, eines Tages die junge Gättingerin als Weib seines Sohnes Rasso zu sehen. Wenn das geschehen würde — meinte er — dann könne er leichten Herzens, in nicht zu langer Zeit das Werk übergeben und einstmals in Frieden und ohne Sorge dahinfahren, wenn der Herr ihn abrufen wird.

Seine Stimme klang daher ernst, als er dem Unterrichter versicherte, es sei ihm gar nicht lächerlich zu Mute, weil nach dem, was er eben hörte, Margarete für sein Haus so viel als verloren sei.

Das besänftigte Herrn Sebastian sehr

schnell und nachdem dieser nun glaubte, der Schorn werde seinen weiteren Plänen keinen Widerstand mehr entgegensetzen, fuhr er fort:

„Ihr könnt Euch denken, daß ich keine Raze im Sack kaufe.“ Dabei machte er ein Gesicht, als ob er sagen wollte: Schau mich an, was ich für ein überlegter, gescheiter Mann bin!

Der Hüttenmann nickte beistimmend, denn das Razen im Sack kaufen war seine Sache auch nicht.

„Weil ich nun keine Raze im Sack kaufe und ein Schritt, wie ich ihn vorhabe, wohl vorwärts, aber nicht rückwärts gemacht werden kann, so gedenke ich der bewußten Margaret Gättingerin eine gewisse Probezeit aufzuerlegen.“

„Wa — was! Probezeit?“ frug der Schorn, als ob er nicht richtig gehört hätte.

„Zawohl, eine Probezeit und zwar eine solche, die sie vorher in meinem Hause ableisten wird.“

Herr Matheus sagte noch nichts, aber seine Hände ballten sich bereits in seinen Taschen.

„Ihr werdet deswegen nichts dagegen haben, wenn die Dirne schon des morgigen Tages, von Eurem Hause in das meine umzieht.“

In Schorn kochte die Wut, aber er bezwang sich. Das Verlangen des Anwaltes war ein so merkwürdiges und unmögliches, daß er es geradezu unter seiner Würde fand, diesem Menschen darauf zu antworten. Das wollte er der Hauptbetheiligten überlassen und war sicher, daß diese die richtige Art und Weise finden würde.

Er stand auf, verbeugte sich vor dem Unterrichter und sagte, daß er es sich zu einer ganz absonderlichen Ehre schätze, von dem Herrn in das Vertrauen gezogen worden zu sein. Sientemalen er aber nicht der Vater, sondern nur der Vetter der Margaret Gättingerin wäre, und deshalb ein Machtspruch ihm nicht zustehe, obgleich er ganz genau wisse, was in diesem Falle zu erwidern ist, würde er bitten, die Heimkunft des besagten Frauenzimmers abzuwarten, welches, wie er glaube, keinesfalls mit einer Antwort zögern werde.

Für den Augenblick bitte er, daß der Herr Unterrichter sich allein die Zeit vertreiben möge. Im Werke sei eine notwendige, ganz unaufschiebbare Arbeit zu tun, er müsse deshalb darauf verzichten, dem angenehmen Besuche länger Gesellschaft zu leisten.

Großmütig und gnädig winkte der Anwalt Gewährung. Schorn verbeugte sich ein zweites Mal, so tief und so umständlich, daß, wenn Herr Sebastian nicht mit aller Blindheit geschlagen gewesen wäre, er den Born und den Hohn, der aus allen Bewegungen und Worten des Hüttenmannes sprach, deutlich bemerkt haben müßte.

Schorn stürzte fort und lief seinem Werke zu. Dabei lachte er gerade hinaus und fluchte dazwischen, als wenn er ein hussischer Kriegsknecht wäre. Dann griff er nach einem schweren Hammer und bearbeitete ein großes Stück Eisen, dabei scheltend:

„Hund, falscher, verfluchter! Das würdest du verdienen! So sollte man mit dir umgehen! Die Margaret zur Probe bei diesem Blutsauger! Dem Schinder! Aber warte, dir

wird der unsaubere Schnabel gewischt werden“ — u. s. w.

Während sich das Erzählte in dem Saale des alten Palas zutrug, begab sich unweit davon etwas anderes, zu dessen Verständnis weiter ausgeholt werden muß.

Wenn ein Mädchen von der auffallenden Erscheinung Margarets in einer Gegend auftaucht, so ist es wohl nur natürlich, daß es die Blicke des männlichen Geschlechts auf sich zieht. Hammersbach war zwar nur ein unbedeutender Weiler am Eingange des Höllentales, aber er gehörte zu Garmisch und stand deshalb in vielfacher Verbindung mit diesem Orte und der weiteren Umgebung. Margaret hatte deshalb nicht nur die Beachtung des Unterrichters gefunden, sondern verschiedene junge Leute suchten ihr Glück bei dem Mädchen zu probieren.

Einer, der jede Gelegenheit ergriff, Margaret zu sehen und mit ihr zu sprechen, war Mangold Röslerberger, oder wie man ihn abgekürzt nannte: Mang Röslerberger, der Burgjäger vom Berdenfels.

Ganz unzweideutig hatte ihr dieser schon zu verstehen gegeben, daß er sich keinen Augenblick besinnen würde, sie als sein Weib heimzuführen. Aber Margaret wollte nichts von ihm wissen. Abgesehen von dem getrübbten Ruf, den er als roher, rachsüchtiger Mensch, als ein Zuträger und Angeber besaß — man nannte ihn nur die rechte Hand des Richters von Garmisch — besaß dieser Mensch, trotzdem er eigentlich nicht unschön war, für sie etwas unsagbar Abstoßendes.

Margaret hatte auch ihren Gefühlen keine besonderen Rücksichten auferlegt und ihm unumwunden gesagt, daß sie gar nicht daran denke, die Seine werden zu wollen.

Einige Zeit hatte der Mang sich dann zurückgezogen, aber es dauerte nicht lange, so suchte er wieder sich dem Mädchen zu nähern und belästigte es mit seinen Anträgen.

Rösberger war ein derb sinnlicher Mensch, ihn reizte die Schönheit und der Widerstand der Margaret bis zur Raserei. Dieser Zustand wurde noch dadurch erhöht, daß sich ihm wilde Eifersuchtsqualen bei-

menkten. Er hatte Rasso in Verdacht, der begünstigte Liebhaber zu sein, welcher mit ganz besonderer Schlaueit und Durchtriebenheit alles vermeidet, um das Verhältniß nicht zu einem offenkundigen werden zu lassen.

Heute führte ihn der Zufall in die Nähe Margaretens. Er war, von einem Jagdgange auf der Zugspitze kommend, durch das Höllental abgestiegen.

Schon aus weiter Entfernung hatte er die Gestalt des Mädchens erkannt, das auf der Bleiche beschäftigt war, Linnen zu breiten und dieses von Zeit zu Zeit mit dem klaren Wasser zu begießen, das es aus dem neben vorbeisießenden Hammersbach holte.

Den Hintergrund der Bleichwiese bildete ein ziemlich dichtes Gebüsch von Erlen und Nadelholz. Wie wenn er ein Wild anpirschen wollte, schlich sich der Jäger mit der größten Vorsicht näher; zuletzt verbarg er sich hinter einer breitstämmigen jungen Kiefer, kaum zwanzig Schritte von dem eifrig arbeitenden Mädchen entfernt.

Die Bleiche war ein vom Verkehr gänzlich

abgelegener Platz. Margaret hatte es sich bei der herrschenden Hitze deshalb auch bequem gemacht, die hindernde, heiße Jacke abgelegt und über den Kopf mit den aufgelösten Goldhaaren ein leichtes, weißes Tuch gebunden, um sich vor den sengenden Strahlen zu schützen. Die schönen Arme und ein Teil des weißen Halses traten deshalb frei aus dem pluderigen, weißen Hemd und dem, die Formen knapp zeigenden, anschließenden Brustleibchen hervor.

Mit verzehrenden Blicken starrte der Jäger auf das schöne Mädchen, das keine Ahnung seiner Gegenwart hatte; in wilden Flammen loderte seine Leidenschaft auf. Dieses Geschöpf will und muß er besitzen und sollte es ihm die Seligkeit kosten. Wie tastend glitten seine heißen Blicke von dem Schnee des Nackens zu den prallen Formen des Leibes, von dort über die kräftigen, aber rund und weichgebauten Arme, zu den feingefesselten Füßen und den schön gemodelten Beinen, die der kurzgeschürzte Rock wenig neidisch verbarg.

Rößlberger atmete schwer und stoßweise, sein Herz schlug nur mehr in wilden Sprüngen. Angesichts dieser heißbegehrten Schönheiten verwirrten sich seine Gedanken. Wenn er das Mädchen nicht besitzen soll, dann darf es auch keinem anderen gehören. Lieber es tot wissen, als daß ein fremder Mann es in den Armen halten darf. Wird Margaret die Seine werden? Eine innere Stimme rief ihm ein gebieterisches „Nie!“ zu. „Dann soll sie niemand gehören — dann muß sie sterben.“

Die zitternde Hand suchte nach dem Bolzen; nicht ohne daß er ein leichtes Klirren vermeiden konnte, legte er ihn schußgerecht in die Rinne der Armbrust. Sein Zeigefinger berührte schon den Drücker — da wendete sich Margaret, aufmerksam geworden durch das eigentümliche Geräusch, nach dem Gebüsch zu, das ihre scharfen Augen aufmerksam abspähten.

In dieser lauschenden Stellung war sie noch schöner. Das Köpfchen war leicht nach der Seite gedreht, ihr Oberleib bog sich etwas vor; der Busen senkte und hob sich im ruhigen

Atmen; dann überflog ein Lächeln ihr reizendes Gesicht, als hätte sie sich gesagt: „Wer wird so furchtjam sein! Woher soll hier eine Gefahr kommen?“

Und zwanzig Schritte von ihr lag der Mordbube im Anschläge, hatte sein todbringendes Geschoß auf ihr Herz gerichtet. Schon legte sich dessen Finger stärker an den Abzug — —!

Da wurde es ihm grau und finster vor den Augen; die Gestalt vor ihm schien in unbestimmte Formen zu zerfließen; es packte ihn ein Zittern und Beben, daß sich sein ganzer Körper wie in Frost schüttelte, und ihm der Angstschweiß aus allen Poren drang.

Seine Arme waren plötzlich zu schwach geworden, das Todeswerkzeug auf das Ziel gerichtet zu halten. Sie ließen es kraftlos sinken und der Bolzen glitt in das Gras.

Der schroffe Wechsel der Gefühle des wild leidenschaftlichen Menschen, hatte Margaret für den Augenblick gerettet. Der Röslerberger glaubte auf einmal, es sei Wahnsinn, so viel Reiz, so viel Schönheit und Kraft

durch das Schnellen eines Bogens auszulöschen. Noch war für ihn nichts Entscheidendes vorgefallen, das Blatt konnte sich wenden. Was hinderte ihn, sich mit Gewalt zu nehmen, was ihm eigensinnig vorbehalten wurde? Der Ort ist einsam; kein Ruf, kein Schrei wird Hilfe herbei locken! Und wenn es geschehen, die Margaret wird sich hüten, ihre Schande ans Tageslicht zu bringen. Die heiß Begehrte wird auf immer in seine Arme getrieben sein, ob sie nun will oder nicht. Was kümmern ihn ihre Gedanken? Ihren wonnigen Leib will er ureigen besitzen; denken mag sie was sie will.

Dabei wurde sein Blick immer verzehrender und das Verlangen quälender. Er legte die Armbrust auf die Erde und schlich sich lautlos, mit Kagentritten an Margaret heran, die ihm, während sie arbeitete, den Rücken zukehrte.

Endlich stand er, ohne daß sie es bemerkt hätte, dicht hinter ihr, sein heißer Atem berührte ihren weißen Nacken. In einem unbestimmten Furchtgefühl hatte sich Mar-

garet gewendet und schaute entsetzt in ein vor Aufregung blaßes Gesicht und in ein paar glühende, wie im Wahnsinn rollende Augen.

Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus und wollte entfliehen, aber ehe sie den ersten Satz machen konnte, hatte sie Rößberger schon beim Arme gepackt und suchte, sie an sich zu reißen.

„Was willst du von mir? Laß mich frei!“ herrschte sie mit blühenden Augen den Jäger an und suchte sich mit Anwendung aller ihrer Kraft dessen eisernem Griff zu entziehen.

Ein gellendes Hohnlachen war die Antwort.

„Sperrre und winde dich nicht! Du siehst, du bist in meinen Händen. Was der Rößberger einmal gefaßt hat, gibt er gutwillig nicht los. Mach gute Miene zum bösen Spiele! Es hilft dir nichts. Weißt du Mädl, daß ich nach dir lechz' wie der wunde Hirsch nach Wasser? Küß' mich, laß dich küssen! Mir gehörst du und mein bist du.“

Er hatte sie mit beiden Armen umfaßt und preßte sie an sich. Mit der Kraft der Verzweiflung wehrte sich Margaret, stöhnend, ächzend. Es war ein furchtbares Ringen zwischen den beiden; dem, aus Begierde halb wahnsinnig gewordenen Manne und dem Mädchen, das geschmeidig wie ein



Mal, mit nicht zu verachtender Kraft um seine Ehre, wenn nicht um das Leben kämpfte.

Mit heiserer Stimme höhnte der Jäger:
„Tut nichts, wenn du dich auch wehrst
wie eine Wildkatze; ich bin doch der Stärkere!“

Das weiße Kopftuch war ihr längst zu Boden gefallen, das Hemd aufgerissen worden. Aber sie gab sich nicht. Als sie die Kraft ihrer Arme erlahmen fühlte, suchte sie sich mit den Zähnen zu wehren.

Noch lachte der Unhold mit krampfhaft verzerrtem Gesichte, plötzlich stieß er aber einen von Born- und Schmerzgefühl ausgepreßten Schrei aus. Die scharfen Zähne des Mädchens hatten sich in seinen linken Arm, mit dem er es niederdrücken wollte, eingebissen, tief, furchtbar schmerzend.

„Jetzt stirbst du, Wölfin!“ keuchte er, und suchte mit der Rechten nach dem Weidmesser, das im Hüftgurte saß. Seine bestialische Wut war ohne Grenzen. Das Weib, das er nicht besitzen sollte, mußte vernichtet werden.

Margaret erkannte die furchtbare Gefahr, in der sie schwebte, und mit neu erwachender Kraft rang sie um ihr Leben. Sie sah in der Wildheit des Kampfes so wenig als der Jäger, was um sie vorging. Plötzlich ließ dieser mit einem gurgelnden Aufschrei von seinem Opfer ab, taumelte einige Schritte zurück, stürzte besinnungslos zu Boden und sofort stellte sich eine zähnefletschende Hatzröde über ihn. Erst jetzt merkte Margaret, daß sich ein dritter und zwar zu ihren Gunsten in den Kampf gemengt hatte.

Vor ihr stand, in ritterlicher Jagdgewandung, hochatmend, augenscheinlich vom raschen Laufe erhitzt, Albert Poißl, der Sohn des Burgpflegers vom Werdenfels, dessen gewaltiger Faustschlag gerade noch zur rechten Zeit auf den Kopf des Rößlberger niedergesaußt war, um ihr das Leben zu erhalten.

Nach überstandener Gefahr versagten auch die Kräfte des Mädchens; aufweinend sank sie auf ihre Knie.

Die goldig schimmernden Haare hüllten fast die ganze Gestalt ein, nur an den Schul-

tern wurde ein Stück der alabasterweißen Haut sichtbar.

Der Krampf, der Margarets Körper durchzuckte, wich ihrem starken Willen, sobald es ihr zum Bewußtsein kam, daß ein Mann vor ihr steht, dem sie ihre Ehre und wahrscheinlich auch das Leben dankt.

Zugleich wurde sie sich aber bewußt, in welchem äußeren Zustande sie sich befand. Ihr Gesicht rötete sich im Gefühle jungfräulicher Scham, und die Augen, die den Retter gesucht hatten, schlugen sich in Verwirrung zu Boden. Ihre Hände griffen nach der Fülle der Goldhaare und verbargen unter denselben die Reize, die noch für keines Mannes Auge bestimmt waren.

Der Anblick, der sich dem jungen Albert Poißl bot, war ein ungemein rührender; er sah in dem schönen Mädchen ein hilfloses, schwaches Geschöpf und pries sich glücklich, ihm Hilfe leisten zu können.

Beruhigend legte er seine Hand auf dessen Scheitel. „Steh auf, Mädchen! Du gehörst wohl nach Hammersbach? Fürchte dich nicht

mehr, und sei versichert, daß ich dem frechen Buben zu einer strengen Strafe verhelfen werde. Kann ich noch etwas für dich tun?"

„Nein, Herr. Ich danke Euch von Herzen, denn ich fühle, daß Ihr mir das Leben gerettet habt,“ sagte Margaret aufstehend, und dabei ihre Augen voll zu dem Manne aufschlagend, der jung, schön und vornehm vor ihr stand. Ohne jede Ziererei küßte sie ihm die Rechte, was er mit einem freundlichen Lächeln abwehren wollte, aber nicht verhindern konnte. „Nicht doch, Mädchen,“ sagte er, „das ist zu viel! Für mich war das keine große Sache. Ich kam vom Wachsenstein, auf dem Steige, der in der Höhe über dem Hammersbach herunterführt. Als ich so ziemlich in gleicher Höhe mit dieser Stelle war, da vernahm ich deinen Angstschrei. Richtig erkannte ich, daß das nur ein Schrei sein konnte, den ein Weib in höchster Not ausstößt und ohne mich weiter zu besinnen, sprang ich bergab und kam gerade noch zu rechter Zeit, bevor dir der Unhold wirklich etwas Böses antun konnte. Was ich für dich tat, ist nicht mehr als Menschen-

pflcht. Nun will ich mich mit diesem da beschäftigen.“ Dabei deutete der Junker auf den Jäger, der sich von dem Schlage längst erholt hatte, aber zähneknirschend gezwungen war, still zu liegen, denn er fühlte die Pranken des Rüden auf der Brust und sah dessen furchtbareß Gebiß nur wenige Zoll von seinem Gesichte entfernt.

„Danke, danke Herr!“ rief Margaret, wobei ihr erneut eine Blutwelle ins Gesicht schoß. „Der Himmel mag Euch Eure Tat vergelten, ich bin dazu zu schwach und gering.“

Der Junker sah ihr freundlich und wohlgefällig lächelnd nach.

„Ein schönes Mädchen,“ murmelte er vor sich hin.

„Mir deucht, keine der hiesigen Art. Einen Anstand besitzt es, wie er bei Leuten ihres Schlages selten ist. Sie hat fast Absonderliches an sich; etwas, wie die verkleidete Königstochter im Märchen. Ich habe das Mädchen nicht einmal gefragt, wie es heißt! Das wird sich finden — ein anderer Tag wird mich vielleicht in dessen Nähe führen.“

„Zurück, Wolf! Hierher!“ rief er dem Hunde zu, der nur widerwillig dem Gebote folgte.

„Steh auf, Bursche und gehe voran! Der Büttel des Landgerichts in Garmisch wird sich freuen, dir vorläufig eine seiner finsternen Kammern antweisen zu können.“

Wutschnaubend erhob sich der Jäger. Ueber seine zusammengepreßten Lippen kam kein Laut der Entgegnung, denn er fühlte, daß er diesmal das Spiel verloren hatte und jeder Widerstand seine Sache nur verschlechtern würde. In seinem findigen Kopfe jagten sich aber bereits Pläne, wie er den Vorfall möglichst unschuldig hinstellen könnte. Hat schon oft ein Bursche ein Mädl angepackt, um sich von ihr einen Kuß zu rauben! Sie schreien auch wohl und sterben noch lange nicht daran, wenn sie geküßt sind. In dieser Art wird er hinstellen, was geschehen war. Vielleicht, daß es noch dem Junfer unangenehm werden kann, weil ihn dieser, ohne daß er mit ihm etwas gehabt hatte, niederschlug und den Hund auf ihn hegte. Ein freier Mann ist kein höriger Bauer!

Bis Mang Rößlberger dem Büttel übergeben war, hatte er sich innerlich jede Befürchtung hinwegdisputiert. Außerdem war ja der Unterrichter sein wohlgewogener und zu verschiedenem Danke verpflichteter Freund. Wenn seine Sache vor diesen kommt, weiß er gewiß, daß ihm nicht zu weh geschehen wird.

Mit höhnischen Blicken sah er dem Junker nach, als dieser sich zum Gehen wendete.

„Den Faustschlag zu unrechter Zeit, den zahl ich dir heim!“ murmelte er zähneknirschend.

Einen Scherz auf den Lippen, betrat er die feste Zelle, sicher, sie nicht zu lange bewohnen zu müssen. —

Im Saale des Palas von Hammersbach war unterdessen dem Herrn Sebastian Rösch die Zeit recht lang geworden, denn es hatte sich trotz des Siegesbewußtseins doch eine große Spannung seiner bemächtigt.

„Wo das Mädl nur bleibt? Ist geradezu despektierlich, mich warten zu lassen! Der einzige Entschuldigungsgrund ist, daß es nicht wissen kann, wozu ich mich entschlossen

habe," knurrte er unmutig vor sich hin.

Dann stellte er sich an eines der Fenster und sah den Hühnern im Hofe und den Enten im Bache zu. Das wurde ihm aber bald noch langweiliger als das Nachdenken und Warten, denn Hühner und Enten hatte er in seinem Leben bereits bis zum Ueberdruß gesehen. Nach geraumer Zeit erschien der Hüttenmann wieder, aber war so eigentümlich einsilbig, daß der Unterrichter wenig Unterhaltung durch ihn hatte.

Endlich wurde mitgeteilt, daß Margaret von der Bleiche zurück sei, sich jedoch sogleich auf ihre Kemenate begeben habe. Schorn ließ sie in den Saal entbieten, der Anwalt räusperte sich bereits zur Rede, die er halten wollte und zupfte sich die Halskrause zurecht.

Margaret trat ein, verwundert darüber, daß sie zu den Männern gerufen wurde. Von den Vorgängen der letzten Stunde war nichts an ihr wahrzunehmen, als vielleicht eine etwas erhöhte Färbung des sonst etwas blassen Gesichtes.

„Tritt näher, Margaret," rief ihr der

Schorn zu. „Der ehrenwerte Anwalt des Landgerichts zu Garmisch und Unterrichter daselbst, Herr Sebastian Rösch, gedenkt unserem Hause eine ganz besondere Ehre widerfahren lassen zu wollen. Ich habe dich deshalb rufen lassen.“

Das Mädchen sah verwundert bald auf den Anwalt, dem jetzt die Schweißtropfen über die Stirne zu laufen begannen, bald auf den Better, in dessen Angesicht es ganz verdächtig von Born und Hohn zuckte.

„Es ist so wie Ihr sagt, Matheus Schorn, daran kann kein Zweifel sein. Und Ihr, Jungfer Gättingerin, wollet mir ein aufmerksam Ohr leihen, auf daß Ihr wohl überlegt, daß Ihr unter Umständen zu einem ganz besonderen Glück ausersehen seid.“

Rösch machte eine längere Pause, während welcher er sich sammelte zu dem Kernschuß, den er jetzt abgeben wollte.

„Ich habe mich nämlich entschlossen, noch einmal in den heiligen Stand der Ehe zu treten, und auf Euch habe ich mein Auge geworfen, meine künftige Hausfrau zu werden.“

„Auf wen?“ rief Margaret ebenso belustigt als erstaunt, denn der mit so großer Siegesgewißheit auftretende Freier mit seinem rot erhitzten Gesicht, eingewickelt in seinen ganzen besseren Kleidervorrat, machte eine geradezu komische Figur.

„Ja, Ihr selbst seid es, Jungfer Gättingerin,“ fuhr der Anwalt unbeirrt fort. „Doch muß ich mir, bevor ich mich fest entschließe, vorher eine Probezeit von sechs Wochen bedingen, die Ihr in meinem Hause zubringen werdet.“

„Also eine Probezeit nehmet Ihr Euch noch aus! Sonst weiter nichts? Das ist freilich eine ganz besondere Ehre für mich,“ meinte Margaret, auf deren Gesicht deutlich die Verachtung zu lesen war, die sie diesem feinen Antrag entgegenbrachte.

„Nein, vorläufig nichts weiter. Es könnte sich aber im Laufe der Zeit noch einiges ergeben, daß — —“

Die Komik dieser ganzen Veranstaltung hatte auf Margaret eine besiegende Wirkung ausgeübt. Sie begann herzlich zu lachen, worin ihr der Better in gleicher Weise beistimmte.

„Was ist das?“ fuhr der Anwalt zornig und überrascht auf. „Ihr lacht! Warum lacht Ihr? Was ist da zu lachen? Eine Antwort will ich auf meine Frage — gelacht kann werden, wenn sich ein Grund dazu bietet.“

„Das ist es ja eben!“ rief nun der Schorn dazwischen. „Merkt Ihr denn nicht, daß das Mäd'l die Ehre, auf Probe genommen zu werden, nicht zu schätzen weiß? Das ist ja die Antwort, die es Euch erteilt!“

Der Unterrichter ließ vor Erstaunen den Mund offen stehen und starrte auf die beiden mit einer solch überraschten und ratlosen Miene, daß dies ein nochmaliger Grund wurde, ihn mit einer hellen Lachsalbe zu überschütten. Langsam begriff er seine Lage, dann aber stieg ein furchtbarer Zorn in ihm auf.

„Also abgewiesen bin ich? Mein großmütiger Antrag ist von dieser niedrigen Bauerndirne verschmäht worden? Ha! So geht es, wenn man seinen Weizen unter die Schweine wirft,“ schrie er mit drohend erhobener Faust.

„Das ist eine Schändlichkeit! Das ist

eine Gemeinheit! Das ist Verrat! Das ist eine Beschimpfung der von Gott eingesetzten Obrigkeit!"

„Dho!" rief der Schorn noch immer lachend. „Von der Obrigkeit dürfte in dem Falle doch nicht die Rede sein."

Der Unterrichter aber war so vom Zorne gepackt, daß er nur noch krampfhaft den Mund öffnen und schließen, aber keinen Laut mehr hervorbringen konnte. Das Blut war ihm zu Kopf gestiegen, daß er blaurot aussah und einem Schlagflusse sehr nahe stand. Drohend die geballten Fäuste schüttelnd, mit rollenden, weit aus ihren Höhlen tretenden Augen stürzte er wankend hinaus, begleitet von dem erbarmungslosen Gelächter der zwei Zurückbleibenden. —

Im Herbst des Jahres 1588 zeigten sich die Untertanen der Grafschaft Werdenfels lange nicht mehr so gutmütig, als sie dies vordem gewesen waren. Es gärte und kochte in ihren Köpfen und die Unterrichter und Büttel hatten die Hände voll zu tun, allem

möglichen Unfug und Unwesen zu steuern, die der überhand nehmende Unwille zeitigte.

Das kam alles davon her, weil der Pfleger auf dem Werdenfels von den geistlichen Oberen in Freising den strengen Auftrag erhalten hatte, nach dem Rechten zu sehen, in den Sachen, welche Steuern, Holz, Fisch, Jagd-, Feld- und Waldgerechtsame betreffen, und unerbittlich zu sein in allen Dingen, die dem Vorteil des Hochstiftes zuwiderlaufen.

Mit der Zeit hatten sich eben auch Gewohnheiten eingeschlichen, die nicht dazu angetan waren, nur die geistlichen Säckel zu füllen. Dafür ist der Klerus aller Zeiten stets sehr empfindlich gewesen.

Wenn man nach anderen Beweisen sucht als solchen, die man mit Knüttel oder dem Schwerte den Leuten auf den Leib schreibt, muß man es genau nehmen. Herr Poißl war viel zu gewissenhaft, um sich in so roher Weise zu helfen, obgleich ein großer Teil der Weltgeschichte gerade nach diesem Muster gemacht worden ist.

Den ganzen Tag saß er vergraben zwischen verstaubten Aktenstößen, las schwer entzifferbare Schenkungsurkunden und Kaufbriefe u. s. w. und verfolgte sozusagen die Geschichte jeder Liegenschaft, jedes Einzelhofes, ja fast jedes Hauses in seinem Gebiete. Da kam er dann freilich auf viel, was mit den zur Zeit gepflogenen Gewohnheiten nicht stimmte. Handelte es sich um einen Vorteil für die Freisinger, so setzte Herr Poißl sofort die Sache in Bewegung. Die Bürger und Bauern mochten sich dann winden und sperren wie sie wollten, es half ihnen nichts, sie mußten daran glauben.

Dabei gab es natürlich auch eine größere Anzahl zweifelhafter Fälle. Daß diese nicht zu Gunsten der Untertanen entschieden wurden, war selbstverständlich.

Der Pfleger kam bei seinen Forschungen auch darauf, daß gewisse Verpflichtungen, welche das Hochstift hatte, in Vergessenheit geraten waren.

Als weiser Mann und pflichttreuer Beamter ließ er alle diese Dinge auf sich be-

ruhen, denn, gegen den Vortheil seiner Oberen zu arbeiten, dazu hatte er keinen Auftrag.

Doch gerade diese Ergebnisse seiner Forschungen machten ihm den größten Aerger und wurden zu einem Quell fortwährender Sorge.

Die Werdenfeller waren eben auch nicht auf den Kopf gefallen. Als der Pileger einige Zeit in seinen Akten und Urkunden gewühlt hatte, begannen sie nach den ihrigen zu suchen, die sich gar häufig an Orten und Verstecken befanden, welche es schwer machten, sie aufzufinden.

Lesen und Schreiben gehörte freilich noch zu jenen Gelehrsamkeiten, die unter den niederen Ständen sehr selten waren.

Durch einen Zufall war bekannt geworden, daß die Häußerin des Schorn sich ganz besonders gut auf alte Schriften verstehe. Nun rückten täglich Leute in Hammersbach an, beladen mit Rollen und verstaubten, halb vermordeten Pergamenten, die alle wissen wollten, was die im Verlöschen begriffenen krausen Zeichen Geheimnißvolles in sich bargen.

Meist war das Resultat der Entzifferung,

wenn sie wirklich gelang, denn es gab auch eine Anzahl lateinischer Urkunden, eine große Enttäuschung. Manchmal aber glückte es, einen strittigen Punkt aufzuklären oder einen Anspruch zu begründen.

Daß darüber Meinungen ausgetauscht und hin und her gesprochen wurde, daß häufig auch die bessere Bildung und größere Einsicht des Hüttenmannes den Ausschlag gab, war ganz natürlich.

So fügte es sich, ohne daß Schorn das Geringste dazu tat, daß seine alte Burg der Platz wurde, wohin die Gedrückten und Unzufriedenen kamen, um sich Rat und Aufschluß zu holen.

Schorn und Margaret waren am Anfange zu gutmütig gewesen und hatten mit den Leuten viel zu viel Zeit vertragen. Als sie dann erkannten, daß sie sich damit eine große Plage auf den Hals geladen hatten, war es zu spät geworden, den Strom von ihrem Hause abzulenken. Das hätte mehr Feindschaften gesetzt, als gut gewesen wäre.

Aber der alte Saal des Palas mußte

manchen Fluch und manche Verwünschung hören. Verschiedene schienen geradezu durch die dicken Mauern und zum Gehör des Pflegers und des Unterrichters gedrungen zu sein, wenigstens kam Schorn bei diesen bald in den Ruf und Verdacht, das Haupt und die Seele der unruhigen Bewegung zu sein, die sich in der Grasschaft bemerkbar machte.

Noch aber war es nicht möglich, ihn in irgend einer Weise zu fassen. Aber als im höchsten Grade verdächtig wurde er angesehen und ohne daß er es ahnte, zog sich über seinem Haupte ein dräuendes Unwetter zusammen.

Was kümmern sich die Zeiten um die großen und kleinen Schmerzen der Menschen! Die Blätter sprießen, wachsen, werden gelb und fallen ab und es ist ihnen einerlei, ob sie auf ein jugendlich Haupt oder auf ein Grab flattern. — —

Der Sommer war vorbeigegangen, hatte Kisten und Kästen gefüllt; das in den Bergen feist gewordene Vieh, graste auf den geschorenen Talwiesen; der Kriegslärm drang nicht bis in das entlegene Gebirgstal, dessen Bewohner alle

Ursache gehabt hätten, zufrieden zu sein — wenn! ja, wenn sie nicht die geistliche Hand zu grob in ihrem Eigen verspüren müßten.

Die letzten Tage im September waren Fröste gefallen, die das Laub der Buchen rötlich oder rot und die breiten Blätter der Ahorne weißgelb gefärbt hatten. Wenn jetzt ein leiser Wind durch den Wald strich, so wurde es in den Baumkronen lebendig durch die herunter raschelnden Blätter. Auf dem leuchtend grünen Moose blieben sie liegen und begannen farbige Flecke zu bilden. Wo das Moos fehlte und die schwarze Walderde zu Tage lag, wurden die frostrotten Buchenblätter förmlich zu Glühpunkten, wenn die Sonne darauf schien.

Oben auf den Bergen, im dichten Fichtenunterholz oder auf den Hochmooren mit den vom Edelmilch gerne besuchten feuchten Suhlen, begannen die Hirsche zu schreien. Wenn der Wind gegen das Thal zu stand, vernahm man das Dröhnen der gewaltigen Bassstimmen bis in die Häuser von Partenkirchen und Garmisch. Da regte sich mächtig die

Weidmannslust in manchem der Gebirgler; die Armbrüste wurden probiert; Bolzen herausgesucht, die besonders gut flogen und die Weidmesser frisch geschliffen, womit man die Beute aufbrechen und zerlegen wollte.

Auch Rasso war ein eifriger und hirschgerechter Jäger, der es verstand, aus den 99 Zeichen, die ein ziehender Hirsch zurüßlassen kann, ganz genau Geschlecht, Alter und Stärke zu bestimmen. Daß ganze Jahr arbeitete er fleißig im Werke; wenn aber die Jagdzeit auf den Auerhahn, den Rehbock oder Hirsch und Gemßbock dazwischen kam, wurde er unruhig, wie der Vogel im Käfig, wenn dessen Kameraden die Reise nach den Ländern der wärmeren Sonne antreten.

Da machte ihm der alte Schorn auch weiter keine Schwierigkeiten; er ließ den lebfrischen Burschen mit einem herzlichen „Weidmanns Heil!“ ziehen und freute sich, als wenn er sie selbst erlegt hätte, der Beute, die dieser von den Bergen brachte.

Von den Hammerßbachern übernommen, übten die Schorn auf der Südseite des Kramer-

berges, der sich als gewaltige, rauhe, von Steilwänden und tiefen Einrissen durchsetzte Felsenmasse nordwestlich von Garmisch erhebt, die Jagd im Ferchenwalde aus. Bis zum wildzerzrissenen Grat zieht dieser sich hinauf, um dort in Krüppelkiefern, Latschen genannt, überzugehen.

Hirsche gab es im Ferchenwalde gerade genug und für das Gemswild ist der Kramer so günstig, daß dieser Berg heute noch im Jäger- und Volksmund die „Gemsmutter“ heißt.

Nichts hat von jeher mehr Neid erregt, oder Aerger bereitet, als eine sehr gute Jagd. Den Neid derer, die sie nicht selbst besaßen und den Aerger von allen denen, die durch den großen Wildstand leiden mußten.

Viele Jahre hatte man weder den nun ausgestorbenen Hammersbachern, noch den nach ihnen kommenden Schorns etwas in den Weg gelegt. Nun aber erstreckten sich die Mörgeleien, die vom Werdenfels ausgingen, auch bereits auf deren Jagdtätigkeit.

Zuerst verbat sich der Pfleger, daß die Hirsche des Schorn, Acker schädigen, welche

Grundlehen der Burg waren. Der Hüttenmann lachte zu der gestrengen Weisung, die ihm der Vogt des Landgerichts zu Garmisch überbrachte und ließ dem Pfleger sagen, wenn er es auch so machen möchte wie die Bürger von Garmisch, die an Georgi jeden Jahres alle ihre Felder wegen des Wildschadens einzäunen, so dürfte ihm wenig oder gar kein Nachtheil erwachsen. Nie und zu keiner Zeit seien aber die Hirsche so klug gewesen, einen Bauernacker von einem Herrenacker zu unterscheiden; sie fräßen eben da, wo sie etwas fänden.

Das war nun freilich grob und ein böser Hohn, aber es lag so viel Wahrheit darin, daß sich der Pfleger vorläufig beruhigte. Diese Frage ließ er liegen, um so eifriger war er aber hinter den alten Dokumenten her und da fand er wirklich in dem Kaufbriebe, den Schweizer II. von Mindelberg ausgestellt hatte, der anno 1249 Garmisch mit seinem Gerichte und Umgebung an das Hochstift Freising verkaufte, eine Stelle, welche sich im Allgemeinen dahin ausdrückte, daß die ganze Jagd, ohne Ausnahme, mit überlassen worden sei. Nun

waren seit dieser Zeit mehr als 300 Jahre verflossen und die Rechts- und Besitzverhältnisse hatten sich innerhalb der Grafschaft mannigfach geändert. Es unterlag auch für den Pfleger keinem Zweifel, daß ein Anspruch, der sich auf den Kaufbrief stützen würde, vor keinem Gerichte haltbar war. Für ihn galt es nur, eine Handhabe zu finden, mittelst welcher er den unbequem gewordenen, sich übermäßig auf sein freies Bauernwesen stemmenden Matheus Schorn von Hammersbach, in seinem Besitze beunruhigen konnte.

Es dauerte auch gar nicht lange, so erhielt dieser die Weisung, sich fürderhin, bis der erhobene Rechtsanspruch gerichtlich endgültig entschieden sei, der Jagdausübung auf dem Kramer zu enthalten.

Darauf diktierte der Hüttenmann im größten Zorne der Margaret einen keineswegs feinen Brief an den Pfleger in die Feder, worin er ihm sagte, der Schorn sei freier Eigentümer, zinse dem bayerischen Herzog in München und lasse sich von niemand etwas einreden, der ihm nichts zu schaffen habe.

Sein Eigentumsrecht werde er in Haus, Feld und Wald zu schützen wissen.

Der Aerger des Schorn dauerte nicht lange, weil er überzeugt war, daß man ihm nichts Einschneidendes anhaben könne, denn für seine Rechte sprachen die eigenen Urkunden, die ihm Margaret so lange vorlesen mußte, bis er sie fast buchstäblich nachsagen konnte.

Immerhin bestand die Möglichkeit, daß irgend ein gewaltsamer Versuch gemacht werden könnte, den Schorns die Ausübung des Jagdrechtes zu erschweren.

Wie sie sich dagegen verhalten würden, darüber waren Vater und Sohn rasch einig geworden.

In einer der ersten Octobernächte, die Sterne glänzten noch in strahlender Pracht am Firmamente, überschritt Rasso in Garmisch die Loisachbrücke, unter der die Wasser im raschen Lauf enteilten, um auf steilen Jägerpfaden den Kramer zu ersteigen.

„Wenn der Jäger will was fahn,

Muß er allzeit früh aufstahn,“

steht in einem alten Jagdbuche und das

Sprüchlein enthält eine große Portion Wahrheit. Rasso schritt trotz seiner schwergengelasteten Bergschuhe munter aus und befand sich bald vor dem schwarz sich erhebenden, im tiefen Bergschatten ruhenden Wald.

Mit der Sicherheit der Gewohnheit eines Lebens, stieg der junge Jäger den schmalen, über glitscherige Wurzeln und moosüberwachsene Felsbrocken führenden Steig empor, der nach dem Grate führte.

Alles rings war totenstill. Mählich erhebt sich in den Kronen der Buchen ein immer hörbarer werdendes Flüstern, das nach und nach in ein leichtes Rauschen übergeht — Rasso blickt zu den Sternen empor, die durch das Blätterdach schimmern und bemerkt, daß sie zu erblassen beginnen.

Der Talwind verstärkt sich und langsam weicht die Dunkelheit einem matten Dämmerlichte.

Küftig schreitet der Bursche aus. An die Stelle der Buchen sind Tannen getreten, deren weißgraue Stämme nun von der Morgensonne grell beschienen werden.

Aber immer rauher wird der Pfad. Er beginnt sich zwischen Felsen durchzuwinden; oft ist ein umgestürzter Baum zu umgehen,



oder es muß der Jäger über einen solchen steigen.

Schluchtartige Einrisse, in denen kristallhelles Quellwasser über Felsstücke, Wurzeln und Stämme rieselt und an manchen Stellen kleine Wasserfälle bildet, mehren sich.

Vom Alter gebleichte Baumleichen recken allerorten ihre kahlen Aeste zwischen noch grünendem Holze empor; ein

Bild der Vereinigung des Todes mit dem Leben.

Stellenweise führt der kaum mehr erkennbare Steig über trügerische Moorflächen, die sich in Einsenkungen gebildet haben und stark grün überwachsen sind.

Ringsum schallt das Klopfen der Spechte; verschiedene Meisengattungen huschen Futter suchend durch das Gezweig — von der Spitze einer Fichte tönt der melancholische Pfiff eines Gimpels — da tritt Rasso auf einen Felsenvorsprung hinaus, seine Blicke gleiten rasch abwärts über ein rotgelb leuchtendes Meer von Baumkronen oder leicht im Morgenwinde wogende Fichten- und Tannenzwipfel und suchen tief unten, über dem Tale, ein altersgraues Gemäuer, in dem er diejenige weiß, die ihm das Herz genommen.

Er seufzt und kann nicht froh werden, trotz des wunderbaren Herbsttages, denn im Windesbrausen glaubt er Kampfruf zu vernehmen und die roten Buchenblätter gemahnen ihn an Blut. Was soll's da mit der Liebe?

Rasso fühlt, daß sich Dinge vorbereiten,

die den Gottesfrieden des Tales stören werden. Und wessen wird die Schuld sein? Nicht auf Seiten des Bürger und Bauern liegt sie; in habgieriger Gewaltthatigkeit tastet die Obrigkeit mit Scheingründen und unlauteren Mitteln alterworbene Rechte an.

Es würde nicht zum ersten Male sein, daß sich die Gebirgler gegen Uebergriffe weltlicher und geistlicher Herren stemmen müßten; zu keiner Zeit hatten sie dafür ihr Blut geschönt. Was wollen sie denn anders, als im Frieden leben!

Möchte der Pfleger nicht auch den Schornß an die Kehle, indem er behauptet, sie hätten kein Jagdrecht auf dem Kramer?

Aus diesen düsteren Träumereien wurde Rasso durch ein von dem aufwärts liegenden Berghang kommendes, langgezogenes tiefstöhnendes — „öö — öö — ööööö! aufgeschreckt. Wie abgeschüttelt waren die trüben Gedanken und die Weidmannslust trieb ihm das Blut in raschen Wellen durch die Adern.

Raum war der „orgelnde“ * Hirsch ver-

* orgelnde — schreiende Hirsch.

stummt, so erschallte von einem anderen Bergvorsprung ein Gegenruf in fast gleicher Stärke. Die beiden Könige des Gebirgswaldes scheinen sich zu heißem Kampfe herausfordern zu wollen, um das Recht des Stärkeren geltend zu machen.

Langsam und unhörbar hatte sich Rasso wieder in den Schatten der Fichten verloren und begann vorsichtig in der Richtung des Hirsches, der zuerst geschrien hatte, weiter zu pirschen.

So kam er nahe an einen latschenbewachsenen Vorsprung, dort mußte der Hirsch stecken, der seit vielleicht zwanzig Minuten mit dem Schreien wieder aufgehört hatte.

Auch der zweite Hirsch schwieg und es wurde so still, daß der junge Jäger meinte, das aufgeregte Klopfen seines eigenen Herzens zu hören.

Da — auf einmal einige kurze Trenser,* wie sie der Hirsch ausstößt, wenn er einem Stück Mutterwild nachzieht.

Ueber Rasso's Gesicht glitt ein Lächeln.

* Trenser — kurz abgestoßene, grunzende Töne.

Jetzt begann er an die Möglichkeit zu glauben, daß sich beide Hirsche treffen könnten, was unfehlbar zu einem Kampfe führen mußte.

Mit möglichster Eile und größter Vorsicht folgte er, hier durch tiefe, steile Gräben kletternd; dort auf Händen und Füßen durch undurchbringbar scheinendes Latschengestrüpp schlüpfend; oder, längs fast senkrecht abfallenden Steilwänden, auf kaum handbreiten Steinbändern, in steter Sorge, den nun wieder gut schreienden, vor ihm ziemlich rasch wegziehenden Hirsch durch das unvermeidliche Geräusch, das er verursachte, flüchtig zu machen.

Plötzlich tauchte der Hirsch auf einer Grabenkante auf und ließ sich als einen kapitalen Bierzehrender erkennen.

Der zweite Hirsch war auch in Bewegung und schrie herausfordernd seinem Rivalen entgegen, der den Graben durchzogen hatte und auf eine leichtgeneigte Felsplatte hinaustrat, die er zu behaupten Willens schien.

Das Schreien der Hirsche, aus dem Leidenschaft und Born zu hören war, tönte schauerlich durch die Bergeinsamkeit.

Hinter dem Bierzehnender wird plötzlich ein Stück Mutterwild sichtbar, das mit einem raschen Ruck seines Grindes * nach einer Richtung äugt, von welcher das Knacken zerbrechender, dürerer Zweige hörbar wird.

Sofort macht es eine ängstliche Flucht von einigen gewaltigen Sprüngen zur Seite, und — wie aus einer Versenkung gehoben, stehen sich die beiden Gewaltigen des Waldes auf wenige Schritte gegenüber.

Noch einmal erschallen dröhnend die tiefen Rehläute; die Augensprossen der Geweihe wehen den Felsboden — die stahlharten Läufe schleudern Steinbrocken und Moosstücke empor — und gleich darauf liegen sich die kampflustigen Tiere in den gezackten Stangen.

Die Hirsche waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß sie den, mit Anspannung aller seiner Kräfte heranstrebenden Jäger gehört hätten. Endlich hatte er sich auf Armbrustschußweite herangeschlichen und deckte sich hinter einer dicken Fichte. Er atmete schwer, hatte aber Zeit den Bolzen aufzulegen und sich

* Grindes — Kopfes.

zu erholen, denn die Hirsche standen jetzt ungünstig für einen tödlichen Schuß.

Mit Aufbietung der äußersten Kräfte begannen sie sich hin- und herzuschieben. Die Läufe stemmen sich auf den Fels; weit hängen die Leeder* aus dem Geäse**, dem heißer Dampf entquillt.

Bis daher scheinen die Kräfte gleich zu sein. Da macht der Bierzehrender eine furchtbare Anstrengung; der Zwölfer wankt, taumelt, wird zu Boden gedrückt und im selben Augenblicke bohrt sich ihm eine spitze Augensprosse seines Gegners in den Leib.

Der Blashirsch† bleibt einige Augenblicke mit stolz erhobenem Grind stehen, ein donnern- des Triumphgeschrei ausstoßend; der Ueberwundene flüchtet matt bergab — da schwirrt die Sehne der Armbrust und der eisenbewehrte Bolzen durchbohrt ihm das vom Siegesbewußtsein erfüllte Herz.

Noch eine gewaltige Flucht nach vorwärts

* Leeder — Zunge.

** Geäse — Maul.

† Blashirsch — der Hirsch der den Platz behauptet.

— er stürzt zusammen und verendet in der Schweißlache* seines Gegners.

Der helle Jubelschrei, den Rasso ausstieß, erstarb ihm aber plötzlich in der Kehle, denn mit metallischem Aufschlag war ein Bolzen dicht an ihm vorbei, seine Brust streifend, in den Stamm der Fichte gefahren.

Das Erschrecken dauerte nur einen Augenblick, dann warf der gewandte Sohn des Gebirges einen Blick auf den Bolzen und damit wußte er auch, wo er den zu suchen hatte, der ihn abschöß.

Und richtig, dort drüben über dem Graben sah er das Schwanzen einiger niederer Latzchenkronen,** etwas weiter davon bewegten sie sich wieder! Der Mordbube suchte zu entfliehen, nachdem er gesehen, daß sein Schuß das Ziel verfehlt hatte.

Aus Rassos Zügen war der Ausdruck des Schreckens längst gewichen, dafür war Zorn und eine wilde Jagdlust darin zu lesen. Mit raschem Handgriff war die Armbrust

* Schweißlache — Blutlache.

** Latzchenkronen — Krüppelkiefern.

gespannt und ein Pfeil aus dem Köcher genommen; dann sprang er mit gewaltigen Sätzen, daß rechts und links die Steine stoben und das Geröll unter seinen Füßen kaum Zeit hatte zu weichen, in den Graben zur Linken hinunter, verfolgte denselben auf ungefähr hundert Schritt und wendete sich darauf seitwärts, bis dorthin, wo ein nächster Graben, dessen gegenüberliegender Hang eine unersteigbare Felswand bildete, vom unfernen Grate sich herunterzog.

Rasso hätte jubeln mögen im wilden Triumphe, denn das Herabrollen von Gesteinsbrocken zeigte ihm mit Gewißheit, daß sein Gegner bemüht war, längs der mächtigen Steilwand zu flüchten, die von den Schrofen zu den Latschendickichten herabreichte.

Offenbar war diesem die Felsenwildnis nicht genügend bekannt, sonst würde er gleich am Anfange seiner Flucht vorgezogen haben, die Höhe anzunehmen, um über den Grat die andere Bergseite zu gewinnen.

Nun mußte er, an dem Graben mit der gegenüberliegenden Steilwand angelangt, ent-

weder umkehren und denselben Weg zurück machen, oder die abwärts führende Sohle annehmen — eine andere Wahl gab es für ihn nicht.

Offenbar schien er des Glaubens gewesen zu sein — was in zehn Fällen neunmal richtig gewesen wäre — daß ihm der Verfolger in gleicher Richtung nachstreben würde, denn von dem „Zwangswechsel“,* wie es in der Jägersprache heißt, wußte er nichts.

Oben an der Schlucht angekommen, äugte er, einen Augenblick stehen bleibend, scharf nach abwärts. Aber dort unten war alles still und nichts Auffallendes wahrzunehmen, denn Rasso hatte sich längst hinter einem Felsen gedeckt und erwartete nun mit wilder Freude den schon ziemlich sorglos Herabkommenden.

Seine Vermutung, daß es Mang Rößberger sei, der ihm nach dem Leben gestrebt hatte, bestätigte sich. Nur ihm war nach den Vorfällen auf der Bleichwiese, die durch sein

* Zwangswechsel — einen Steig, den das Wild nach Lage der Dertlichkeit gezwungen ist anzunehmen.

Lügen und die Beihilfe des Unterrichters einen sehr glimpflichen Ausgang genommen hatten — man hielt ihn kaum eine Woche eingesperrt und Albert Poißl mußte von seinem Vater hören, daß er eine geringe Sache viel zu ernsthaft aufgefaßt habe — eine solche Mordabsicht zuzutrauen.

Nun kam er den steilen Graben herunter, mit unsicherem Tritt, wirr um sich blickend, bleich, verheßt, die ungespannte Armbrust in der Hand tragend, das Rainszeichen des Mörders auf der Stirne und eine feige Furcht um sein eigenes Leben in der Brust.

Wenn er geahnt hätte, daß sein Gegner hinter sicherer Deckung, mit aufgelegtem Bolzen ihn erwartete, daß es nur den Druck dessen Fingers bedurft hätte, um ihm das todbringende Eisen ins Herz zu senden!

Rettungslos war er in Rassos Hand gegeben. Kein Hahn kräht darnach, wenn diese Bestie in Menschengestalt ausgetilgt wird. Die Leiche fressen die Vergraben und Füchse — die Welt ist um einen Schurken ärmer geworden. Niemand lebt, der dem Richtenden

etwas beweisen könnte, denn Fels und Wald sind stumm, das Schwirren der Bogensehne und ein Todesschrei verhallt im Winde. Ein drittes Menschenherz schlägt zu dieser Stunde nicht auf diesen Höhen.

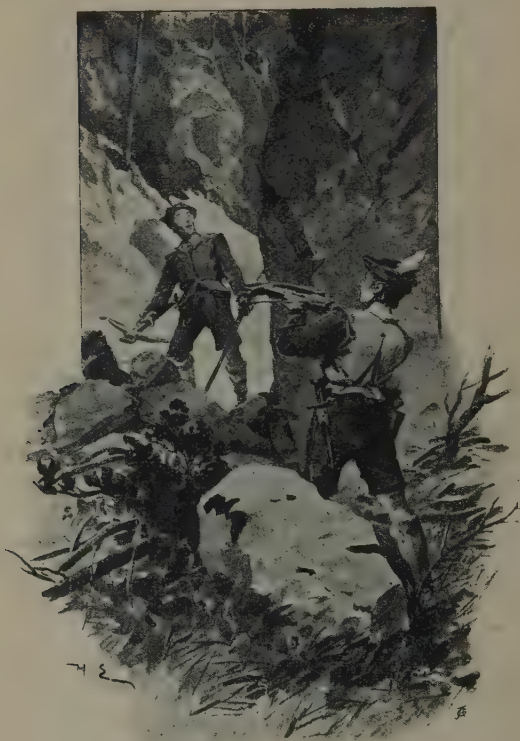
Während diese Gedanken Rasso's Gehirn durchtoben und er den Verbrecher schon mit durchschossener Brust, im Blute schwimmend vor sich sieht, ergreift ihn ein Ekel, seine eigene Hand damit besudelt zu haben.

Er will dem Mordbuben das Leben schenken, das ihm verfallen ist, aber die Strafe soll nichtsdestoweniger eine empfindliche werden.

Röslberger war nun ziemlich sorglos, denn er näherte sich schon dem Ausgange des Grabens. Auf fünf Schritte war er an das Felsenversteck herangekommen, als Rasso mit angelegter Armbrust ihm in den Weg sprang.

„Halt Bube! Die Armbrust nieder!“

In dem Jäger hatte die Sicherheitshoffnung schon derart Raum gewonnen gehabt, daß er zitternd, mit einem Ausrufe tödlichen Schreckens stehen blieb und mit weit aufgerissenen Augen auf den Gegner starrte,



der so unvermutet vor ihm auftauchte. Er war wie gelähmt, dann kehrte ihm die volle Besinnung zurück und er überfah klar die furchtbare Lage, in der er sich befand. Rösberger mußte sich sagen, daß, bevor er eine Bewegung ausführen, nach der Armbrust oder dem Weidmesser greifen konnte, Rasso's Bolzen ihm die Brust durchbohren würde.

Mit einem wilden Fluche, zähneknirschend, warf er die ungespannte Armbrust von sich.

„Mach's kurz! Schieß los!“ rief er mit heiferer Stimme.

„Das Messer und die Bolzen weg!“ scholl es ihm drohend entgegen.

Einen Augenblick schien es sich Rösberger zu überlegen, ob er sich nicht auf Rasso stürzen und versuchen sollte, mit einem plötzlichen Angriff einen Entscheid zu seinen Gunsten herbeizuführen. Was war zu verlieren? Der Bolzen dort auf der Armbrust konnte möglicherweise ebenso an ihm vorbei fliegen, als jener, den er auf den Mann abschöß. Ein kurzer, tückischer Blick und er wußte, daß Rasso, der mit vollständiger Ruhe, wie

von Stahl gemacht, ihm gegenüberstand, seine Brust nicht verfehlen würde.

„Tritt auf zehn Schritte zurück und rühre dich nicht!“

Rösslberger schaute verwundert auf und wie Hohn zuckte es über sein Gesicht.

„Was soll das? Mach keine Umständ' weiter! Ich hab verspielt! Warum hab ich dich verfehlen müssen? Oder fürchtest du, daß dir meine letzten Lebenszeichen gefährlich werden und ich dich in den Graben hinunterreißen könnte? Brauchst mich bloß schlecht zu treffen, dann hast du mich am Hals und dann gehst du mit dahin, wohin du mich schicken willst.“

„Tritt zurück, sag ich dir!“ kam es furchtbar drohend über Rasso's Lippen.

Mit zitternden Knien, unter Flüchen und Verwünschungen auf sein schlechtes Schießen, begab sich der Jäger auf die ihm bezeichnete Stelle. Aber der kurze, wie er glaubte, sein letzter Weg, trieb ihm den Angstschweiß auf die Stirne.

Rasso schritt vor, bückte sich nach den Bol-

zen und warf sie mit kräftigem Armschwunge in den Abgrund. Dann nahm er das Messer, brach die Klinge in einer Spalte am Griff ab und schleuderte beides den Geschossen nach.

Darauf hob er die Armbrust auf, lehnte sie gegen einen Stein und ein gewaltiger Fußtritt zerbrach deren Schaft.

Der Jäger hatte mit steigendem Erstaunen dem Treiben seines Gegners zugeesehen. Als seine Armbrust zerbrochen wurde, konnte er einen Aufschrei des Jornes nicht unterdrücken. Die Waffe war ihm lieb und wert, er hatte sie geführt seit seinen Knabenjahren. Und sie war gut und treu gewesen! Hätte sein Arm nicht gezittert, wie er auf Rasso anlegte, der Bolzen säße jetzt so sicher in einer erkaltenden Brust, als er nun im Stamme der Fichte staß. Warum zaudert der Schorn, mit ihm ein Ende zu machen? Es bligte wie eine neue Lebenshoffnung durch seine wild durcheinander flutenden Gedanken; aber er konnte es nicht fassen. Hier in den Bergen galt das Recht des Stärkeren, des Flinkeren; ein jeder wird in solcher Lage nur das eine

kennen: Die Vernichtung des Feindes. Wer hätte je von einer Ausnahme gehört?

Rasso war noch einige Schritte auf Rösberger gekommen, der mit finsterem Grimme sich in das Unvermeidliche gefügt zu haben schien. Er hatte nur mehr den einen Wunsch, daß so oder so ein Ende gemacht würde.

Des Jägers Schrecken und Entsetzen wuchs, als Rasso den Bolzen von der Armbrusttrinne nahm und in den Köcher steckte; er betrachtete dies nicht als eine Rettung, sondern Verlängerung der Todesangst, die er erdulden mußte.

Der junge Schorn stützte sich auf seine Waffe und frug anscheinend ganz gelassen: „Was hatteſt du im Ferchenwald zu schaffen?“

„Der Wald ist nicht mehr Euer, seitdem der Burgpfleger seine Hand darauf hat.“

„So; und was weiter?“

„Als Dienſtmann des Pflegers hab ich den Wald zu schützen. Dem Wilderer gehört ein Bolzen.“

„Das wollt ich hören. Also so weit ist

es, daß der Pfleger uns an das Leben will, wenn wir das alte Recht in unserem Eigen hochhalten?“

Rößlberger wendete den Kopf zur Seite und schwieg. Das war nur die eine Hälfte seiner Gründe. Die andere galt dem bevorzugten Nebenbuhler. Aber warum diesem die volle Wahrheit sagen?

„Was hab ich mit dir zu rechten? Komm hierher, nimm die zerbrochene Armbrust auf, zeige sie deinem Herrn und richte ihm Wort für Wort aus, was ich dir jetzt sage:

Wer an unser altes Recht will, der ist unser Feind. Wir fürchten nicht feigen Meuchelmord, noch zittern wir vor den gekauften Richtern und ihren Schergen. Wie ich dir die Waffe gebrochen vor die Füße werfe, so werden auch wir uns auflehnen gegen die Gewalt und nicht ruhen und rasten, bis man uns entweder unser gutes Recht nicht mehr vorenthält, oder bis die anderen vernichtet sind.

So wie ich denke, so denken sie alle in Garmisch, Partenkirchen und Mittenwald.

Geh' hin und sage das dem Pfleger. Das Leben ist dir jetzt geschenkt.

Wenn es dir aber einfallen sollte, ein zweitesmal meinen Weg zu kreuzen, so magst du wissen, daß du sterben mußt und sollte ich dich mit den Händen erwürgen müssen. Jetzt geh'!"

Der Arm Rasso's deutete in die Tiefe; Rößberger, der für den Augenblick nur begriff, daß ihm das Leben geschenkt sei, schlich, nachdem er wirklich die zerbrochenen Stücke der Armbrust aufgenommen, wartend davon, denn die Angst, die er ausgestanden hatte, war ihm in die Beine gefahren.

Aber immer fester und schneller wurde sein Schritt, je mehr er nach abwärts kam. Was er vor sich hinmurmelte, klang nicht nach Dank für den, der ihn verschonte. Er lachte wild hinaus und murmelte zwischen den zornbebenden Lippen, von einem künftigen Tag der Vergeltung.

Rasso war mit sich zufrieden. Er wußte sich rein, von im Borne und im Rachegefühl vergossenem Blut.

Wie wenn nichts geschehen wäre, machte er den Weg zurück, den er gekommen war und befand sich bald bei dem erlegten Hirsch. Den Bolzen aber, der ihm gegolten hatte, den zog er aus dem Stamme und verwahrte ihn sorgfältig im Köcher.

Im Saale des Werdenfels stand selben Tages Röslerberger, der Burgjäger, vor seinem Herrn, dem er über den Vorfall im Ferchenwalde Bericht erstattete.

„Zufällig bin ich dort hingekommen, ganz zufällig,“ sagte er. „Ich hab mir gedacht: Mußt auch mal zuschauen, ob sich nicht vielleicht ein Lump, so ein Wilderer, dort oben herumtreibt, denn jetzt schreien die Hirsch und darnach gibt's immer Begehr. Ist ja verboten der Ferchenwald, nicht bloß für die Schorn, sondern für jedermann!

Hör' auch wirklich dort oben ein' guten Hirsch schreien und druck mich darauf zu, weil ich sehen möcht, was er auf dem Grind hat.

War schon ziemlich nah am Hirsch, da seh' ich plötzlich hinter ihm einen Menschen — gekannt hab' ich ihn im Waldschatten nicht

gleich — der die Armbrust an das G'sicht reißt und g'rad auf mich zielt.

Ich natürlich mach's auch so — denn da heißt's der Flinkere sein, wenn sich zwei so im Wald treffen — laß mein Bolzen fliegen, aber! wie's so geht, in der Hitz und Eil hab ich's Ziel nit scharf g'nug genommen, der Bolzen geht nebenan in die alte Wetterfichten.

Mein Glück war, daß derselbig so erschrocken sein muß, daß er ohne sich weiter nach mir umzuschauen, gleich den Graben ang'nommen hat und mit aller Schnelligkeit durch ist."

"Wer war es, auf den du geschossen hast?" drängte Herr Poißl.

"Ja, das ist's ja eben, was kaum glaublich ist! Der gnädige Herr wird erstaunt sein, wenn er mich weiter anhört. Also: Wie derselbig Reißaus nimmt, so denk ich mir: „Ist auch so gut; der hat sein' Denktettel und wird's bleiben lassen, im verbotenen Revier zu pirschen!" Ich steig also ruhig neben der Gratwand weiter und will durch den letzten Graben gegen Tal.

An den Lumpen, den ich nit genau hab erkennen können, hab ich kaum mehr gedacht und steig immer tiefer. Mit mal die Armbrust hab ich gespannt tragen und alle Bolzen sind im Köcher gesteckt.

Ich druck mich um die großen Felsenstück, da springt mir einer in den Weg, packt mich an der Gurgel, reißt mir die Armbrust, die ich nur leicht auf der Achsel tragen hab, aus der Hand und schleudert sie sechs Schritt weiter. Dann springt er zurück und zieht auf! Alle Augenblicke hab ich mir dacht, jetzt laßt er schnellen, aber der Rasso Schorn hat ganz andere Sachen in sein' Sinn —“

„Der Rasso Schorn?“ rief der Pfleger verwundert und erzürnt. „Der Rasso Schorn, dem der Wald verboten ist, bedroht meinen Dienstmann, der seine Pflicht tut, an Leib und Leben? Ich will es nicht für recht erkennen, daß euer barbarischer Gebrauch es fordert, gegen Wildschützen und derartiges Gesichter die Waffe rasch zu erheben. Wie du mir aber den Vorgang darstellst, so war er es, dessen Armbrust dich zuerst bedrohte?“

„Gewiß Herr, es war so. Nie hätt' ich aber nach dem jungen Schorn geschossen, so ich ihn früher erkannt hätte, denn, was man ein' Wildddieb heißt, dafür hätt' ich ihn doch nit halten können. Aber Herr, ich bin noch lange nit zu End'.

Mit dem Tod bedroht, kann ich nit anders, als daß ich auch Messer und Bolzen von mir werf', wie er fordert.

Dann zertritt er die Armbrust, wirft mir die Trümmer vor die Füß' und nötigt mir ein' Eid ab, daß ich Euch, Herr, alles, Wort für Wort, ausrichten werd', was er mir vorsagt.“

Der Jäger schwieg und zeigte eine Miene, als ob es ihm furchtbar wäre, sprechen zu müssen. Der Burgpfleger mußte ihn sogar ermuntern, das Wort zu ergreifen. Um den anscheinend sehr Bewegten zu beruhigen, versprach er diesem, ihm nicht ungnädig zu werden, laute der Auftrag wie er wolle.

Mang Rößlberger fuhr darauf fort, weiter zu berichten:

„Der Rasso Schorn läßt Euch also sagen:

Der ganze Gau hält Euch für einen falschen Richter und pflichtvergessenen Räuber. So wie er denkt, so denken sie alle in Partenkirchen, Garmisch und Mittenwald. Wenn nicht Ruh' wird und Ihr nicht aufhört, mit neuen Steuern und Abbruch an ihren alten Rechten, so werden sie aufstehen und den Werdenfels und Euch zerbrechen, wie die Armbrust hier. Daß Ihr daran glaubt, schickt Euch der Schorn diese Trümmer der Wehr', die ich in Euerm Dienst trug."

Herr Poißl war bleich geworden, und ein Beben durchlief seinen Körper. Das war mehr als der brutale Spruch eines übermütig gewordenen Einzelnen, das war die Stimme des offenen Aufruhrs, der die Ordnung unter seine Füße tritt und an den Besten der Throne rüttelt!

„Und ist das wirklich wahr? Hast du nichts hinzugesetzt oder verdreht, im Zorne über die Behandlung, die dir geworden ist?" stieß er hoch erregt hinaus und trat dem Jäger einen Schritt näher.

Röslberger war auf diese Frage längst

gefaßt; er antwortete deshalb ruhig und dabei die Hand auf das Herz legend:

„Einen heiligen Eid will ich schwören, daß der Rasso Schorn so und nicht anders gesprochen hat.“

In seinem Herzen loberte ein wilder Triumph, den er nur mit Mühe unterdrücken konnte. Er sah, daß der Pfleger ins Herz getroffen war. Dieser Mann verzeiht einem Untertanen eine solche Sprache niemals; sie bedeutete Qualen und Tod für den Rebellen.

Herr Poißl war in tiefes, zorniges Sinnen versunken, dann nahm er sich gewaltsam zusammen und befahl dem Jäger, den Unterrichter von Garmisch sofort auf den Werdenfels zu entbieten.

Es war schon spät am Abend, als dieser auf die Burg geritten kam. Der Pfleger schloß sich mit ihm ein und berief auch seinen darüber etwas verwunderten Sohn zu dieser Besprechung.

Einige Wachslichter beleuchteten unvollkommen den dunkel getäfelten Raum. Die Männer saßen, von dem rötlich gelben Lichte

bestrahlt, an einem Tisch, auf dem neben dem Schreibzeug, Haufen von Papieren und Pergamentrollen lagen.

Auf dem Gesichte des Pflegers stand ein drohender Ernst, als er begann:

„Es ist Euch bekannt, Herr Unterrichter, warum ich Euch zu mir bescheiden ließ?“

Der Angesprochene nickte bejahend und senkte den Kopf, als ob er nicht sehen lassen wollte, daß ein Zug wilder Freude seine Mienen überflogen hatte.

„Was denkt Ihr von der Botschaft des Rasso Schorn?“

„Das bedeutet Aufruhr, Mord! Herr, denkt an den Aufstand der Bauern draußen im Reiche, von dem jeder Schritt im Blute der Edlen, Ritter und der hohen Geistlichkeit getan ward,“ fuhr der Anwalt heftig auf.

„Ich weiß, was Ihr sagen wollt, Herr Unterrichter. Ihr meint, es sei gut, solche Dinge im Keime zu ersticken, wie ein Feuer, das man auslöscht, bevor es zum Dache hinaus lodert.“

„Ja, Euer Gestrengen, das ist ganz meine Ansicht.“

„Ihr seid also für scharfe Maßregeln?“

„Gewiß, für die allerschärfsten,“ antwortete leidenschaftlich der Unterrichter. „Der Rasso Schorn hatte recht, als er sagte, so wie er, denken alle im Gau. Der Brand glimmt schon lange im Verborgenen! Keine anderen als wir, die Unterrichter, die wir täglich mit dem Volke zu tun haben, mögen dies besser wissen. Aber die Handhabe fehlte bis jetzt! Nun ist sie gegeben, wir können zupacken. Gebt den Befehl, Herr! Nehmen wir die Anstifter beim Schopf! Türmen wir sie ein! Befragen sie peinlich! Ich wette, Meister Abriel von Schongau wird ihnen die Zungen lösen, und dann greifen wir heraus, den oder die, alle, die uns verdächtig erscheinen. Hängen erst ein paar Duzend der Aufrührer am Galgen, so verkriechen sich die übrigen aus Furcht.“

Der Burgpfleger hatte mit gerunzelter Stirne zugehört. Er vernahm die Leidenschaftlichkeit aus dem Tone des Anwaltes, und das war seine Sache nicht. Die Gefahr einer Unbotmäßigkeit oder eines Aufstandes

war nahe, aber er suchte vorher noch nach Mitteln, um sie zu beschwören, ohne gleich mit der ganzen Härte des Gesetzes dazwischen zu fahren. Er hatte den humanen Gedanken, für das Unrecht des Einzelnen nicht die Allgemeinheit leiden zu lassen. Deswegen lag etwas Abwehrendes darin, als er entgegnete:

„Glaubt Ihr, Herr Sebastian Rösch, daß nur die alleräußersten Mittel uns zum Ziele bringen würden?“

Der Angesprochene sah überrascht auf. Das klang ja wie ein Zurückweichen, wie eine Furcht vor dem Bauernpack, wie er es nannte. Jetzt wollte er stacheln.

„Sawohl, Herr Burgpfleger,“ rief er mit schneidender Stimme. „Sawohl, es gibt einen solchen Weg!“

„Und der ist?“

• „Tut dem Gesindel den Willen; gebt die Rechte des Hochstiftes preis; legt ihnen zu dem Ihrigen, was sie sonst noch unverschämt verlangen, und Ihr habt — wenigstens auf eine Zeitlang — Ruhe.“

Herr Poißl war, durch diese Sprache aufs

tieffte verlegt, von seinem Stuhle aufgesprungen.

„Halt, Herr Unterrichter! Kein Wort mehr! Es ist nicht an dem, daß Ihr mich an meine Pflicht zu mahnen hättet. Noch bin ich der Pfleger von Werdenfels, und nur meinem hochwürdigsten, fürstlichen Herrn in Freising Rechenschaft schuldig. Wenn ich nicht gesinnt bin, Euch auf dem Wege, den Ihr mir zeigen wollt, zu folgen, so liegt das darin, weil ich mit Sicherheit in den wechselvollen Vorgängen unserer Zeit erkannte, daß es oft nur eines ganz geringen Anstoßes bedurfte, um den Blutbronnen zu öffnen, den zu speisen die Besten des Volkes gerade gut genug sind. Das Schwert der Gerechtigkeit ist zweischneidig und hat schon oft den verlegt, der es aus der Scheide zog, ohne es beherrschen zu können. O ja, wir wollen es führen! Weder Name, noch Stand, noch Ansehen der Person soll uns daran hindern, denn wir sind als Richter an Gottes- und Fürstenstelle gesetzt. Nachdem aber bislang nichts Entscheidendes vorgefallen ist, so dürfen wir noch einmal

versuchen, die Verirrten auf die richtige Bahn zu bringen.

Ich habe mich entschlossen, das Volk anzuhören in seinen Fürsprechern, durch den Mund jener Männer, die jetzt das Haupt der Unzufriedenen bilden. Sind ihre Klagen begründet, so soll es an mir nicht fehlen, ihnen Erleichterung zu verschaffen.“

Der Unterrichter hatte dieser energisch ausgesprochenen Willensmeinung mit sehr gemischten Gefühlen zugehört. Sofort war ihm klar geworden, daß er viel zu weit gegangen war und dadurch den etwas schwer zu behandelnden Pfleger in seiner Ansicht bestärkte, statt ihn davon abzubringen. Daß dieser aber nun Willens schien, sich unter Umständen auf einen Vergleich mit den Bauern einzulassen — etwas, dessen Ausführung nicht unmöglich war — brachte das Gebäude der rachsüchtigen Hoffnungen des Herrn Sebastian Rösch dem Einsturze nahe. Wenn er den Pfleger nicht veranlassen kann, fest zuzugreifen und diejenigen zu packen, welche die Häupter der Unruhen sind, so entschlüpft ihm ja die

Gelegenheit, sich an der hochmütigen Brut, den Schorns und deren schnippiſcher, unverſchämter Baſe zu rächen. Es koſtete den Unterrichter eine furchtbare Ueberwindung, ſich ſo weit zu beruhigen, daß er dem Pfleger antworten konnte, ohne dieſen auß neue zu verletzen. Aber er war bleich geworden und um die Lippen zuckte die mühsam verhaltene Leidenschaft.

„Ganz, wie Ihr es befehlt, Herr Burgpfleger,“ antwortete er mit rauher, bebender Stimme. „Aber hat Euer Geſtrengen auch bedacht, daß Euer gute Meinung vollſtändig mißverſtanden werden möchte; daß man Eure Güte und Wohlwollen für Schwäche auslegen könnte? Die Bauern haben harte Schädel; man muß darauf verzichten, ſie mit Gründen überzeugen zu wollen. Sie ſehen ſich nur im Unrecht, wenn ſie es am eigenen Leibe ſpüren, und vergeſſen das Gute, indem ſie es empfangen. Ja, wenn ſie ein Chriſtentum hätten! Da könnte ihnen der Pfarrer doch die Hölle ordentlich heizen. Aber der Herrgottsglauben iſt im Wanken. Haben ja ringsum im Reiche das beſte Beiſpiel. Heute katholiſch, morgen

lutherisch, übermorgen wieder katholisch — was bleibt da als Rest? Ist es da ein Wunder, daß der Gottseibeius seinen Vorteil wahrnimmt und sein Reich ausbreitet auf der Welt? Seine Gemeinde wächst und die Menschen bekennen sich in der schamlosesten Weise hierzu. Auch Partenkirchen und Garmisch machen keine Ausnahme. Man munkelt und raunt von Teufelsbeschwörungen, Hexentänzen, Hexenritten, bösen Geistern und Unholden, die da und dort erschienen sind, zur Plage und dem Verderben der Christgläubigen und Guten. Oder, meint Ihr nicht, Euer Gesträngen, daß es nicht mit rechten Dingen zugeht, wenn diese Bauern, die sonst ohne zu murren, frondeten, Zins und Zehnten zahlten und froh waren, wenn sie ihr Leben durchbrachten, jetzt auf einmal nach Rechten schreien, dem Adel und Herrenvolk die durch viele Jahrhunderte gewährleisteten Vorrechte absprechen und behaupten, sie seien Menschen so gut wie die anderen! Als ob das nicht etwas ist, was in gewöhnlichen Tagen gar nicht in den Köpfen dieser Leute wachsen kann, wenn es

ihnen nicht vom Teufel eingegeben wird!“

Herr Poißl war nachdenklich geworden und hatte dem Anwalt mit wachsender Aufmerksamkeit zugehört. Einen ähnlichen Gedankengang hatte er selbst schon gehabt; auch ihm kam diese stetig mehr sichtbar werdende Wandlung der Dinge unheimlich vor. Neben Gott steht der Böse, jederzeit bereit, das Gute zu verderben. Schon der Abfall vieler Tausende vom rechten Glauben war eine Teufels-
tat nach seiner Ansicht, die von Gott nur deswegen zugelassen wurde, um die Gläubigen zu prüfen. Naturgemäß muß damit der Anhang des Teufels auf der Welt sich vergrößern, die einen werden sich mehr, die anderen weniger hingeben, aber die Zahl der Ketzer wird zunehmen. Hat ja schon längst die Kirche zu strengen Mitteln gegriffen und ist seit dem Jahre 1000 bemüht, die Ketzer und Teufelsanbeter mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Selbst Papst Innocenz VIII. sah sich 1484 veranlaßt, in seiner von Kaiser Maximilian als römischen König bestätigten Bulle gegen das Teufelsunwesen einzuschreiten und

Glaubensrichter aufzustellen, die an vielen Orten Deutschlands ihres Amtes warteten.

Bis jetzt hatte man in diesen Gegenden des Gebirges wenig von Teufels- und Hexengeschichten vernommen, aber immerhin befürchtete er die Möglichkeit, daß das Unwesen nun auch hier überhand nehmen könnte, wenn ihm nicht rechtzeitig gesteuert würde.

„Ihr mögt in einigen dieser Dinge nicht unrecht haben,“ sagte der Pfleger. „Auch mir kommt vieles so unfaßlich vor, was jetzt geschieht, daß ich an finstere Einflüsse glauben muß. Der Himmel hat uns zwar mit der Teufels- und Hexenplage bis zur Zeit verschont; wenn sich aber begründeter Verdacht und sichere Anzeichen finden sollten, so will ich nicht der Letzte sein, der mit Feuer und Schwert den bösen Samen austilgen wird. Das bin ich als von Gott eingesetzter Richter der heiligen Kirche schuldig. Wer zögert, der ewigen Wahrheit die Ehre zu geben, der soll dazu gezwungen werden.“

Junfer Albert hatte bis jetzt den Verhandlungen ohne ein Wort zu sprechen zu-

gehört. Es glühte jedoch in ihm ein Funke des neueren, helleren Geistes, der ihn unwillkürlich dazu drängte, über solche Dinge eine freiere Ansicht zu haben.

„Verzeiht, Vater!“ begann er. „Mögen nicht unter den Tausenden von Rehern und Hexen, die den Feuertod erleiden mußten, eine große Anzahl gewesen sein, die in einem krankhaften Wahne handelten, sich Einbildungen hingaben, die mit der Wirklichkeit nichts zu schaffen hatten?“

Herr Poißl blickte unangenehm berührt und erstaunt auf seinen Sohn, während der Anwalt vor Ueberraschung vergaß, den Mund zu schließen, den er bereits zu einer Entgegnung auf des Pflegers Rede geöffnet hatte.

„Das ist ja merkwürdig! Das ist ja so viel als ein Zweifel an der Weisheit und Gerechtigkeit der geistlichen und weltlichen Obrigkeit!“ rief dieser aufgeregt, als er sich etwas von seinem Staunen erholt hatte. „Niemand ist noch ohne Beweise verurteilt worden! Wofür hätten wir denn die peinliche Frage, wenn die Verstocktheit und der Einfluß des Teufels

dem Sünder nicht erlaubt, auf göttlichen Zuspruch der Wahrheit die Ehre zu geben?"

„Das ist es ja, für das ich mich nicht begeistern kann,“ entgegnete der Junker, „das peinliche Befragen! Unter dem Eindruck der Qualen mag manches zugestanden werden, was sonst verneint worden wäre. Die Angeklagten werden förmlich gezwungen, sich selbst zu belasten.“

„Mein Sohn,“ mischte sich der Pfleger in das Gespräch, das bei der Aufregung, in der sich Herr Sebastian Rösch befand, leicht eine noch unangenehmere Wendung hätte nehmen können. „Mein Sohn, ich meine, es ziemt dir nicht, vielleicht mit demselben Maße an solchen nützlichen und löblichen Gott wohlgefälligen Einrichtungen zu messen und zu rütteln, als dies möglicherweise von den freigeistig angestechten Junkern am herzoglichen Hofe zu München geschehen mag, obgleich ich auch für diese bezweifle, daß es ihnen gestattet ist, mit solchen Ansichten frei herauszutreten.“

Der Unterrichter nickte lebhaft zustimmend mit dem Kopfe; es freute ihn und beruhigte

ihn, daß dem jungen, nach seiner Ansicht ganz unreifen Manne, ein solch kräftiger Dämpfer aufgesetzt wurde.

Herr Poißl fuhr abweisend fort: „Es war auch nicht meine Absicht, über solche Dinge deine Ansicht zu hören; ich habe dich zu dieser Unterredung nur entboten, um dir Gelegenheit zu geben, zu lernen, in meinem, das will sagen, im Sinne des Rechtes und Gesetzes zu handeln, für den Fall, als ich durch irgend einen Zufall verhindert werden sollte. Denn die Zeit ist eine ernste und du bist mein natürlicher Vertreter.“

Albert wollte antworten, doch eine abwehrende Bewegung seines Vaters hinderte ihn daran.

„Ich habe bereits meinen Willen dahin geäußert, daß, bevor ich zur Strenge greife, ich vorher gütliche Mittel versuchen möchte. Du wirst deshalb morgigen Tages nach Hammersbach reiten und die zwei Schorn, Vater und Sohn, in meinem Auftrage zu mir entbieten. Ich habe den Jäger gehört, ich will auch sie hören.“

Herr Kösch fuhr auf: „Das wollt Ihr tun, Herr? Ihr hättet Lust, mit diesem frechen Bauernpack Euch einzulassen! Ueberlaßt sie mir, ich werde sie zahm machen, noch ehe die Sonne dreimal untergegangen ist.“

„Für jetzt noch nicht,“ entgegnete der Pfleger fest. „Möglich, daß ich Euch später zu Willen sein werde. Doch Gott verhüte es!“

Eine ohnmächtige Wut im Herzen, verließ der Unterrichter die Burg. Er dachte, noch sei nicht aller Tage Abend und deswegen hoffte er auf die Zukunft.

Es war schon dunkel geworden, langsam schlenderte der Gaul den Burgweg herab. Plötzlich machte das sonst so vertraute Tier einen Seitensprung und würde dadurch bei einem Haare seinen Reiter jählings zu Boden befördert haben, wenn dieser nicht mit beiden Händen nach der Mähne des Rosses gegriffen hätte.

„Jesuss, Mar' und Joseph!“ schrie in höchster Angst der Unterrichter, der gleichzeitig an einen räuberischen Ueberfall und das Auftauchen einer übernatürlichen Erscheinung dachte.

Sein Schrecken ging jedoch sofort in einen großen Zorn über, als er das böshaft klingende Lachen einer dunkeln Mannsgehalt vernahm, die zweifellos aus dem schwarzen Waldschatten unvermutet in den Weg hereingetreten war.

„Verfluchter Bursche!“ rief eifernb der Anwalt und suchte sich wieder auf dem noch ängstlich schnaubenden Gaul zurechtzusetzen. „Wer erlaubt dir denn, die Leute so zu erschrecken, daß sie leicht den größten Schaden davon hätten. haben können? Hast du nichts anderes zu tun, Mang Rößlberger, als aus dem Dickicht zu brechen



wie ein wilder Eber, und mich auf meinem gedankenvollen Heimritt zu stören?"

„Macht keinen Dhsen aus einer Mücken, Herr Unterrichter,“ entgegnete schroff der Jäger. „Nehmt ein anderes Mal den Gaul was fester zwischen die Beine und laßt das unnötige Jammern und Schimpfen. So christlich bin ich immer noch, daß ich Euch aufhebe, wenn Ihr vor meine Füße kollert aus lauter Furcht und Schrecken. Wie die Sache ausgegangen ist, auf der Burg oben, möcht ich gern wissen? Hab ja so eine Art von Anrecht drauf, denn ohne mich möchtet Ihr lange warten, bis Euch einer von den Schorns ins Garn lauft.“

„Mehr Respekt bitte ich mir aus, Bursche!“ schrie erbozt der Anwalt. „So erlaube ich niemand, mit mir zu sprechen. Und was willst du denn eigentlich, du Tölpel, du Staudenjäger? Nicht einmal schießen kannst du. Meinst du, ich habe die dumme Geschichte geglaubt, die du auch mir aufgebunden hast, daß der Schorn zuerst auf dich angelegt hat? Dich kenn ich! Heimzahlen hast du ihm wollen,

weil du glaubst, er steht in der Gunst der hochnasigen Bauerndirn', der Margaret! Könntest ja gerade so gut versuchen, dich an mir rächen zu wollen, weil ich auch einmal an diese rote Gans gedacht habe! Aber versuch's nur. Der Unterrichter von Garmisch hat feinere Ohren und einen längeren Arm als du. Was glaubst du wohl, was Herr Poißl gesagt haben würde, wenn ich ihm den Fall im Walde im eigentlichen Lichte gezeigt hätte?"

„Dummes Zeug!“ erwiderte trotzig der Jäger. „Als ob Ihr Euch entschließen könntet, einen guten Freund in die Patzche zu bringen! Ob ich wohl dabei allein bleiben würde? Wenn Ihr aber meint, so könnt Ihr noch mehr schreien und wettern, dann werden sie Euch oben auf der Burg und unten in Garmisch hören. Das beste ist, Ihr gebt nach, ärgert Euch nicht weiter und erzählt mir die neueste Neuigkeit von dort oben.“

Der Unterrichter schien sich zu besinnen, ob es rätlich sei, den bisherigen Ton beizubehalten. Gegen den Rößlberger hatte

er so gewisse Verpflichtungen, denen er auch nachkommen wollte, insoferne es seinen Vortheil nicht berührte, oder der Mann nicht zu unbequem wurde. Gespannt horchte er auf, aber es ließ sich kein Geräusch vernehmen, als ein leises Säuseln des Windes in den Baumkronen und das entfernte Rauschen des Flusses. Diese Beobachtung befriedigte ihn und er wendete sich mit merklich größerer Ruhe wieder an den Jäger.

„Das neueste ist, daß der gestrenge Herr den eigenen Sohn zu den Schorns schicken wird, um diese zu sich entbieten zu lassen.“

Ein Ausruf des Schreckens entfuhr den Lippen Köslbergers. „Dann bin ich verloren! Der Rasso wird reden und der Pfleger wird ihm mehr glauben als mir.“

„Siehst du, daß ich recht hatte!“ höhnte der Anwalt. „Vorhin habe ich wegen des gewissen Bolzens nur auf den Busch geschlagen und nun gibst du mir selbst die Bestätigung meiner Vermutung.“

„Verdammt!“ murrte der Jäger zwischen den zusammengebißenen Zähnen.

„Lasse dir darüber keine grauen Haare wachsen, Mang. Ich kenn dich und vor mir gibt's kein Verstecken. Was aber die Unterredung betrifft, so werd' ich das meinige dazu geben und nachhelfen, wo nachzuhelfen ist. Daß mir aber bis dahin kein Bolzen fliegen gelassen, oder ein Messer vorschnell aus der Scheide gezogen wird!“ fügte er drohend hinzu. „Das würde nur unnötiges Aufsehen erregen und die Köpfe noch heißer machen. Setzt aus dem Wege, Mang, und halte dein Maul. Ich denke, daß sich eine Gelegenheit finden wird, unsere Rechnung mit den Schornß abzugleichen.“

Der alte Gaul bekam die Absätze des Unterrichters zu verspüren und setzte sich nach und nach in einen matten Trott. Rößlberger sah der im Walddunkel sich verlierenden Gestalt des Reiters nach, dann schlug er sich mit der geballten Faust vor die Stirne und hieß sich einen Esel, weil er sich dem Unterricht verraten hatte. Er hatte es sich gar nicht schwer gedacht, seine Behauptungen gegenüber dem Pfleger, und wenn es auch mittelst eines

Eides geschworen mußte, aufrecht zu erhalten. Dummer Weise bekam ihn aber dafür der schlaue Fuchs, der Unterrichter, in die Krallen, der sich sein Schweigen sicher durch den oder jenen unangenehmen Dienst, der ihm erwiesen werden muß, bezahlen läßt.

Mißmutig schlenderte der Jäger nach Partenkirchen hinein, wo er in einer Schenke eine Anzahl unzufriedener Bauern wußte, von denen er vielleicht das eine oder andere, das im geheimen in der Gegend vorgeht, aufschnappen konnte. Vielleicht, daß sich der für ihn wenig vorteilhaft verlaufene heutige Handel dann doch bezahlen möchte.

Der neue Tag war wieder in vollendeter herbstlicher Pracht heraufgestiegen; an den schattigen Stellen glitzerten an den kurzgeschnittenen Gräsern feine Eiskristalle; die Buchen waren um einen Ton röter, die Ahorne um einen solchen gelber geworden und flimmerten in der höher steigenden Sonne wie mit Edelsteinen besät, während Milliarden von spiegelnden Tautropfen das Licht zurückwarfen

und langsam zu einem leichten Nebel verdampften, der sich höher und höher zog, um darauf wie spurlos zu verschwinden.

In der Herrlichkeit dieses Morgens hatte sich Margaret auf den Weg gemacht, war nach Garmisch gewandert, hatte dort bei dem Kaufmann nächst der Kirche einiges für das Hauswesen besorgt und befand sich jetzt in der Mühle, die, am Westende des Marktfleckens liegend, von einem Arme der raschfließenden Loisach getrieben wird.

Dieser Gang galt einem Liebeswerke. Margarete war durch einen glücklich verlaufenen Zufall mit der jungen Müllerin näher bekannt geworden und besuchte die schon seit längerer Zeit kränkelnde Frau, so oft sie nach Garmisch kam.

Den Anlaß zu diesen freundschaftlichen Beziehungen gab folgender Vorgang:

Margaret hatte eines Tages, im Frühling desselben Jahres, in der Mühle zu tun gehabt und verhandelte eben über verschiedene Mehlsorten, die nach Hammersbach geschickt werden sollten, als sich außen am Mühlbache

ein jämmerliches Hilsegeschrei aus weiblichen Kehlen erhob.

Davon erschreckt, stürzte sie hinaus und gewahrte die junge Frau, ihr Kind in den Armen haltend, wie diese in dem nicht sehr tiefen, aber reißenden Mühlgraben dem verderbenbringenden Radwerke immer näher getrieben wurde.

Schreiend und die Hände ringend, aber an keine Rettung denkend, lief eine Magd am Rande des Wassers nebenher.

Margaret erkannte mit einem Blicke, was Noth tat und wie zu helfen war, ergriff einen zufällig am Boden liegenden Rechen, reichte diesen der, mit der freien Hand krampfhaft darnach fassenden jungen Frau und half dann Mutter und Kind mit leichter Mühe auf das Trockene.

Es war so gekommen, weil das am Bachufer spielende Kind in das Wasser gefallen war, und die Mutter ihm sofort zur Rettung nachsprang. Würde die Frau die Kraft und Geistesgegenwart gehabt haben, sich an dem, dem großen Mühlrade vorliegen-

den Wehr anzuhalten, so wäre nur ein unfreiwilliges kaltes Bad daraus geworden, wenn nicht, so hätte das Radwerk Mutter und Kind erfaßt und dann ade Sonne und Leben.

Margaret hatte die beiden gerettet, ohne das eigene Leben aufs Spiel zu setzen, deswegen schlug sie ihre Tat, über die sie sich zwar freute, daß sie ihr gelungen war, nicht hoch an, ja erachtete sie als etwas, das sich ganz von selbst verstanden hatte. Anders der Müller und die Müllerin; sie sahen in dem Mädchen die beherzte Retterin und konnten sich dieser gegenüber nicht genug tun in Freundschaft und Aufmerksamkeiten.

Seit jenem Tage aber kränkelte die Müllerin, mochte es vom Schrecken oder dem Bade im eiskalten Wasser kommen, zuerst ein wenig, dann mehr und jetzt war sie schon seit längerer Zeit bettlägerig. Einem unbefangenen, kundigen Auge hätten freilich die fieberhaft leuchtenden Augen, das weiße, abgemagerte Gesicht und die nächtlichen Schweiße das Richtige gesagt. Aber das arme Weib war ja noch so jung, hätte so viel vor sich gehabt,

was auszuleben gewesen wäre, daß alle, die um sie waren, den Gedanken an ein frühzeitiges Ende gar nicht aufkommen ließen, besonders jetzt, wo die Kranke selbst davon sprach, daß sie den bösen Druck auf der Brust schwinden fühle.

Margaret saß neben dem Bette und hielt die abgezehrte, bleiche Hand der Müllerin in ihrer Rechten. Dankbar waren die Augen der Kranken auf sie gerichtet und mit tonloser, schwacher Stimme sagte diese:

„Weißt, es geht mir besser, viel besser. Ich schnauf mich schon viel leichter. Gott im Himmel! Wenn ich so dran denk, wie's damals hätt' gehen können! Wenn du nit g'wesen wärst, so lieget die Afra und ich schon lang unterm grünen Rasen.“

Margaret machte eine beruhigende, aber abwehrende Bewegung. Es beschämte sie, daß die Müllerin so viel aus ihrem selbstverständlichen Eingreifen machte.

„Nein, nein,“ fuhr diese eifrig fort. „Es ist schon so und der liebe Gott wird dir's vergelten. Aber weißt, das Leben ist doch so

schön! Mir graut's immer, wenn ich ans Sterben denk, weil ich mir vorstell', daß auch die Seel ein G'fühl davon hat, daß der Leib im kalten engen Grab liegt, verfallen muß und zum Würmerfraß wird. Derselbige Leib, in dem sie sich auf Erden g'freut und gelitten hat."

"Aber Zensl," fiel Margaret verweisend ein. „Das ist ja gar keine christliche Vorstellung! Was kommt dir denn in den Sinn? Zum Glück ist dir ja jetzt viel besser und du tust gut, wenn du solche schwarze Gedanken von dir weist."

„Macht alles nix!" entgegnete die Müllerin mit dem Eigensinn der Kranken. „Manchmal, so in der finstern Nacht, wenn die Mühl steht und alles um mich ruhig ist, so muß ich, ob ich will oder nit, den gleichen Gedanken denken. Ich komm mir vor, als wär ich schon tot und läg im schwarzen Grab; ich spür' nix mehr; meine Glieder sind ohne alles G'fühl. — Dafür aber schwebt meine Seel' ganz hoch oben im warmen Sonnenlicht; ich hör die Engeln singen, schau runter auf die Welt und da seh ich nur die, die ich lieb

g'habt hab und die mir und den Meinigen Gut's getan haben. Gest Margaret, das ist g'spaßig? Aber schau, ich hab den merkwürdig schönen Traum jetzt fast alle Nacht — und seit der Zeit geht's mir viel besser."

Die Kranke schwieg erschöpft. Ueber Margaret kam die Ahnung, als ob es doch wahr werden müßte, daß die Seele ihrer Freundin schon auf dem Wege nach dem Jenseits begriffen wäre und nur noch leicht mit ihrem schwachen, kranken Körper zusammenhinge. Sie war so ergriffen, daß sie mit Mühe sich bekämpfen mußte, um nicht in ein lautes Weinen auszubrechen und froh, als die Müllerin sie bat, das Fenster zu öffnen, um den goldenen Sonnenschein in die dumpfe Stube hereinzulassen.

Reicher, üppiger Blumenschmuck stand vor demselben. Da blühten Gelbveiglein, mit vollen Blumenstengeln, bunte, herbstliche Asters; dazwischen stand mancherlei Kraut- und anderes Pflanzenwerk, das die Müllerin mühsam zusammengebracht hatte, weil sie die Blumen gar so sehr liebte.

Aber, seit sie im Bette liegen mußte, fehlte ihren Lieblingen die verständig pflegende Hand. Mehr als die Hälfte der Pflanzen war von den Herbstfrösten getroffen worden und zeigte die durch Kälte bedingten Form- und Farbenveränderungen.

Mit in Tränen schwimmenden Augen, hatte Margaret zu den Höhen der Zugspitze emporgeblickt; leichtes Gewölk schwamm unter dem Gipfel und schien, mühsam sich windend, an dem grell beleuchteten Gestein emporzustreben.

Da hörte sie, in ungewohnter Stärke, hinter sich die Stimme der Kranken.

„Was das merkwürdig ist! So etwas hab ich mein Lebtag noch nit gesehen.“

Margaret wendete sich rasch.

„Was ist dir, gute Benji? Was hast du noch nie gesehen?“

„Nichts, eigentlich nichts. Aber ich bitt dich und dreh dich wieder gegen das Fenster. Es ist doch zu sonderbar!“

Um der Müllerin den Willen zu tun, wendete sich Margarete wieder dem Fenster

zu, allein sie hatte dabei eine unheimliche Empfindung allgemeinen Unbehagens.

„Was soll denn Merkwürdiges an mir sein?“ frug sie mit dem Beben einer leisen, inneren Ungeduld.

„Wenn du dich nur sehen könntest, Margaret! Die Sonne scheint durch deine goldroten Haare und es ist, als wenn Feuer deinen Kopf umspielt. Deine Gestalt ist für mich dunkel, fast wie ein schwärzlicher Schatten; aber neben dir, da ist ja auch wieder das Feuer; wie züngelnde Flammen umspielt's dich. Gelt, ich bin recht närrisch? Aber das kommt davon, wenn man krank ist und das Fieber noch im Kopf arbeitet. Da hält man die Sonne, die durch das Haar scheint, und das bunte, vom Frost verbrannte Blattwerk für brennende Loh' und züngelnde Flammen.

Aber schad ist's für die armen Blüml'n, daß sie der Reif erwischt hat. Wird mich wohl nach ganz frischem Samen und Stecklingen umschauen müssen und wird Zeit brauchen, bis sie sich wieder zusammen

wachsen. Aber das tut ja nix. Wenn ich g'sund bin, ist mir das eine liebe Spielerei.

Und jetzt möcht ich dich noch um was bitten, Margaret," sekte die Müllerin, mit von der Anstrengung des Sprechens merklich schwächer gewordener Stimme bei.

„Der Frost in der nächsten Nacht nimmt, was gut ist an den Blümlern, doch vollends mit. Sei so gut und schneid ab davon, was noch nit vom Reif verbrannt ist, und leg mir's auf mein Bett.“

Margaret erfüllte ihr den Wunsch; sie brachte noch einen ziemlich großen Strauß unversehrter Blüten und schöngefärbter Blätter zusammen. Die Müllerin dankte ihr herzlich, hielt den Strauß in den Händen und erlabte sich an dem zarten Duft, den er ausströmte.

„Warum hast du mir denn von dem Stechpalm nix abbrockt?“ fragte sie, wie verwundert.

„Stechpalm ist doch kein Blum'," entgegnete lächelnd Margaret. „Das ist ja eigentlich Strauchwerk, und zwar ein recht boshaft's, denn abg'sehen von den Stacheln, die am

Holz sitzen, kann man sich an jedem einzelnen Blättl stechen.“

„Nein, Margaret, das g'hört dazu, wenigstens zu dem Boschen, den ich in der Hand halt! Weißt, die Blümeerln kommen mir vor wie die Freuden im Leben, und der Stechpalm wie die Leiden. Und grad bei mir hat der Vergleich so gut zutroffen: viel Freud und herb Leid; der Winter nimmt die ein' und der Frühling bringt's wieder. Was ich jetzt schon im Herbst für eine Sehnsucht nach dem Frühling hab — du glaubst es gar nit!“

Die Müllerin war, den Strauß in der einen, den Stechpalmzweig, den ihr Margaret gereicht hatte, in der anderen Hand haltend, in die Kissen zurückgesunken. Das Rot auf den Wangen war verschwunden und hatte einer fahlen Blässe Platz gemacht. Die kranke Brust atmete schwer und unregelmäßig, und die müden Augenlider schlossen sich zu einem unruhigen Schummer. Margaret benützte diese Augenblicke, um, nach einem wehmütigen Blick auf die Kranke, die Kammer mit leisen Tritten zu verlassen.

Draußen, im strahlenden Sonnenlichte, atmete sie tief auf. Es war ihr, als ob die Luft noch einmal so rein durch das Thal wehe, und mit tiefem Schmerze gedachte sie der sterbenden Freundin, für die alles Licht und aller Glanz der schönen Welt bald in der



Grabesnacht untergehen wird. Und daraus erwuchs mit unwiderstehlicher Gewalt für sie selbst die Liebe zum Leben. Konnte es ihr besser gehen, als im Hause des Schorn, in der nächsten Nähe einer stets um sie besorgten Mutter? Wie auf Händen wurde sie getragen, und warum das? Sie tat nicht

mehr als ihre Pflicht, und diese machte ihr noch obendrein Freude! Mit, von einer kleinen Eitelkeit nicht ganz freiem Lächeln mußte Margaret des sonderbaren Antrages des Unterrichters von Garmisch denken. Ob er sich wohl recht darüber ärgerte, als sie ihn auslachte? Aber sie hätte mit bestem Willen ihm keine andere Antwort geben können; der Mann mit seinem erhitzten, blauroten Gesichte, bei der herrschenden Sommerwärme in einen schweren Mantel eingewickelt, kam ihr zu lächerlich vor.

Dann schweiften ihre Gedanken zu dem Vorfalle auf der Bleiche. Ein leichter Schauer überlief sie, als sie bedachte, wie nahe sie damals dem Unterliegen, dem Tode nahe war. Die von wilder Leidenschaft verzerrte Gestalt des Rößlberger und die männliche ruhige Krafterrscheinung des Junkers Poißl tauchten in ihrer Erinnerung wieder auf.

Ihren Retter hatte sie seit diesem Tage nicht mehr gesehen, aber ihr Gedächtnis hatte dessen Gestalt, Stimme, jede Bewegung, die er damals machte, unauslöschlich im Gedächtnis

behalten. Wie vornehm und edel war der Junker vor ihr gestanden; wie zart und hilfreich hatte er sich ihr gegenüber benommen. Was er tat, war für ihn wie etwas ganz Selbstverständliches gewesen. Dazu war sein Auge voll Milde, trotz des strengen Gerichtes, das er einige Augenblicke zuvor gehalten hatte. Eine heiße Sehnsucht stieg in Margaret auf, ihren Retter wieder schauen zu können, und wenn es auch nur von weitem wäre.

So ging sie in tiefem Nachdenken über den Wiesenweg quer über das Thal gegen Hammersbach. Die Oktobersonne brannte um die Mittagszeit heiß, die Wiesen waren von im auffallenden Lichte glitzernden weißen Häden wie übersponnen, und der leichte Wind wehte das zarte Gespinnst in Häden und Flocken bald hier, bald dorthin. Ab und zu blühte in dem kurzen Grase noch eine vereinzelte gelbe oder rote Blume, oder der tiefblaue Wiesen-Enzian drängte sich durch die geschorenen Halme. In den Hecken und auf den Bäumen war es von piepsenden und lockenden Vogelstimmen lauter als zur Sommerszeit, denn das mun-

tere Völkchen der Wald- und Heckenjäger, der emsig kletternden und von Ast zu Ast hüpfenden Meisen aller Arten, besand sich schon auf der Reise nach dem wärmeren Süden. Wie wenn der kleine Sänger nicht ohne Gruß scheiden könnte, schien es oft, wenn von den Wipfeln der Fichten oder aus dem Gewirr der Sträucher sein Lied ertönte, bald klagend und sehnsüchtig, bald hoffnungsfreudig anzuhören.

Mit all dem war das schöne Mädchen, das elastisch seines Weges schritt, vertraut. Das Fliegen und Wandern neben ihm hätte fast seine Sehnsucht erweckt nach dem unbekannten südlichen Lande mit dem blauen Himmel und den milden Lüften, aber dann lachte es auf einmal laut vor sich hin und murmelte: „Wie man nur so denken kann. Wandern! Vielleicht allewig? Fort von den Menschen, die's so gut mit mir meinen! Wie ich auf so etwas komme?“

In ihrem Nachdenken und durch das Selbstgespräch hatte Margaret den auf dem weichen Rasen fast unhörbar gewordenen

Schritt eines Pferdes erst vernommen, als dieses ihr den Kopf fast auf die Schulter legte. Mit einem leichten Aufschrei des Erschreckens trat sie zur Seite, blickte auf und gerade in die lachend fröhlichen Augen des Junkers Albert Poßl, der in der Wanderin schon längst die schöne Margaret von Sammersbach erkannt hatte. Ueber Garmisch reitend, wollte er zum Hammerwerke, um den väterlichen Auftrag auszurichten. Als er das Mädchen bemerkte, dachte er sich: „Besser ist's zu zweien als zu einem, den für mich unlustigen Weg zu machen!“ Deswegen drückte er dem Gaul die Waden etwas schärfer an, auf daß dieser weit ausgriff mit seinen gelenkten Beinen und bald die nichts vermutende Margaret einholte. Der Junker weidete sich einige Augenblicke lächelnd an dem reizenden Bilde, das die in glühender Verlegenheit und Ueberraschung neben dem Wege Stehende ihm bot.

Mit einem raschen Schwunge war er vom Pferde und seine Hand dem Mädchen reichend, rief er frohmütig:

„Nichts für ungut, schöne Hammersbacherin, wenn ich dich einholte, nachdem ich dich erkannt hatte. Du erlaubst mir schon, daß ich den Weg nach dem Werke mit dir zusammen mache.“

Margaret hatte die Hand des Junkers leicht berührt und schaute nun, ohne ein weiteres Erschrockensein zu zeigen, mit dem vollen Ausblick ihrer Augen, zu ihm empor.

„Was du für Augen hast, Mädchen!“ rief dieser erstaunt. Doch mit diesem Ausrufe war auch das Weiche und Hingebende, das Glänzen, das über deren Gesicht gelegen hatte, wie mit einem Schlage verschwunden. Es hatte Margaret verlezt, daß dieser Mann, den sie in ihrem Herzen so hoch über alle anderen Männer, die sie kannte, gestellt hatte, ihr nichts zu sagen wußte, als eine unangenehm klingende Schmeichelei.

„Herr, der Weg ist frei für Euch und mich. Ich habe auch nicht vergessen, daß ich Euch hohen Dank schulde und werd' daran denken in meiner Sterbestund'. Wenn ich Euch aber um etwas bitten darf, so ist's das, daß

Ihr mir nicht das Gleiche ins Gesicht sagt, wie alle diese Burschen von Partenkirchen oder Garmisch."

Bei dieser Entgegnung hatte ihre Stimme hart und abweisend geklungen, was der feinfühlende Junfer sofort verstand. Dieses Mädchen von Hammersbach schien aus einem etwas anderen Holze geschnitten zu sein, als die übrigen Dirnen der Umgegend, die es sich zur höchsten Ehre rechneten, wenn der frische Junfer sich einen Scherz mit ihnen erlaubte.

Er errötete leicht, wie in einem Anfluge des Schämens, dann glitt ein zufriedenes Lächeln über seine Züge.

„Das gefällt mir von dir. Doch sage, wie darf ich dich nennen? Als wir zuerst uns sahen, hatten wir beide andere Dinge zu tun, als nach den Namen zu fragen."

„Herr Junfer Poißl, ich bin die Margaret Gättingerin von Polling im Unterlande und führe meinem Vetter Schorn in Hammersbach das Hauswesen. Damit wißt Ihr eigentlich alles, was über mich zu sagen ist."

„Gut, Margaret. So schwer es mich auch

ankommen mag, du sollst von mir keine Rede mehr vernehmen, die du für überflüssig halten wirst."

Der Junker ließ den Gaul neben sich hergehen und schritt weiter; das Mädchen blieb nun furchtlos an seiner Seite.

„Das Schicksal hat uns auf eine etwas sonderbare Weise zusammengeführt und somit zu einer Art von Genossen gemacht."

„Hoher Herr, Ihr beliebt schon wieder zu scherzen!" entgegnete mit einem fast schelmischen Seitenblick Margaret, aber das Gesicht des Junkers war so ernst, daß sie sich darüber verwunderte und das Köpfchen senkte.

„Bei Gott! Darum ist es mir nicht zu tun. Es führt mich eine ernste Sache zu deinem Vetter Schorn und seinem Sohne Rasso. Weil ich sie nicht für leicht erachte, bin ich froh, daß dich mir der Zufall in den Weg führte. Deine Mithilfe wird vielleicht dazu beitragen, manchem die Schärfe zu nehmen und eine zuwidere Sache zu einem guten Ende zu bringen."

Margaret schwieg; sie erkannte sofort, daß

der Besuch des Junkers mit dem Vorgang im Ferchenwalde im Zusammenhang stehen müsse.

„Du wirst wissen,“ fuhr er fort, „daß dein Vetter Rasso durch den Jäger Röslerberger eine arge Drohung an meinen Vater, den Pfleger zu Werdenfels gesendet hat!“

„Von einer solchen weiß ich nichts,“ entgegnete das Mädchen bestimmt. „Wohl aber weiß ich, daß der Burgjäger den Rasso meuchlings mit dem Tode bedrohte und es des jungen Schorn gutes Recht gewesen wäre, ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten.“

„Der Jäger erzählt es anders!“

„Der Jäger lügt! Daß Rasso die Wahrheit redet, dafür lege ich meine Hand ins Feuer!“

„Du trittst warm für deinen Vetter ein!“ rief der Junker, in welchem ein sonderbares Gefühl aufzusteigen begann.

„Der Rasso ist der beste Mensch der Welt, arglos wie ein Kind und keiner schlechten That fähig. Den Jäger aber, den müßt Ihr selbst kennen. Es wird sich fragen, wem der Burgpflager auf dem Werdenfels mehr glaubt:

zweien unbescholtenen Männern oder diesem —“

„Schurken, wolltest du wohl sagen? Doch das wird sich finden. Mein Vater will den Frieden, deswegen läßt er die beiden Schorns durch mich entbieten.“

„Und was glaubt Ihr, daß ich dazu tun kann?“ frug nun Margaret, stehen bleibend, und den Junker gespannt anblickend.

„Du sollst den Männern raten, daß sie den Bogen nicht zu straff spannen; daß sie sich nachgiebig zeigen und ihr Unrecht einsehen.“

„Und wenn ich nun glauben würde, daß sie nicht im Unrechte sind? Wenn ich glauben würde, daß sie und die anderen dorthin getrieben wurden, wo sie jetzt sind, weil man ihr gutes Recht beugen will?“

„Oho Mädchen! Dir sind die aufrührerischen Gedanken auch schon zu Kopf gestiegen,“ rief der Junker, unangenehm berührt von der schroffen Abweisung, die in der Antwort Margaretens lag.

„Herr! Würdet Ihr gegen Eure Ueber-

zeugung sprechen und etwas gegen Euer Gewissen tun?"

„Du fragst sonderbar und willst mich in eigenen Netze fangen,“ entgegnete der Junker ausweichend. „Willst du mich vielleicht glauben machen, daß du nicht blind den Reden der Männer dein Ohr leihest, sondern eine eigene Meinung über diese Dinge hast, auf denen du so fest verharrest?“

„Die habe ich auch, denn es gehört kein großer Verstand dazu, den Wortlaut einer gesiegelten Urkunde zu verstehen oder zu wissen, daß man im Rechte ist sich zu wehren, wenn man vom Meuchelmord bedroht wird.“

Herr Albert Poißl sah, daß er sich in seinen Voraussetzungen vollständig geirrt hatte. Das Mädchen an seiner Seite wird ebenso trotzig als die Männer für ihr sogenanntes gutes Recht eintreten. Aber er mußte es dennoch bewundern. Wie fest und überlegt hatte es seine Meinung geäußert und wie gut hatte ihm der trotzige Zug im Gesichte gestanden! Ja, die frische Dirne war sogar zum Angriff auf ihn übergegangen und er hatte

sich in die Enge getrieben gefühlt. Seinem ritterlichen Sinn würde es nicht entsprochen haben, nun weiter in das Mädchen bringen zu wollen und er lenkte deshalb das Gespräch auf ganz gleichgültige Dinge, frag Margaret nach ihren Jugendjahren und Heimat, erzählte muntere Geschichten von der Hofburg zu München — die Befangenheit war von beiden gewichen und sie kamen lachend und scherzend bei dem Werke in Hammersbach an.

Herr Matheus Schorn empfing mit Würde, aber staunend den vornehmen Boten. Seine Stirne hatte sich zwar in finstere Falten gelegt, als er vernahm, der Burgpfleger lasse seinen Sohn und ihn zu sich entbieten, aber dann bekam in ihm das Gefühl die Oberhand, eine Gelegenheit nicht schroff von der Hand zu weisen, die möglicherweise beitragen könnte, den lang ersehnten Frieden im Loisachtale wieder herzustellen.

Er unterließ jedoch nicht, gegenüber dem Junker zu betonen, daß er dem bayerischen Herzog zinsse und nur insoweit unter den werdenfelsischen Blutbann falle, als er sich

auf diesem Gebiete etwas gegen fremdes Eigentum, Treu und Glauben, Leib und Leben der bischöflichen Obrigkeit oder deren Untertanen beugehen ließe.

Am Schlusse der sehr ruhig geführten Unterhaltung betrat Margaret den Saal und kredenzte, nicht ohne ein leises Erröten, dem Junker, der sich einer gewissen Befangenheit ebenfalls nicht erwehren konnte, einen frischen Trunk und einen kleinen Imbiß.

Der Burgpfleger wurde sehr ernst, als ihm sein Sohn überbrachte, wie sich der alte Schorn geäußert hatte. „Diese Bauern,“ sagte er, „haben böse Querköpfe und es ist an dem, daß sie der Obrigkeit vorschreiben, wie sie behandelt werden wollen. Wir werden aber sehen, ob der Troß nicht zu brechen ist. Dem Jäger traue ich nicht, aber der andere mag auch sehen, wie er sich glimpflich hinausredet, sonst!“ —

Herr Poißl schwieg und seine Stirnfalten zogen sich drohend zusammen.

„Sonst?“ frug etwas beunruhigt der Junker, denn er fürchtete die Empfindlichkeit

feines Vaters, die diesen schon oft zu Härten veranlaßt hatte.

„Sonst gibt es ein Gefängnis in Garmisch und ein Verließ auf dem Werdenfels.“

Nach dieser Antwort öffnete der Pfleger seine Kammer und verschwand hinter deren Türe. Er wollte also auf keinen Fall weiter über das gefragt werden, was er vielleicht tun wollte.

In der Krankenstube der Mühle lag, nachdem Margaret sie verlassen hatte, die Frau in unruhigem Schlummer.

Mit einem Male wurde draußen ein Männertritt hörbar und der Kopf des Burgjägers zeigte sich vor dem Fenster.

Offenbar war dieser einige Augenblicke nicht ganz schlüssig, ob er die Schlummernde wecken solle oder nicht. Seine gefühllose Rücksichtslosigkeit trug aber den Sieg davon und er rief laut und barsch durch das offene Fenster:

„He Müllerin! Wo ist denn der Müller? Ich such' ihn schon überall in Haus und Hof.“

Das kranke Weib erwachte von dem rohen

Rufe und schrak so zusammen, daß ein Teil der Blumen, den es in den Händen hielt, über das Bett hinunter auf den Boden fiel.

„Meinen Mann suchst du? Ja, was weiß denn ich, wo sich der aufhält,“ antwortete die Frau mit schwacher, fast ersterbender Stimme.

„Was hast du gesagt? Red lauter, ich versteh' dich nicht durchs Fenster!“

Sie machte eine Bewegung und deutete auf ihre Brust. Jetzt erst merkte der Jäger, daß sie nicht lauter sprechen konnte.

„Da muß ich wohl zu dir in die Kammer kommen, sonst könnten wir zwei eine Stund verhandeln, bis ein End herging. Kannst ja auch dem Müller ausrichten, was ich von ihm haben möcht!“

Rösslberger ging um das Haus herum und öffnete alsbald die Kammertüre.

Unter derselben stieß er aber einen wüsten Fluch aus, weil ihm ein großer, schwarzer Kater, der sich jedenfalls vor dem durch das Fenster Sprechenden und rasch Eintretenden gefürchtet hatte, zwischen den Beinen durchfuhr, um sich ins Freie zu retten.

„Hast du eine Hege in deiner Kammer, Müllerin, die sich vor einem Heiligen fürcht'?" scherzte er roh, indem er zu der Frau herantrat, die zitternd und aufgeregt nach ihm schaute.

„Dem Müller hab ich ausrichten wollen, er soll bei dem Mohrenwirt in Partenkirchen heut noch die zwei mageren Ochsen abholen; der Wirt

hat nachgegeben und laßt sie ihm um das Gebot. Weil ich aber beim Schmutz war, soll der Müller nit auf mich vergessen und mir



das Malter Weizen schicken, wie's ausgemacht ist zwischen ihm und mir. Kannst dir das merken, Müllerin?"

Die Kranke nickte bejahend. Sie fürchtete den rohen Wildling und es war ihr von jeher Angst gewesen, wenn ihr Mann sich mit ihm eingelassen hatte.

„Also, du wirst es ihm ausrichten. Aber was ist denn mit dir? Bist ja mit Blumen aufbahrt, wie wenn du schon die schönste Leich wärst!"

„Nein, nein. Nix Leich. Vor vierzehn, vor acht Tagen hätt ich selbst noch daran denkt, aber jetzt, wo's mir soviel besser geht — —"

Der Jäger lachte roh. „So, so, besser! Das ist recht, behalt nur den Glauben. Wo sind denn aber die Blumen her?"

„Die hat mir meine liebe Freundin, die Margaret gegeben. Aber frag sie selber, das Reden tut mir doch noch weh."

„Wen? die Margaret soll ich fragen! Wird gute Weil haben, bis ich wieder zu der komm."

Die Müllerin schüttelte leicht den Kopf und lächelte.

„Schau dich um. Grad hinter dir muß sie sein.“

Erschreckt drehte sich der Jäger nach der anderen Kammerseite; ein Zusammentreffen mit dem Mädchen hier in der Krankenstube wäre ihm sehr unerwünscht gewesen.

„Dummes Zeug,“ rief er. „Ich glaub, du träumst!“

„Gewiß,“ nickte die Müllerin. „Gewiß. Sie will sich vielleicht nit vor dir sehen lassen. Grad den Augenblick eh'vor, als du zum Fenster hereing'rufen hast, hat sie mir die Blumen in die Hand geben.“

Der Jäger sah sich noch einmal in der Kammer um, weil er es wohl für möglich hielt, daß ihm das Mädchen ausweichen wollte. Er konnte aber keinen Ort bemerken, wo sie sich hätte verstecken können.

„Ich seh' sie nicht; sie ist nicht in der Kammer.“

„Unmöglich!“ rief nun die Müllerin, mit durch die Ueberraschung gestärkter Stimme.

„Ich sag dir: Einen Augenblick zuvor als du nach mir gerufen hast, ist sie an meinem

Bett g'standen und hat mir die Blumen und da, den Stechpalmzweig in die Hand geben. Ich müßt's doch g'hört haben, wenn sie fort gegangen wär. Nein, wie das sonderbar ist!"

Dem Jäger gruselte es. Er besaß den ganzen Aberglauben, an dem seine Zeit so reich war.

„Den Stechpalmzweig hat sie dir geben?“ frug er mit bebenden Lippen. „Stechpalm ist Hexenkraut!“

„Ach was, Unsinn!“ sagte die Müllerin. „Freilich ist die Margaret eine Hex, aber nur eine solche, die den Mannsbildern die Köpfe verdrehn könnt.“

„Und die schwarze Kat?“

„Welche schwarze Kat?“

„Die mir durch die Bein g'fahren ist, wie ich die Thür aufg'macht hab!“

„Was weiß ich von der schwarzen Kat. Laß mich in Ruh jetzt. Das Reden wird mir zuviel. Komm später, so in acht oder zehn Tagen, dann bin ich — —“

Die Kranke war, wie vorhin als sie die Blumen entgegengenommen hatte, in die

Rissen zurückgesunken und aus Mattigkeit plötzlich eingeschlafen.

Der Jäger warf einen raschen, furchtsamen Blick um sich und überlegte, ob er die Müllerin nicht noch einmal wecken sollte, denn er hätte gerne mehr über die Anwesenheit der Margaret in der Kammer erfahren.

Das abgezehrte, vergeistigte, totenähnliche Aussehen des Weibes hielt ihn jedoch ab. Er fühlte die Schauer des Jenseits seine abergläubische Seele aufwühlen. Mit einem großen Schritt stieg er über die, auf dem Boden liegenden Blumen weg und verließ viel leiser als er gekommen war, wieder die Kammer.

Röslberger brauchte Zeit, um sich zu sammeln. Die Vorfälle in der Krankenstube waren nicht mit rechten Dingen zugegangen, da war etwas Uebernatürliches dabei gewesen. Er zählte alles auf: Die schwarze, unheimliche Raze; der sonderbare Blumenbettsschmuck; der Stechpalmzweig; die unsichtbare Margaret. — — Ein teuflisches Grinsen überslog die Züge des Jägers, als er vor sich hinhinmurmelte:

„Jetzt hab ich sie und halt ich sie auf Tod und Leben. Die Dirne treibt Zauberei — sie ist eine Hexe.“

Aber trotz dieses Racherufes graute es ihm, denn die Hexengewalt ist groß und trifft unverhofft und unversehens.

Noch hat er keine genügenden Beweise; aber er will offene Augen haben und ist es endlich so weit, dann kein Zaubern und keine Gnade. Ketzer, Zauberer und Hexen sollen ausgerottet werden durch Wasser und Feuer! So verlangt es der Glaube, so will es die Kirche.

Der Ritt nach dem Werdenfels kam den beiden Schorns sauer genug an. Nachdem aber Herr Matheus sein Wort gegeben hatte zu kommen und der Burgpfleger durch seinen Sohn nichts davon sagen ließ, daß er Rasso zur Verantwortung ziehen wolle, wegen der Botschaft, die dieser ihm durch den Jäger übermittelt hatte, so zogen beide im Vertrauen auf den adeligen Sinn des Herrn Poißl getrost des Weges und hegten die stille Hoffnung, daß sich bei dieser Zusammenkunft manches im

Guten abmachen lassen werde, was sonst zu großen Widerständen führen müßte.

Der Unterrichter von Garmisch lauerte schon seit Tagen auf die Männer vom Hammerwerke, denn er wollte es sich nicht entgehen lassen, unter irgend einem Grunde anwesend zu sein, wenn sie ihre Sache mit dem Burgpfleger austrügen. Geschaß dies zu beiderseitiger Zufriedenheit, dann fand er seine Rechnung dabei nicht, deszwegen wollte er zu gehöriger Zeit dafür sorgen, daß Del ins Feuer gegossen würde.

Die Schorn hatten kaum Garmisch passiert, so saß auch schon Herr Rösch auf seinem Klepper, und ritt ihnen in unauffallender Entfernung nach.

Er richtete es auch so ein, daß er gerade im Saale des Werdenfels eintrat, als der Pfleger die ersten, nicht unfreundlichen Begrüßungsworte mit den Männern gewechselt hatte. Herr Poißl fand zwar die Anwesenheit des Unterrichters etwas überflüssig, nachdem dieser aber einmal da war, wollte er den Anwalt nicht durch ein Hinweg-

weisen beleidigen, sondern hat ihn, zu verziehen, bis die Sache mit den Schorns ihre Aussprache gefunden habe.

Der Pfleger begann damit, daß er versuchte, dem alten Schorn auseinanderzusetzen, das Hochstift von Freising habe ein altes Recht auf den Ferchenwald und die Fischerei im Hammersbach, und verlas die darauf bezüglichen Urkunden aus dem 13. Jahrhundert. Er wolle zugeben, sagte er, daß seitdem sich verschiedenes geändert habe im Besitzwerte und Besitzwechsel; doch fehle in dem Gliede der Kette, die die Kaufurkunden und Uebertragungen bilden, dasjenige, woraus mit Sicherheit geschlossen werden könne, daß das Hochstift diese Rechte auch wirklich veräußerte und nicht ein anderer sich derselben durch eine Gewalttat bemächtigte, dessen Nachfolger zwar im guten Glauben, aber doch mit Unrecht, einen solchen Besitz übernahmen.

Der alte Schorn hatte sinnend vor sich hin geblickt; als der Pfleger seine weit-schweifige Erklärung geendet hatte, schaute er lächelnd zu diesem auf.

„Gestrenger Herr Pfleger,“ sagte er. „Glaubt Ihr das alles selbst oder hat es Euch nur der Wille eingegeben, dem Bischof von Freising zu einer guten Haut zu verhelfen, aus der er seine Riemen schneiden kann?“

„Bauernfrechheit!“ knurrte der Richter im Hintergrunde, aber er fühlte doch eine heimliche Freude, denn eine solche Art mit dem Pfleger zu sprechen, mußte diesen reizen.

Herrn Poißl begann auch sofort die Bornader auf der Stirne anzuschwellen und er mußte sich bemeistern, als er antwortete:

„Matheus Schorn, Ihr scheint zu vergessen, daß es für einen adeligen Dienstmann nichts anderes gibt, als seine Pflicht. Mag nun deren Ausübung ihm oder den anderen zum Beschwernis dienen, so wird ihn doch nichts aufhalten, allerwege dieser nachzugeben.“

„Und wenn das dazu führen sollte, daß einer seinen Säckel füllt und hunderte deswegen zum Widerstand gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit — wie ihr dies so gerne sagt — reizt und auf irgend eine Art ins

Unglück treibt? Denn kein richtiger Mann läßt sich ein alt Herkommen nehmen und sein Recht beugen. Gehört das auch zu Eurer Pflicht, Herr Pfleger?"

Poßl war unwillig aufgefahren. „Darüber brauch ich Euch nicht Rede zu stehen! In unserem Falle handelt es sich um berechnigte Ansprüche und keine Willkürlichkeiten.

Ihr Bauern seht nur immer die eine Seite; sprecht von Rechten und habt doch nur Pflichten. Dabei vergeßt ihr, daß ihr das, was ihr besitzt, der Gnade verdankt. Oder seid ihr schon so weit in eurer neuen Aufgeklärtheit gekommen, daß ihr vergessen habt, was Hand- und Grundlehen bedeuten? Daß das nichts ist als ein Wert, für den ihr zinsen, robotten und scharwerken müßt, damit er euch belassen wird! Geh! Hab ich recht oder unrecht?"

„Ihr habt unrecht,“ versetzte mit schwerem Ernste der alte Schorn.

„Und das wagt Ihr, Bauer, mir im eigenen Hause ins Gesicht zu sagen? Das ist Aufruhr und dickköpfige Widerspenstigkeit.

Aber ich schwöre Euch zu, Ihr und alle Gleichgesinnten sollt mir noch zahm werden!"

Der Schorn zuckte mit den Achseln und schwieg, düster auf die Erde starrend, denn er fühlte, daß das lose Band zwischen ihm und dem Pfleger nun vollends zerrissen war. Dafür mengte sich aber der Unterrichter in das Zwiegespräch.

„Ja, Euer Gestrengen, so und nicht anders muß es kommen. Wo die Güte nichts hilft, muß zur Gewalt gegriffen werden. Das Volk ist schwach und wird erst stark, wenn sich einer oder der andere seiner Leidenschaften bemächtigt. Aber dazu gehört System, so etwas geht langsam und will vorbereitet sein. Da lockt man zuerst die Leute an sich, schürt ihren Unfrieden; sogenannter guter Rat hilft nach. Dann geht es etwas weiter. Man versammelt die Verzweifelten um sich, umgibt das Ganze mit Heimlichkeiten und wenn dann die Flamme aufschlägt, wirft man den Brand in die Heiligtümer der Geistlichkeit, des Adels und tritt das Gesetz zu Boden. Ja, Euer Gestrengen, so wird es gemacht! Eure

Augen brauchen auch nicht weit darnach zu suchen. Fragt doch den Matheus Schorn von Hammersbach, was die Leute, die oft, sogar meist in der Nacht nach seiner halb zerfallenen Burg kommen, bei ihm wollen? Ihr werdet über die Antwort staunen, wenn er sich überhaupt herbeiläßt, sie Euch zu geben."

"Ihr verleumdet!" rief der Schorn, der während der heftigen Rede des Unterrichters, sich aus seinem tiefen Nachdenken in eine flammende Entrüstung hineingearbeitet hatte.

"Ihr verleumdet, denn gerade Ihr wißt am besten, daß der Rat, den der Schorn gibt, zwar heißt, an einem verbrieften Rechte festzuhalten, aber alles zu vermeiden, was zu dem führen könnte, wovon Ihr eben gesprochen habt. Ihr und Euresgleichen schürt den Brand, damit Ihr zur rechten Zeit die Hände in den Sädel der Bauern stecken könnt. Das sage ich Euch hier, vor dem Pfleger, ins Gesicht. Und außerdem glaube ich auch den Grund zu kennen, der Euch gegen mich und die Meinigen gehässig macht. Wenn das die richterliche Unparteilichkeit bedeutet, so seid

Ihr ein erlesen Muster in dieser Richtung.“

„Kein Wort weiter, frecher Bauer!“
donnerte der Pfleger dazwischen.

„Freier Bauer! Wollt Ihr wohl sagen, Herr Poißl. Ich siße als freier Mann in Hammersbach. Wie weit Ihr ein Recht auf mich habt, brauche ich nicht zu sagen, das wißt Ihr so gut als ich selbst. Wollt Ihr mehr tun, so heißt dies Gewalt. Ich bin gekommen, weil ich dachte, mich wegen des Wald- und Jagdrechtes im Ferkenthalde gütlich mit Euch zu vertragen, nicht mehr und nicht weniger, Herr Pfleger!“ rief ihm der Schornstolz entgegen. „Was diesen da, den verleumderischen Unterrichter von Garmisch betrifft, so weiß er, wie ich von ihm denke und er wird gut daran tun, mir nicht in den Weg zu kommen. Ihr aber Herr, Ihr sollt nicht leiden, daß es einer wagt, in Eurem Hause eine solch aufhehende Sprache zu führen, die die Flammen aus dem Dache schlagen macht.“

„Was habe ich gesagt?“ schrie in maßloser Aufregung Herr Kösch. „Jetzt hört Ihr

ihn selbst, wie er ist, dieser Bauer, dieser Räuber, dieser — —“

Der Unterrichter konnte seinen von Wutblicken und Fäusteschütteln begleiteten Satz nicht beenden, denn Rasso war mit zornrollenden Augen aufgesprungen und hatte ihn so an der Kehle gepackt, daß jeder Laut auf der herausquellenden Zunge erstarb.

Aber fast gleichzeitig riß der alte Schorn seinen Sohn zurück und drückte ihm dabei den Arm, daß dieser wohl oder übel sein Opfer loslassen mußte.

„Mit nichts, Rasso! Die Hand von diesem Unwürdigen! Es ziemt dir nicht, den Frieden des Hauses zu brechen. Ueberlasse es mir selbst, wenn ich mich verteidigen soll.

Und Ihr, gestrenger Herr! Ich bitt Euch, verzeiht dem jugendlichen Ungestüm und bedenkt, daß Euer Sohn, der Junker Albert, es auch nicht dulden würde, wenn man seinen Vater beschimpfen wollte. Und jetzt laßt uns gehen, Herr. Es wird Zeit, daß wir uns auf den Weg machen.“ Der alte Schorn hatte Rasso bei der Hand gefaßt und wollte nach

einer Verbeugung sich zum Gehen wenden. Doch da begann neues Leben in dem Pfleger zu erwachen, der vor Ueberraschung und Zorn sprachlos und bleich wie eine Leiche, sich mit der Faust auf den Tisch gestützt hatte. Er wollte befehlen, schreien, allein in der fürchtbaren Aufregung, in der er sich befand, versagte ihm die Stimme.

Desto mehr Gebrauch davon machte aber der Unterrichter, als er wieder Luft in der Kehle fühlte.

„Feuer! Mordio! Räuber! Aufrührer! Her die Burgwache! Her die Knappen!“ brüllte er und lief dabei die Treppe hinab, eine ungeheure Aufregung in der ganzen Burg hervorrufend.

Herr Poißl hatte sich wieder gefaßt, er war den beiden Schorns in den Weg getreten und rief ihnen ein entschiedenes, „Ihr bleibt!“ zu.

„Wenn Ihr mir noch etwas zu sagen habt, will ich Euch gern zu Willen sein; besonders deswegen, weil ich wegen der Hitze meines Sohnes etwas gut zu machen habe an

Euch," entgegnete ihm der Schorn, in dessen Stimme noch der mühsam verhaltene Groll nachzitterte. Das Aussehen des Pflegers hatte etwas Gebietendes in diesem Augenblicke. Die Gewohnheit eines Lebens, den Befehlen eines Höheren zu gehorchen, machte sich bei den beiden Männern bemerkbar.

Währenddem hatte sich der Hintergrund der Halle mit Bewaffneten gefüllt, die, als sie sahen, daß ihr Herr keinen tätlichen Angriff zu befürchten hatte, zögerten, ohne dessen Befehl einzugreifen, obgleich sie der Unterrichter, der heftig gestikulierend nach seiner zerknitterten Halskrause und auf seinen Angreifer, den Rasso zeigte, sie dazu hezte.

Der allzeit gutmütige und schneidige Rasso galt etwas unter ihnen, während sie es dem gehäßten Unterrichter von Herzen gönnten, daß es ihm diesmal hart an den Fragen gegangen war.

„Ja," entgegnete Herr Poißl und seine Augen schossen scharfe Blitze auf die nun in demütiger Weise vor ihm Stehenden. „Ja, ich habe euch beiden noch etwas zu sagen.

Ihr habt auf euer Recht gepocht und ich poche auf das meinige. Wenn ihr ehrlich sein wollt, müßt ihr zugeben, daß damit keiner von uns etwas voraus hat.

Mein Recht heißt in diesem Falle, daß ihr dem Werdenfeller Blutbanne verfallen seid, und zwar: Ihr Matheus Schorn durch Aufsehnung gegen die Obrigkeit und durch rohe Beleidigung des vom bischöflichen Hochstift Freising eingesetzten Pflegers und Landrichters. Ihr Rasso Schorn: durch Mordversuch gegen einen bischöflichen Dienstmann, Beleidigung des Landrichters durch eine Botschaft und einen tätlichen Angriff auf eine Gerichtsperson.“

Die beiden Schorn standen einen Augenblick wie niedergeschmettert, dann lachte Herr Matheus grell hinaus und rief: „Und dazu habt Ihr uns ohne Wehr und Waffen nach Eurer Burg entboten? Habt uns gereizt, bis Ihr uns so weit hattet und wollt uns nun unter die Füße treten? Ja, Herr, das ist die Gerechtigkeit der Großen. Der Bauer mag ausfressen, was ihm eingebrockt wird. Ge-

schießt ihm auch recht, warum ist er ein Hund geworden.“

Herr Poißl hatte die Bewaffneten herbeigewunken, die augenscheinlich nicht gerne die Hand an die beiden Schorns legten. Eingesehend, daß jeder Widerstand umsonst sei, ließen die Hammersbacher sich fesseln und abführen. Doch unter der Saaltüre wendete sich der Alte, hob die gebundenen Hände gegen Himmel und rief beschwörend:

„Herr! Das mag an Eurem eigenen Blute gerächt werden. Seid verflucht, für Zeit und Ewigkeit!“

„Fort mit ihnen! In den Bergfried! Legt sie in Ketten! Ich will Euch Zeit geben, nachzudenken, wer der Herr und wer der Knecht ist,“ donnerte der in Aufregung und Born mit den Füßen stampfende Burgpfleger und wendete sich dann nach seiner Kammer, deren Türe er krachend hinter sich zuschlug. Im Saale war nunmehr nur noch der Unterrichter zurückgeblieben. Er rief den Gefangenen böse Verwünschungen nach. Als er aber seine Halskrause wieder etwas in Ordnung gebracht

hatte, lächelte er höhnisch und zischte zwischen den Zähnen:

„Das war ein schöner Anfang. Für die Fortsetzung werde ich sorgen.“

Selbstzufrieden bestieg er seinen Gaul und trabte langsam nach Garmisch zurück.



Der Tag, an welchem die beiden Schorn nach dem Werdenfels geritten waren, neigte sich seinem Ende zu; Margaret begann unruhig zu werden, und die Ahnung eines großen Unglücks stieg in ihrer Seele auf. Wenn sich Herr Matheus oder Rasso hatten hinreißen lassen? Dem Burgpfleger war wohl zuzutrauen, daß er dann die Hand auf sie gelegt, und diese Hand kannte man als eine schwere.

Die Unruhe trieb das Mädchen hinaus auf den Weg, der gegen Garmisch führte. Von dort aus mußte es die Kommenden sehen, wenn sie aus dem Orte traten.

Lange stand Margaret umsonst, und ihr Herz schlug unruhig in banger Sorge. Endlich — es begann schon ziemlich stark zu dämmern, glaubte sie Reiter zu erkennen, die auf Hammersbach zukamen. Sie jubelte hell auf, denn nun war alles gut und irgend ein unbedeutender Zufall hatte die lange Zögerung verschuldet.

Aber schon nach wenigen Minuten bemerkte sie zu ihrem größten Schrecken, daß der näherkommende Trupp aus drei Pferden

und einem Reiter bestand, der keiner von den Schorns war. Entweder wurden also die Männer auf dem Werdenfelse zurückbehalten, oder es war etwas Außergewöhnliches geschehen, das stund ihr nun mit vollständiger Sicherheit vor den Augen.

Zitternd und mit wankenden Knien lief Margaret weiter und erkannte sehr bald, daß der Reiter ein Werdenfeller Knappe war, der die Gäule der Schorn neben sich herführte.

Mit einem rohen Lachen kam der Bursche näher.

„Wartest wohl auf dein' Schatz, du fauberer Rotkopf! Mußt dich schon gedulden, wird wohl noch ein Zeitlang dauern, bis er kommt, wenn er nicht vorher mit dem Meister von Schongau Bekanntschaft macht.“

„Um Gottes Erbarmen! Sprecht! Was ist geschehen?“ rief Margaret bittend, mit aufgehobenen Händen.

Der Knappe hatte die Gäule angehalten und sah grinsend und gierig zu ihr herunter. Sie war aber auch außergewöhnlich schön in diesem Augenblicke. Der verglimmende Abend-

schein lag auf ihrem goldblonden Gelock, wie phosphoreszierende Flammen; die dunkeln Augen blitzten und dazu stimmten die zarten Farben des im Schmerze und der Aufregung noch belebteren Gesichtes.

„Gehab dich nit so, Dirn. Kriegst leicht ein' andern. Am besten ist, du schlagst dir den Rasso ganz aus dem Kopf. Komm her, Schatz, ich will dir deine schöne Guckäugerln ausbusseln. —“

Dabei hatte der Knecht sein Roß ihr näher gedrängt und wollte sie mit dem Arme umfassen. Margaret wich aber geschickt zurück.

„Schämst du dich nicht, mir so zu kommen? Wenn du ein Herz im Leib hast, so sag mir, warum die Schorn nicht heimkommen und ich will dir herzlich dafür danken. Mir ist zu Mut, als hätt ich Vater und Bruder auf ewig verloren.“

Margaret schlug die Hände vor das Gesicht und ließ ihren Tränen freien Lauf.

Das Mädchen weinen zu sehen, ging dem rohen Knecht aber doch nahe und er suchte es in seiner Art zu trösten.

„Beim Buzziwack! Menner auch noch! Sei doch stark, Dirn. Wird sich vielleicht alles wieder machen. Weißt du: Der alte Schorn hat's dem Pfleger wohl gar zu scharf hing'sagt, wenn er auch nach unserem Sinn im Recht war. So was vertragt so ein adeliger Herr nit. Vor dem heißt's sich bucken und wedeln wie ein Hofhund. Ja, Dirn,“ lachte er, „ist einmal schon nit anders und man muß schaun, daß man's g'wöhnt. Aber den Rasso hätt ich selber sehen mögen, wie er den Garmischer Unterrichter an der Gurgel g'habt hat und beutelt hat, daß ihm die Luft ausblieben ist.“

„Um Gottes willen! Dann ist er verloren,“ schrie Margaret, auf das tiefste erschreckt.

„Wer? Der Unterrichter?“ frug mißverstehend der Knecht. „O nein, der hat sich wieder g'fangt. Das heißt, wenn's auf den Jungen ankommen wär, so tät der jetzt schon in der Höll braten, aber der Alte hat abg'wehrt, und so ist's für ihn noch gut ab'gangen.“

„Und wo sind jetzt die Schorn?“

„Du kannst dir denken, Dirn, daß der Burgpfleger sich den Hausfrieden nit brechen laßt, darum hat er die Hammersbacher eintun lassen in den Bergfried, mit Hand- und Fußbändern, damit ihnen das Fortlaufen nit in den Kopf kommt.“

„Was glaubst du, was der Burgpfleger mit ihnen anfangen wird?“

„Wer kann das wissen?“ meinte der Knecht achselzuckend. „Kräftig fällt's auf alle Fäll aus. War auch fast gar zu frech vom alten Hammersbacher und seinem Sohn! Der eine wird wohl an den Galgen müssen und der andere — na, der wird mit der Beihilf des Unterrichters von Garmisch entweder geköpft oder gerädert werden. Doch was ist dir, Dirn?“ rief der Knappe erstaunt, denn zu seinem Schrecken sah er, wie während seiner Rede Margaret blässer und blässer wurde, wie ein Gittern oder Schaudern ihren Körper durchlief und sie mit einem Nschzen bewußtlos zu Boden sank. Mit einem Schwunge war der Mann von seinem Pferde und bemühte sich,

die Niedergesunkene wieder aufzurichten. Sie lag aber wie tot in seinen Armen.

„Beim Buzziwack!“ rief er aus: „Drei Roß und eine halbtote Dirn! Das ist fast zu viel für ein ehrlichen Christenmenschen. Was sie nur hat? Sieht aus wie tot! Zum Glück fangt sie wieder das Schnappen an.“

Dirn, mach auf! Ist ja vielleicht lauter dumms Zeug g'wesen, was ich an dich hing'redt hab. Aber was hast mich auch darnach g'fragt! Kein Wunder, wenn ich dir Antwort geben hab, wie ich g'meint hab, daß es recht werden könnt.

Komm, stütz dich auf mich! Die Roß laufen nit davon, und wenn, höchstens in den Hammersbacher Stall.“

Der Mann hatte sie mit einer Zartheit angefaßt und aufgerichtet, die man ihm nicht zugetraut hätte. Es dämmerte in seinem Kopfe eine unbestimmte Vorstellung von der Majestät des Unglückes.

Willenlos hatte sich Margaret gefügt, sie gewann aber sehr rasch wieder volle Gewalt über sich, schritt ohne Stütze weiter und dankte

mit wenigen aber herzlichen Worten dem Knappen, dessen gute Meinung sie wohl verstand, für den geleisteten Beistand.

„Mach nit so viel drauß, Dirn. Der Dumme war ich, das seh ich jetzt ein. So ein Weiberleut kann halt nix vertragen und daran hätt ich denken sollen. Mag eine harte Zeit über dich kommen, Mädel,“ sagte er im Weiterwandern, „und könntest vielleicht ein guten Freund brauchen. Wenn's da dran wär, so denk an den Hans von Mittenwald. Zwar ein leichtes Tuch und oft ein Saufaus, wie ich den Kerl kenn,“ lachte er, „aber auf ihn verlassen kannst dich doch, denn du dauerst mich gar so viel.“

Margaret reichte dem rauhen, aber im Grunde seines Herzens guten Menschen dankend ihre Hand.

Der Hans von Mittenwald grinste mit dem ganzen Gesichte und sagte, er sei für seine gute Meinung genügend bezahlt; jetzt aber hätte er eine starke Trockenheit in der Gurgel, was wohl von dem vielen, ungewohnten Reden käme.

Noch an diesem Abend wurde Margarets Fassung auf eine sehr schwere Probe gestellt; denn die Kinder peinigten sie mit Fragen, wo der Vater und Bruder so lange blieben, nachdem sie nur nach dem Werdenfels geritten wären. Daß der Knecht die Kasse zurückbrachte und Margaret ihm in einer Kammer einen Imbiß vorsetzte, sowie lange mit dem fremden Mann gesprochen hatte, war ihnen auffallend genug vorgekommen.

Margaret ging mit sich zu Rate, sollte sie den Kindern jetzt schon die ganze Wahrheit mittheilen, oder ist es besser, wenn sie dies auf später verschiebt. Sie entschloß sich für letzteres, um den Frieden der jungen Seelen nicht zu trüben. Ob, oder welche Gefahr in dieser Gefangensetzung lag, konnten sie ja nicht ermessen und so erzählte sie ihnen ein etwas locker zusammengefügtes Märlein, Vater und Bruder seien vom Werdenfels nach München gefahren und würden höchst wahrscheinlich bald wieder zurückkommen.

Damit gaben sie sich auch zufrieden und träumten in dieser Nacht ausschließlich von

den schönen Dingen, die ihnen der Vater und Rasso aus der Herzogstadt mitbringen würden.

Mitternacht war schon vorüber, der Docht der Lampe begann wegen Mangel an Del zu schwelen und Rauchwolken an die gestäfelte Decke des Saales der alten Hammersburg hinaufzuwirbeln, da raffte sich Margaret, die ganz allein aufgesessen war, aus ihrem tiefen Nachdenken auf. Der leichtfröhliche Zug aus ihrem schönen Gesichte war wie weggewischt. Die verflossenen letzten Stunden hatten sie plötzlich gereift und aus der hausforgenden Jungfrau war ein tatkräftiges Weib geworden, das sich ein festes Ziel gebildet hatte, dem es zustreben wollte mit Einsetzung der ganzen Kraft, wenn es sein mußte — auch des Lebens.

Nachdem der allzeit durstige Mittenwalder Hans bei seinem Heimritte noch eine Station in Garmisch gemacht hatte, verbreitete sich die Nachricht über das Schicksal der beiden Schorns mit unglaublicher Schnelligkeit im ganzen Tale und nahm die sonderbarsten Formen an.

Am Morgen des nächsten Tages erschienen die Werkleute von Hammerbach mit besorgten und erschreckten Mienen, denn was soll aus ihnen werden, wenn die Arbeit eingestellt werden muß?

Was zu geschehen hatte, darüber war sich Margaret in der durchwachten Nacht klar geworden. Sie ließ den Werkmeister und die Vorarbeiter zu sich kommen und besprach sich mit diesen über den Fall. Der Werkmeister kannte und übersah die ganzen Arbeitsverhältnisse; diesem wurde die Oberleitung übertragen und alle übrigen angewiesen, sich dessen Anordnungen zu fügen.

Die Art und Weise, wie Margaret bei dieser Gelegenheit mit den Leuten verkehrte, gewannen deren Herzen im Sturme. Sie sprachen zwar nicht viel, aber ihre Augen drückten desto mehr aus, und das Mädchen verspürte es an der Art, wie die dankbaren Männer ihr die Hand schüttelten.

Das war von allen Hauptsachen die größte, die getan werden mußte. Nun gab es aber noch eine ganze Reihe von anderen

Dingen, die geordnet sein wollten und auch an diese machte sich Margaret mit einer staunenswerten Energie.

Nach wenig Tagen ging alles seinen Gang, als wenn die wirklichen Herren des Werkes anwesend wären. Das war das Verdienst des ernstesten, schönen Mädchens, das vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht unermüdblich schaffte und sorgte und die Augen überall da hatte, wo es nötig war, hinzuschauen.

Doch das war es nicht, was sie allein ausfüllte. Ihre Gedanken hatten einen weiteren Flug genommen und einen Plan gereift, der den Zweck hatte, die ungerecht gefangenen Gefeshten wieder zu befreien.

In unauffallender Weise sah man das Mädchen in Garmisch, Partenkirchen, in der Grainau und den sonstigen kleinen Weilern und Einzelhöfen verkehren.

Hier kaufte sie für das Hauswesen ein; dort bestellte sie Seile, Bretter, Werkzeuge oder ähnliches für das Werk; dann machte sie einen Besuch bei einer Kranken, kurzum,

sie suchte sich mit den Leuten der ganzen Umgegend in nähere Verbindung zu setzen.

Margaret hatte sich ihre Aufgabe viel zu leicht vorgestellt. Sie war der festen Ueberzeugung gewesen, daß dieselbe Entrüstung, derselbe Schmerz, der in ihrem Herzen lebte, sich auch bei den andern finden würde. Darin sah sie sich teilweise bitter getäuscht. Dieselben Leute, die im Saale zu Hammersbach die aufrührerischsten Reden gegen den Pfleger von Werdenfels geführt hatten, zeigten sich jetzt ängstlich und unbestimmt und wollten von einem tatkräftigen Zugreifen nichts wissen.

Das reizte das Mädchen und in ihm entwickelte sich etwas, dem die meisten, an die es sich gewendet hatte, nicht stand hielten. Das war die Kraft der Ueberzeugung, die von der Wahrheit ausgeht, den Funken in die dumpfen Seelen wirft und die Flammen lodern macht, die das Unrecht verzehren und die Tyrannen zum Wanken bringen.

Als die ersten, die maßgebenden Männer im geheimen gewonnen waren, schlossen sich diesen eine große Zahl anderer an. Was in

ihren gedrückten Gemüthern gegärt hatte, kam ihnen jetzt erst zum vollen Bewußtsein; die an den Schornß begangene Gewalttat wurde nach und nach empfunden, als ob sie am eigenen Leibe verspürt worden wäre.

Ein Raunen und Tuscheln begann von Haus zu Haus, von Hütte zu Hütte. Ueberall sah man ernste, entschlossene Gesichter, wilde Blicke und geballte Fäuste. Was werden sollte, das wußten die wenigsten; daß es aber anders werden mußte, darüber waren sich alle einig. Alle Wissenden wurden durch einen starken Eid vereint und gebunden.

Die Unterrichter von Garmisch und Partenkirchen merkten jedoch in ihrem Selbstbewußtsein nichts von dem, was um sie vorging. In den rauhen Spätherbstnächten schlichen die Männer zu einander, besprachen sich, redeten sich in furchtbare Aufregungen hinein — um sich dann wieder besänftigen zu lassen und auf den Ruf zu warten, der an sie ergehen wird, zum gemeinsamen Handeln. Margaret scheute weder Nacht noch Wind und Wetter. Besonders dorthin

ging sie, wo sie wußte, daß Laue zu finden waren. Es gab auch niemand, der ihrem überzeugenden Wesen, der Macht ihrer Beredsamkeit stand gehalten hätte.

Die Bauern starrten sie an und konnten nicht begreifen, woher sie zu dem gekommen war, was sie ihnen in Begeisterung, wie eine vom Himmel gekommene Botschaft der Freiheit predigte.

Die Schulung, die Margaret bei den heiligen Frauen in Polling genossen hatte, gab ihr an und für sich bei den armen, gänzlich ungebildeten Naturmenschen einen Vorrang, denn sie konnte lesen und schreiben, während die anderen dies nicht verstanden. Aber sie begnügte sich nicht, diese Leute zum dämmerigen Bewußtsein ihrer Menschenwürde zu bringen, sondern suchte sie auch darüber aufzuklären, daß sie nicht mehr verlangen könnten, als recht war; daß sie festhalten mußten an dem, was sie besäßen durch Vertrag und Vererbung, durch Schenkung oder Lehen, aber ihre Hände nicht ausstrecken dürften nach ungerechtem Gute. Denn, sagte sie ihnen tausend-

mal in allen nur möglichen Varianten: Ihr sollt dem Kaiser geben, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist!

Diese uralten Pflichten der in der Kultur aufstrebenden Menschheit bergen den Segen, aber auch die Lasten, die sie drücken. Unter Freiheit versteht die Menge meist nur das Abwälzen der Verpflichtungen, ohne daran zu denken, daß gerade sie es sind, welche Ordnung und Zusammenhalt ermöglichen.

Es wurde den Gebirgsbauern viel leichter, einzusehen, daß es Herren und Knechte geben müsse — anders konnten sie sich den Zustand der Welt überhaupt nicht denken — als daß sie begriffen, daß ein gewisses Maß von Steuer und Zins noch keine Ungerechtigkeit bedeutet.

Nach und nach gewann Margaret die ruhigeren und besonneneren der Bauern für sich und damit war eigentlich die Hauptsache getan. Der Meinungsaustausch innerhalb der Häuser und Hütten war aber ein unvollkommener und erschwelter, weshalb man es vor der eigentlichen Unternehmung zu einem allgemeinen

Ausspruch kommen lassen wollte. Dabei sollten die Führer gewählt und der Tag bestimmt werden, an welchem man zur Ausführung schreiten würde.

Kein Ort konnte sich besser dafür eignen, als irgend ein Punkt am Eingange des wild zerrissenen Höllentales. Dort gab es Schluchten, der Größe nach geeignet zur Aufnahme von hunderten von Menschen; mit Ein- und Zugängen, die von einzelnen oder wenigen, vollständig abgesperrt werden konnten.

Nachdem weder die Untergerichte in Garmisch und Partenkirchen, noch der Burgpfleger auf dem Werdenfels über eine eigentliche bewaffnete Macht verfügten, die Versammlung also vor einem gewaltsamen Ueberfall sicher war, handelte es sich für die Verschworenen nur darum, unberufene Lauscher von sich fernzuhalten. Ein Verräther aus ihrer Mitte war nach dem geleisteten Eide, der Leib und Leben der Person und ihrer Angehörigen, nebst dem Besitzthume bedrohte, eine undenkbbare Sache.

In der ersten Stunde der Nacht, die auf das Fest der heiligen Katharina am 25. No-

vember folgt, wollen sich die Verschworenen treffen. Mündliche Botschaften, Stäbe mit heimlichen Zeichen, hatten sie zur Versammlung aufgerufen.

Die Nacht war rabenfinster; der Westwind kam über das Gebirge dahergebraust und brachte Schauer von Schnee und eiskaltem Regen; der Wald rauschte im Sturm; die Nester schlugen aneinander; das dürre Holz fiel prasselnd zu Boden: Eine Nacht war es, wie solche sich zu heimlichem Tun am besten schickt, denn, wer nicht hinaus muß in Wind und Wetter, der bleibt liegen im warmen Bett und verläßt sein Haus nicht.

Was aber war ein Spätherbststurm für die wetterharten Gesellen, die das wärmende Feuer im eigenen Busen tragen?

Schon vor Mitternacht öffneten sich die meisten Türen der Häuser in Garmisch und Partenkirchen, in der Grainau und den Einzelhöfen, die auf den Berghalden zerstreut liegen. Dicht verummte, in Wettermäntel gewickelte Männergestalten traten heraus, sahen sich vorsichtig um und als sie erkannten, daß sie

unbelauscht waren, schlugen sie alle die Richtung auf den Eingang des Höllentales ein.

Trafen sich zwei oder mehrere auf dem gleichen Wege oder Steige, so tauschten sie die Erkennungsworte und wandelten dann schweigend fürbaß, denn sie fühlten, daß alles Reden in diesem Augenblicke nutzlos sei; außerdem hatten sie so viel zu tun, auf den Weg und die Richtung zu achten, daß ihnen dazu schon gar keine übrige Zeit blieb.

Immer mehr stiegen den Felspfad herauf, der sich an dem linken Ufer des Hammerbachs gegen die Steilwände des Wachsenssteines hinzieht.

Unten in der Schlucht rauschte und donnerte der über Felsen schäumende Bach, von dem eine nebelige Wolke auszugehen schien, die so schwer war, daß sie auf dem Wasser lasten mußte.

Nur dem bei Tag und Nacht geübten Auge der Söhne des Gebirges waren die Spuren des schmalen Steiges erkennbar, der sich vor dem Massiv des Felsberges scharf nach Westen abzweigt und in eine Schlucht führt, deren

eine Seite vom Wachsenstein, die andere von dessen Vorberg, dem Münnl, gebildet wird.

Durch eine merkwürdige Formation des Gesteines endet diese Schlucht nicht, indem sie schmaler wird, sondern sie erweitert sich zu einem fast kreisrunden Felsentessel mit nahezu senkrechten Wänden. Ein schmaler Zugang führt in diese Ausweitung, einst wohl der Riß, den der Kessel erhielt, in welchem sich viele Millionen von Jahren ein wütender Wasserstrudel gedreht haben mochte, bevor der Meeresboden von den unterirdischen Gewalten gehoben und zum hochragenden Gebirge geschaffen wurde.

An den gefährlichsten Punkten und bei der Abzweigung nach der Schlucht waren Männer aufgestellt, die den Leuten die Lösung abnahmen und den Steig wiesen.

Am Eingange zu dem Schluchtkessel standen welche mit brennenden Fienfackeln. Hinter ihnen war es schwarz, wie man sich den Eingang zum Höllenpfuhl denkt. Hatte einer den schmalen Lichtkreis durchschritten, so schien ihn die Erde verschlungen zu haben.



Nach und nach hörte der Zuzug auf. In der ersten Stunde nach Mitternacht waren die Verschworenen vollzählig versammelt, denn Jörg Knilling, der Ortsvorsteher von Garmisch, ein Mann, der allgemein im höchsten Ansehen stand, hatte die Eintretenden gezählt und die Zahl als richtig befunden.

„Schließt den Ring!“ befahl er, worauf sich sofort ein halbes Duzend, schon vorher zu ihrem Dienste bestimmte Männer schüßend in die schmale Eingangsöffnung stellten.

Sie waren die einzigen, welche Waffen trugen, alle übrigen waren nur mit langen, eisenbeschlagenen Bergstöcken oder Knütteln versehen.

Im gleichen Augenblicke wurden eine größere Anzahl von Kienfackeln entzündet, welche die Versammelten theils in den Händen hielten, theils in die Spalten der Felswände steckten.

In dem tiefen Kessel war nichts von Wind und Sturm zu verspüren. Er brauste hoch darüber hinweg und stieß sich heulend an den Steilabstürzen des Wachsensteins, als

wenn dort oben das wilde Meer johlend und tobend um den Felsberg zöge.

Die rötlich brennenden, schwarz qualmenden Kienfackeln beleuchteten nur schwach und strichweise die Versammelten, welche in kleineren oder größeren Gruppen zusammengetan, sich besprachen. Manchmal schien ein besonders Eifriger sich des Wortes bemächtigt zu haben und dann hörten ihm die anderen, hie und da eine kurze Zustimmung oder Mißbilligung äußernd, aufmerksam zu.

Dieses Bild änderte sich sofort, als Jörg Knilling drei Schläge mit einem Holzschlegel auf ein metallenes Schild tat, das er in seiner Linken hoch emporhielt.

Raum waren die dumphdröhnenden Töne verhallt, als die Bauern alle nach der Richtung drängten, woher diese gekommen waren.

An geschützter Stelle brannte ein Reisigfeuer neben einem breiten Felsblock, auf den sich Jörg Knilling, nun für alle sichtbar, geschwungen hatte.

Er brauchte nicht lange zu warten, bis vollständige Ruhe eingetreten war. Nur das

Sausen hoch in den Lüften und das Knistern der Rienfackeln und des Feuers war zu vernehmen. Dann begann er:

„Männer von Garmisch und Partenkirchen, von der Grainau und allen anderen Höfen und Plätzen ringsum im Gau! Ihr alle kennt den Grund, warum wir uns bei nächstlicher Zeit an diesem abgelegenen Ort versammelt haben. Es braucht es nit, daß ich die Sach euch nochmalen auseinanderseß; ein jeder von uns hat seine Sorg und sein' Kummer und die möcht er los werden. Ist's so oder ist's nit so?“

„Ja, ja, so ist's! Nur weiter Knistling, du weißt ja, was uns not tut,“ wurde ihm aus der Menge zugerufen.

„Ich weiß, was mir not tut,“ fuhr der Knistling fort, „und da ich mir denk, wir seien gleichen Fleisch und Bluts, so werden wir auch neben der gleichen Not ein gleiches G'fühl haben. Denn der Bauer spürt die Faust seiner Herren allerwegen gleich im Land, mag das in oder vor die Berg liegen. Ist's so oder ist's nit so?“

„G'wiß, so ist's! Der Bauer ist allerweg nur ein Hund,“ schrie es ihm entgegen.

„Aber wie sollen wir's ändern?“ frug eine Stimme aus der Menge. „Haben's nit die Bauern schon oft probiert und ist ihnen allweil zum Verberb ausg'schlagen!“

Ein Murren des Unwillens erhob sich.

„Der Kerl hat kein Schneid! Das ist so einer, der vorher das Maul recht vollg'nommen hat und dem jetzt das Herz in die Hosen fällt, wenn er Farb bekennen soll,“ hieß es. „Schlagt's ihn gleich nieder, den Hund, das ist doch nur ein halber Verräter!“

Schon drängten sich die Männer schimpfend eng an den heran, der gesprochen hatte und schwingen drohend die Stöcke.

Jörg Knilling schlug an das Schild und seine Stimme übertönte die zornigen Ausbrüche.

„Ruhig sag' ich! Zurück von dem Selbigen! Viele gegen einen! Oder ist das eine Kunst, statt aller Antwort nur mit dem Stecken zuzuschlagen? Ueberzeugt den Mann, daß er nit recht hat und er g'hört euch. So wie der,

so denkt noch mancher unter euch und gerade der hat die Schneid g'habt, daß er mit seiner Meinung frei heraus ist. Verdient er dafür das Totschlagen? Ist's so oder ist's nit so?"

Die beistimmenden Zurufe waren nur schwach, weil viele der Männer die Wahrheit spürten und sich jetzt schämten, daß sie sich vorhin hatten hinreißen lassen.

„Also weiter, daß wir uns nit unnötig aufhalten,“ rief Jörg Knilling. „Wir sind da beieinander, weil wir einen Weg zu unserm guten Recht suchen. Wir heißen's Recht, der Graf, der Bischof, der Landrichter, der Unterrichter heißt's Gnad. Ist's so oder ist's nit so?“

Ein Sturm der Beistimmung erhob sich. Als er sich gelegt hatte, fuhr der Jörg fort:

„Die Gnaden der Herren sind unsere Haus- und Grundlehen, Holz-, Wald- und Fischrecht. Sie sind alt und verbrieft, im Volksmund und Schenkurkunden. Viele Jahrhunderte sind drüber weg 'gangen und der Bauer hat gelernt, sich zu ducken. Er weiß es nit mehr anders und denkt ehrlich und

billig genug, daß er von dem, was man ihm in die Hand geben hat, auch seinen Zins zahlen soll. Ist's so oder ist's nit so?"

„Ja, ja, so ist's; aber der Zins ist zu hoch; der Bauer kann's nit mehr leisten! Er hungert, der Herr praßt!“ schrie es wild durcheinander.

„Stimmt! Recht habt ihr! Das wollen wir auch nit leiden. Wer fahren will und legt sei'm Roß zu viel auf, der bleibt stecken. Und wenn er sich doch ein' Zorn einbildt, so kann er's erleben, daß das Roß stüzig wird oder — daß er's totschindt und nachher soll er schauen, mit was er den Narren weiter bringt. Also: Alles was recht ist, aber drüber hinaus nit ein Maulvoll. Brüder! Bauern! Dos soll unser Wahlspruch sein. Wollt ihr's so halten?“

Wieder erfolgten begeisterte Zurufe.

„Einer oder mehrere sind schwach gegenüber den Herrn. Wenn wir uns aber zusammentun und einen festen Willen zeigen, eine Ueberzeugung haben, für die wir, wenn's not tut, auch sterben könnten, so sind wir

stark, nit bloß deswegen, sondern weil wir auch die Mehreren sind.

So blind, das nit zu erkennen, sind unsere Herrn nit. Besonders gut für uns Loisachtaler ist, daß der bayerische Herzog dem freisinger Bischof kein besonderen G'fallen tun wird, mit reisigem Zuzug, wenn er darum an'gangen werden sollt und unser Burgpfleger mit dem halben Duzend Knappen, uns keine Schlacht bieten kann und zu einem großen Haufen bringt er's nit. Es ist daher ganz unnötig, daß wir unsere volle Gewalt zeigen; so gewissermaßen in Güte, hinter der unser fester Wille die Faust macht, wird's auch gehen."

Die Versammlung wurde unruhig; das Flüstern ging in Mißstimmung und Murren über. Man fühlte sich um die eigentliche Hege betrogen. Was er vorschlug, waren nur halbe Maßregeln. Knilling schwieg, weil er nicht weiter zu reden wagte, bis die Meinungen sich etwas ausgegärt hatten. Besonders einer in der Menge schien es sich angelegen sein zu lassen, seine Ansicht zur Geltung zu bringen.

„Red, Kramer,“ schrie jetzt einer. „Du hast grad so viel Recht als der Knilling. „Red, wir wollen dich auch hören!“

Die kleine, behende Gestalt Hans Bergers, des Kramers von Garmisch, schwang sich neben Knilling, der ihm nur unwillig Platz machte, auf das breite Felsstück.

„Bauern!“ rief er mit seiner krähenden Stimme. „Bauern! Was der Knilling will, das heißt nix anders, als zurückhufen. Halbe Kraft und halbe Maßregeln sind schlechter als gar keine. Jetzt ist die Zeit da; besser kann sie nit mehr kommen. Also drauf und die Platten gepuht! Was nit biegen will, muß brechen. Der Bauer war lang genug der Hund, und jetzt soll er auch einmal den Herrn spielen. Geh! Ist's so oder ist's nit so?“ äffte der Kramer den Knilling nach.

Darauf folgte eine tosende Zustimmung, aus der die Rufe zu vernehmen waren: „Der Kramer hat recht! Das ist unser Mann! Nieder mit den Hohen und Reichen! Je eher, desto besser!“

„So ist's recht, so ist's gut,“ rief fanatisch

erregt der Berger. „Nieder mit den Junkern und den Psaffen. Brennt ihnen die Raubnester zusammen! Holt euch Geld und Gut wieder, was sie in Massen euch gestohlen haben! Schont weder Mann noch Weib, weder jung noch alt! Mottet sie aus mit Stumpf und Stiel, die euch leibeigen gemacht haben, die eure Weiber und Töchter verdorben, eure Büben aus Messer geliefert haben!“

Wüstes, tobendes Geschrei erfolgte; die Männer waren von dieser blutdürstigen, fanatischen Aufforderung wie beseffen. Aus dem verhältnismäßig kaltsinnig angewekten Haufen war plötzlich ein Heer von Teufeln geworden, die mit wahnsinniger Eier den Augenblick herbeiwünschten, wo sie ihre Sünde an die Verhassten legen konnten.

Die Gesichter waren in Wut verzerrt; die Knittel und Stecken fuchtelten durch die Luft; die Fäuste drohend erhoben. Wild sprangen und drängten sie sich durcheinander; einige hatten die Kienfackeln aus den Felsenspalten gerissen, schwenkten sie in wirbelnden Kreisen über ihren Köpfen, so daß prasselnd die Funken

stoben und der flammendurchglühete Rauch sich in Schwaden über die Menge legte.

„Der Kramer versteht's, daß ist unser Mann! Alle müssen hin sein, die Ruttenkerl und die lange Haar* tragen! Wann soll's los gehen? Heut noch, am liebsten heut noch. Schlagt sie tot, die nit zu uns halten!“ schallte es brüllend und wirr durcheinander.

Der Kramer wollte weiterreden, wurde aber von dem, neben dem Felsen stehenden Knilling daran verhindert, was zu sehr heftigen Auseinandersetzungen und Tätlichkeiten geführt hätte, wenn nicht gleichzeitig eine dritte Person sich auf das Felsstück geschwungen und den wutschnaubenden Berger mit einem so derben Stoße von dort heruntergeworfen hätte, daß dieser den Untenstehenden höchst unsanft vor die Füße kollerte.

Im selben Augenblicke war auch das brennende Reisig neu aufgeflackert und die züngelnde Flamme ließ deutlich die Gestalt erkennen, welche den aufwiegelnden Schreier

* Die lange Haar' tragen — die Freien, die Edlen.

so rasch von seinem Platze weggesetzt hatte. Eine durch den Lärm aufgeschreckte Eule strich dicht über den Felsblock hin.

Ein einziger Schrei des Unwillens, der grenzenlosen Ueberraschung erhob sich.

„Die Margaret! Was will die Dirn? Wir brauchen keine Weibsleut! Der Kramer soll reden! Werst die Dirn herunter!“ so schrien die einen. Die andern und das waren merkwürdigerweise jene, die in der Mehrzahl waren, lachten über den seltsamen Fall, den der Berger tun mußte und freuten sich, daß eine so unverhoffte Abwechslung dazwischen kam. Auch war die schöne Häuserin von Sammersbach so bekannt und wohlgelitten, daß niemand daran dachte, ihr etwas Ernstliches anzutun.

„Nein, nicht der Kramer, die Dirn soll reden! Sie versteht sich auf die Schrift. Soll uns unser Recht ausdeutschen! Zum Zuschlagen ist immer noch Zeit.“

In wenig Augenblicken hatte sich eine Partei gebildet, die sich mit allen Kräften wehrte, den Kramer weiter sprechen zu lassen.

Durch den Zwischenfall war eben doch schon bei vielen eine gewisse Ernüchterung eingetreten und ohne daß sie es wußten, suchten sie bereits nach tieferen Gründen, als sie ihnen von dem fanatischen Schreier geboten worden waren. Immerhin aber war die allgemeine Erregung so stark, daß die Minderzahl sich zuletzt, wenn auch unter Drohungen und Schimpfen fügte.

Während dieser ganzen Zeit, als der wilde Tumult sich noch nicht zu ihren Gunsten geklärt hatte, stand Margaret regungslos, mit unter der Brust gefalteten Armen auf dem Steine. Der Wettermantel, den sie trug, war ihr halb von der Schulter gefallen, das Tuch, das sie über den Kopf gezogen hatte, beim Ersteigen des Felsens verloren worden.

Sie schien das Auffallende und Gefährliche ihrer Lage gar nicht zu fühlen, das Getöse zu ihren Füßen nicht zu hören. Die weitgeöffneten Augen starrten gegen die schwarze Felswand; ihre Brust hob sich in vollen, aber regelmäßigen Atemzügen. Knilling hatte frisches Reisig auf das Feuer

geworfen, die Flammen schlugen züngelnd empor und leckten herauf, fast bis zu den Füßen des Mädchens.

„Sie wird uns retten,“ dachte er in fieberhafter Aufregung.

„Was vielleicht kein Mann vermöchte — diesen blutgierigen Haufen zu zügeln — das vermag die Dirne. Alle Heiligen, steht ihr bei.“

Aber er wagte nicht, etwas zu Margaret zu sagen; sie kam ihm vor wie unnahbar, überirdisch.

Erst als das Toben sich gelegt hatte und eine plötzliche Stille eingetreten war, schien sich das Mädchen darauf zu besinnen, was es hier wollte. Einen kurzen Augenblick kämpften weibliche Furcht und weibliche Schen einen gewaltsamen Kampf gegen die Macht der Ueberzeugung und das Gefühl des tiefen Unrechtes, unter dem sie alle litten. Wie ein Bittern vom Scheitel bis zur Sohle ging es durch Margarets Körper. Aber sie raffte sich auf und streckte abwehrend die Hand gegen die Menge.

„Wer von euch will mit offenen Augen

gegen das eigene Fleisch wüthen? Laßt euch nicht zu etwas hinreißen, das, wenn es getan ist, niemals wieder gut gemacht werden kann, denn euer Herzblut ist's, mit dem ihr die Schuld bezahlen werdet."

"Weiber- und Pfaffengewäsch!" rief einer dazwischen. „Ruhig! Ausreden lassen! Maul halten!" schrien andere, unwillig über die Störung. Und Margaret fuhr fort; ihre Stimme mit dem tiefen, weichen, zum Herzen gehenden Tonfall festigte sich und war deutlich vernehmbar bis in den hintersten Winkel des Felsrundes.

„Ihr werdet fragen: „Was hat die Dirn aus dem Vorland hier zu schaffen; sie gehört nicht unter die Männer und gehört uns überhaupt nicht zu?"

Da werde ich antworten: Wohl bin ich euereß Blutz, denn die Schorn, die der Burgpfleger auf dem Werdenfels eingetürmt hat, sind meine nächsten Verwandten. Daß ich meines Vetterß Haußerin bin und seine unmündigen Kinder erziehe, das wißt ihr alle. Niemand kann ihnen näher stehen als meine

Mutter und ich, und deswegen bin ich in unser beider Namen zu euch gekommen, daß etwas geschieht, das die Männer wieder frei macht, und euch zugleich das Recht wieder schafft, um das ihr gekürzt werdet.“

Eine Bewegung ging durch die Versammlung; die Männer nickten dem Mädchen zu und riefen, sie solle weiter reden.

„Mit Wort und Handschlag habt ihr mir zugesagt, und daß es euch damit Ernst gewesen ist, zeigt, daß ihr hier zusammengekommen seid.

Der Berger hat euch aufgefordert zur Gewalthat, und ihr habt mit wilder Freude zugestimmt.

Jawohl! Ihr werdet töten, brennen, rauben — der Pfleger und die Seinigen werden ihr Leben lassen unter euren Händen; der Werdenfels wird im Feuer aufgehen; was ihr brauchen oder nicht brauchen könnt, wird fortgeschleppt werden —. Des Morgens seid ihr als ehrliche Leute aufgestanden und des Nachts werdet ihr euch als Mörder und Räuber schlafen legen.

Nur der Kramer rief: „Oho Dirne! Was verstehst du von solchen Dingen?“ Alle übrigen hörten mit steigender Aufmerksamkeit der Margaret zu. Sie waren einfache, gedrückte Leute; hatten schon lange Unmut und Haß in den Herzen, sie wollten sich auch selbst helfen; aber die Leidenschaften in ihnen waren noch nicht so erregt, daß sie bei einigem Nachdenken ohne jeden Gewissenskrupel den Sprung von der Unbescholtenheit zum Verbrechen ohne weiteres gewagt hätten. Vorhin, als der Kramer zu ihnen gesprochen hatte, waren sie nur seinen fanatischen, zündenden Worten gefolgt und hatten sich davon mitreißen lassen; jetzt zeigte ihnen die Margaret, daß das Ding noch eine andere Seite hatte. Das hörte sich etwas bedenklich an, und reizte sie zum ungewohnten Nachdenken.

Die Hammersbacherin half diesen schwerfälligen Gehirnen das Gedächtniß aufzufrischen. Noch gab es lebendige Zeugen aus jenen Schreckenszeiten, deren blutige Taten unter Tränen und Schauern Kind und Kindeskindern erzählt wurden. Margaret rief

ihnen zu: „Also! Mörder und Räuber seid ihr geworden und das Handwerk gefällt euch, denn den ersten Schlägen, die euch zu eurem Rechte verhelfen sollten, werden andere folgen; das blutige Messer und der glimmende Span wird weiter getragen von Ort zu Ort, von Burg zu Burg. Wo ihr gehaust habt, werden Trümmer, Brandschutt und Leichen die Erde bedecken. Das wird für euch ein Leben geben, in Saus und Braus, in wilder Lust und Völlerei. Gelüstet es euch, so werdet ihr es machen, wie die Bauern aus dem Odenwald es dem Grafen von Helfenstein in Weinsberg gemacht haben oder noch ärger. An Tausenden werdet ihr eure Rache kühlen, aber den Blutdurst, den werdet ihr nimmer stillen. Euer kleiner Haufen wird zu einem großen werden. Denn, wenn Leute, die ehemals ehrlich gewesen sind, ein solches Handwerk beginnen, so haben sie Zulauf vom Gefindel, das ihnen aus allen Ecken und Winkeln zuströmt.

Das geht fort, mit Stahl und Eisen, Brand und Mord, Leidenschaft und Rausch —

bis zum Tage des Gerichtes. Und das wird und muß kommen! Tausende vom Adel und den Pfaffen mögt ihr erschlagen — Aber-tausende werden gegen euch aufstehen; ihr werdet niedergetreten sein, ehe ihr daran denken könnt, euch zu wehren.

Die Zeit, in der ihr geglaubt habt, die Herren zu sein, ist von den anderen nur benützt worden, um sich zu sammeln. Wohl oder übel mußten sie etwas preisgeben. Was das aber kostet, darüber werden sie euch die Rechnung machen.

Habt ihr vergessen, wie es im Bauernkriege ergangen hat, im Würzburgischen, im Württembergischen, am Rheine? Bis an die Knie waren die Bauern im Ritter- und Pfaffenblut gewatet, dann kam es umgekehrt. Die Pfaffen und Ritter taten's im Bauernblut bis an die Brust und noch genügte es ihnen nicht.

Zu Behntausenden wurden die Bauern, ihre Weiber und Kinder erwürgt, ihre Wohnstätten dem Boden gleich gemacht. Was von dem Volke übrig gelassen wurde, ist entweder

verjagt worden, oder fiel in noch tiefere Sklaverei als zuvor. Das war deren Los und es wird das eure sein, denn die anderen besitzen die Kraft und die Macht, die ihr ihnen streitig machen wollt, und verstehen den Krieg, während ihr arm und elend seid, und nur rauben, morden und brennen könnt. Das ist aber zu wenig, um den Sieg in der Hand zu behalten."

Mit atemloser Spannung hatte der Haufe der Margaret zugehört. Jedes Wort, das sie sprach, war ihm wie ein Faustschlag auf die harten Köpfe gefallen, jeder Satz war anzuhören gewesen, wie ein Gewitter der Wahrheit. Es war ja kein verheßtes und verführtes, verdorbenes Volk, für das es keine guten Wege mehr gab. Aber derb und roh war es; leicht in Hitze und Brand zu bringen; den Stämmen seines Bergwaldes vergleichbar, die ein Blick zu weithin sichtbar werdenden Riesenfackeln entzünden kann, wenn er in sie einschlägt.

Die Herzen unter den groben Ledensitteln klopfen jetzt anders als zuvor, bei der wilden Liebe des Bergrers, fast ängstlich schlagen

sie. Selbst die Unbändigsten mußten sich sagen: „Ja, die Dirne hat recht. So und nicht anders wird es uns gehen.“ Der Rausch hatte der Nüchternheit weichen müssen. „Blut an den Händen ist ein häßlich und gefährlich Ding, aber was nun, wenn wir sie davon reinhalten wollen?“

Diese Frage wurde in den Herzen geboren und drängte sich mit elementarer Gewalt auf die Lippen der Menge. Daß von dem flackernden Reifigfeuer rot angestrahlte Mädchen, das dem Sturme der Leidenschaft getrozt hatte, und dessen Augen nun im freudigen Triumphgefühle auf die sich um es drängenden Männer hinabschauten, hatte mit einem Male eine Macht erlangt, welche die blutige Gewalttat bannen konnte.

„Recht hast, Dirn! So ging's den Bauern. Wir mußten die Bech zahlen. Aber wir wollen doch unser Recht!“ riefen sie ihr zu.

„Euer Recht sollt ihr haben und wehren sollt ihr euch auch gegen jeden Druck, der zu stark ist. Wer aber zu viel verlangt, dem wird nichts. Dieser Mann, einer der besten

von euch, der Jörg Knilling, der wird euch den Weg weisen, der kennt ihn, auf den hört und tut, was er euch anrat', um das bitt ich euch, bei dem Blut eurer Weiber und Kinder, und allem, was euch lieb war und lieb ist."

Hochaufatmend, hingerissen von der Gewalt des Augenblicks, hatte Margaret geendet; ihre Arme hielt sie einen Augenblick flehend ausgestreckt, dann aber schien sie die Kraft, die sie bisher aufrecht erhalten hatte, verlassen zu wollen und sie sank auf ihre Knie nieder.

Das war der rechte Ton gewesen, der in seiner Wahrhaftigkeit den letzten Rest der Wildheit in den Herzen der Männer bezwungen hatte, und deren rauhe, aber natürliche Gutmütigkeit frei machte. Alle drängten sich an sie heran, selbst der blutdürstige Rramer fehlte nicht, und jeder wollte ihre Hand fassen oder ein beifälliges Wort zu ihr sagen.

Einige Minuten ließ der umsichtige Jörg Knilling diese Aufwallung des Gefühles sich austoben, dann sprang er zu Margaret auf den Stein und schlug auf den dröhnenden Schild.

Das Mädchen blieb in der bittenden,

knien den Luge neben ihm. Die Rechte auf Margarets goldenen Scheitel gelegt, wie wenn er dadurch eine magische, ihr innewohnende Kraft zu sich herüberleiten wollte, fand der Mann schlichte und eindringliche Worte, denen nicht mehr der geringste Widerstand entgegengesetzt wurde.

Was sie machen sollten, wie es geschehen mußte, und wann zur That geschritten würde, sagte er ihnen und sie stimmten, fügsam geworden wie Lämmer, alle, ohne Ausnahme, seinen Worten bei.

Ein Schwur, den die Männer mit hoherhobener Rechten leisteten, endete die Versammlung. Wenige Minuten später war die wilde Felsenschlucht menschenleer geworden, und nur einige Funken knisterten noch an den bis zum Gestein herabgebrannten Rienstacheln, die nach und nach erstarben, bis daß undurchdringliche Finsterniß alles verhüllte.

Auf denselben Steigen und Wegen die sie gekommen waren, strebten die Verschworenen wieder ihren Wohnstätten zu. Jörg Knilling hatte die Margaret nach Hammersbach zu-

rückgeleitet. Bevor er sie verließ, nahm er ihre beiden Hände in die seinen. „Dirn,“ sagte er, mit von Rührung durchzitterter Stimme: „Dirn, heut nacht hast du mehr könnt, als der stärkste Mann. Mord und Totschlag hast abg'wendt von Hunderten, vielleicht Tausenden. Unser Herrgott seg'n dir's — wir können's nit.“

Margaret konnte ihm nicht antworten, ihr Herz war zu voll von Freude und — von Sorgen. —

Es war am dritten Abend nach jener Schwurnacht, als der Deuschl Kaspar von Partenkirchen an das Burgtor zu Werdenfels kam, das der Hans von Mittenwald, der die Torwache hatte, eben schließen wollte. Die Brücke zog man in jener Zeit, wo kein räuberischer Ueberfall zu befürchten war, nicht auf; man ersparte sich diese Mühe.

Der Deuschl Kaspar war ein Partenkirchner Händler, der auf seiner Kragen* allerlei Waren im Lande herumtrug, um sie

* Kragen, auf dem Rücken zu tragendes Holzgestell.

auf den Burgen, Freihöfen und bei den Bauern loszuwerden. Feine Sachen führte er nicht, mehr Landesprodukte, als da waren: Holz= oder beingeschnitzte Löffel, Türtücher für das Weibsvolk, billigen, silbernen Schmuck, Nadeln und Nähzeug, Bänder, gut gegerbte Hirsch= und Gemsefelle für Hosen oder Wämser und — was ihm am meisten Profit einbrachte: einen großen steinernen Krug oder auch zwei, mit vorzüglichem, selbstgebrannten Wacholder= oder Enzianschnaps.

Naspar Deuschl war gern gesehen, wohin er auch kam, denn er borgte und wußte allerlei Scherzreden und Schwänke, die den drallen Bauerndirnen, den Burtschen oder den Knappen und Mägden in den Herrenhäusern unmäßigen Spaß machten.

Er war schon ein guter Sechziger, der Deuschl, aber das Alter sah man ihm nicht an, so stramm kam er daher und so kräftig trug er die schwere, hochgepackte Krage.

Heute aber schien er ausnahmsweise sehr müde geworden zu sein. Er hustete und pustete, als er die Last abnahm und fluchte über die

Steilheit des Burgberges, den er heraufgekommen war.

„Aber so spät noch am Abend!“ rief ihm der Hans zu. „Muß ja das Thor schließen, vor Nacht; wirst kaum mehr Zeit haben zum Handel.“

„Wär nit übel!“ entgegnete ärgerlich der Kaspar. „Plag mich und renn, daß mir fast die alten Sted'n versag'n und soll vielleicht wieder umkehr'n, bloß weil's es fürcht', daß Euch einer stehlen kunnt.“

„Damit hat's gute Weg,“ lachte der Mittenwalder. „Wer uns bei der Nacht stiehlt, bringt uns am Tag wieder. Aber du weißt schon, der Landrichter will's nit leiden, daß nach Thorßluß noch fremd Leut in der Burg bleiben. Und schon jetzt gar, wo wir zwei Bögl im Kastl halten.“

„Was kümmert mich dös, was ihr im Kastl habt?“ fuhr der Deuschl auf. „Hab was andres z'tun, als an die z'denken! Um dös ander Sach wär mir net, aber das Icktemal hab ich nur mehr ein Neigl im Krug von mein gut'n alten Enzian g'habt, den ihr mir

ausg'schleckt habt, als wenn's Honig g'wesen wär. Da hab ich mir denkt: Mußt ihnen amal ein ganzen Krug rauftragen, besonders weil's der lezt vom alten g'wesen ist, denn jetzt kommt der jung d'ran, der hat aber noch nit den richtigen Geist und schmeckt noch ein wenig bitter. No, mir kann's recht sein. Trag ihn also wieder nunter, der findt schon sein Zuspruch."

„Was du sagst?“ frug der Knappe interessiert, denn alter Enzian ging ihm über alle anderen Schnäpfe. „Das is aber schad! Möcht ihn gar zu gern versuchen; einen Dreier ließ ich mir's fast kosten.“

„Gelt Schleckmaul, so pfeifen die Finken! Ja, das hab ich schon g'wußt, daß ihr alle die Zung 'raushängt nach dem alten Enzian. Weit und breit, bis nach Tölz und Tegernsee derßst gehn, trifft man kein bessern. Erst vor zwei Tag hat mir der hochwürdige Herr Prior in Ettal eine ganze Kruken abkauft. Die G'shornen, die verstehn sich auf dös, was gut ist! Herrn- und Pfaffenschnaps, sag ich dir, Hans, ist mein Enzian.“

„Aber probieren könntst ihn mir lassen,“ drängte der Mittenwalder. „Meinetwegen, wenn's Geld schon hin sein muß — gleich zwei Dreier derf's kosten!“

„Was du g'scheit bist!“ höhnte der Deuschl. „Ganz z'unterst drunten hab ich die Krufen verpackt — weißt wegen dem Zerbrechen — denn diemal kann ein ja die Kragen anstoßen oder umfallen —. Da müßt ich ja den ganzen Kram, den ich drüber packt hab, auseinanderreißen und wenn ich wieder einpack, möcht ich mir die Finger blutig kragen und meine alten Augen ausschauen, denn eine Raß bin ich nit, die im Finstern sieht.“

Du hast dein Enzian im Bauch und lachst, machst das Tor zu und laßt mich alten Esel außen stehn.

Na, Freunderl, für ein solchen Handel ist der Deuschl Kaspar nit zu haben!“

Der Knecht warf vorsichtige Blicke nach dem Palas. Aber an den Fenstern, die in den Burghof gingen, war niemand zu sehen.

„Wenn ich dir aber sag, du sollst mit mir in die Torstub'n kommen?“

„Nachher hat die G'schicht schon ein besseres G'sicht. Da könnt ich's vielleicht möglich machen,“ antwortete der Kaspar. „Aber du mußt schon selm die Krax'n 'neintragen; ich bin heut so müd, daß ich's kaum mehr verkraft.“*

Das ließ sich der Mittenwalder Hans nicht zweimal sagen. Wenige Minuten später hielt er einen Becher Enzian in der Hand, aber nur einen ganz kleinen.

Damit war er aber gar nicht zufrieden. Doch der Deuschl kümmerte sich nichts darum und packte die Krute wieder ein.

„Nur zum Probieren hast ein Enzian wollen. Gest, gut ist er? Wenn's dir aber mit dem Torzumachen pressiert, so pressiert's mir mit dem Heimkommen. Wär gar nit recht von mir, wollt ich dich von deiner Pflicht abhalten.“

„Dummes Zeug!“ rief der Mittenwalder. „Wenn's nur darauf ankommt. Das Loch mach ich zu, weil man vom Palas aus sehen kann, ob's noch offen steht. Aber neben dran

* verkräften — leisten können.

gibt's noch ein kleins Schlupstürl und da laß ich dich dann später 'naus, wenn's ganz finster ist. Den Weg nach Garmisch kannst eh' nit verfehlen."

„Meinetwegen," sagte der Kaspar. „Mein Buckel braucht die Prügel nit ausz'halten, wenn dir der g'strenge Herr auf die Schlich kommt. Aber jezt mach weiter, sperr zu, damit eine Ruh wird."

Gleichzeitig machte er sich wieder an das Auspacken und bis der Wächter den schweren Torschlüssel an den Nagel gehängt hatte, standen bereits zwei große Zinnbecher mit Enzian auf dem Tische, von denen er den einen dem Knappen mit den Worten hinschob:

„Gut hast es heut troffen, Hans. Heut ist mein Geburtstag — der wievielte, das hab ich vergessen. — Aber selbiges Becherl kost nig, das trinkst auf meine G'sundheit!"

Und es war gar zu gemütlich in der kleinen Torstube mit den verräucherten Spizbogen, die tief herab reichten und dem schwarzbraunen Wandgetäfel. Draußen pfiff der Wind um das alte Gemäuer; hier drinnen

gloßhteten im Kamin ein paar harzige Föhren-
wurzelstücke und verbreiteten eine leichte, an-
genehme Wärme. Der Knappe holte sich
aus der Burgküche einen Rienspan und
entzündete damit die uralte, eiserne Ampel,
die an einer Kette von der Mitte des Ge-
machtes herabhing. Aber daß es jetzt an der
Zeit sei, den alten Kaspar wieder hinaus-
zulassen, darauf schien er ganz vergessen zu
haben, denn den geschenkten Becher mit En-



zian, den rechnet er nicht. In seiner Tasche klapperten ja noch einige Kupferdreier, die sich bei dieser Gelegenheit leicht in guten Schnaps umsetzen ließen.

Der Deuschl erzählte eine gute Geschichte und einen derben Witz nach dem anderen, so daß der Hans lachen mußte, daß ihm die Tränen in die Augen stiegen.

Dann stießen sie miteinander an und ließen leben, was ihnen einfiel. Wollte der Hans zu lebhaft werden, oder gar das Singen anfangen, dann wußte der Deuschl ihn mit einem Hinweis auf den nahen Palas wieder zu dämpfen. Aber das tat dem Trinken keinen Eintrag, im Gegenteil; der Mittenwalder, der sich darüber ärgerte, daß er seine Lustigkeit nicht laut werden lassen durfte, zog in kurzen Zwischenräumen die alte, mehrfach zugebundene Schweinsblase mit seinem Reichtum an Kupfermünzen aus der Brusttasche und warf Dreier nach Dreier auf den schweren Eichentisch, an dem sie sich gegenüber saßen. Schon längst hatte der Hans das Gefühl dafür verloren, welches seiner oder des Kaspar's Becher

war. Zuletzt hatte er immer einen vollen, der andere einen leeren vor sich stehen; den Umtausch konnte er nicht mehr bemerken, dazu war er viel zu berauscht geworden.

„Deuschl,“ lallte er, „alter Bump — ich — ich hab Schlaf. Der T—Teufel soll den Werdenfels holen — ich muß schlafen.“

„Dummes Zeug!“ rief ihm lachend der Kaspar zu, „zum Schlafen ist noch Zeit. Trink nochmal auf deine und meine G'sundheit. Aber austrinken, auf ein Zug, wie's unter richtige Mannsbilder Brauch ist.“

Der Deuschl reichte dem Knappen einen Becher hin, noch einmal so groß als den, den er selbst in Händen hielt.

„Also! Auf deine und meine G'sundheit! Eins, zwei, drei — —!“

„Her damit und nunter!“ lallte der Knecht. „So — so — so ein' Enzian gibt's net leicht wieder.“

Mit einem gewaltigen Zuge stürzte er den ganzen Inhalt des Bechers hinunter.

Die Wirkung war eine plötzliche. Wie ein Klotz fiel der Mittenwalder von der Bank.

Deuschl lächelte vor sich hin und murmelte: „Der hat sein Teil — der rührt sich vor morgen mittag nimmer!“ Dann packte er mit einer Kraft, die man dem Alten kaum zugetraut hätte, den schweren Körper und legte ihn auf die hölzerne Britsche, die dem Torwarte zum Ruhen diente.

Der Mittenwalder merkte von seinem wenig sanft ausgeführten Transport nicht das geringste, er schlief und schnarchte im schweren Rausche.

Kaspar sah lange auf den Schlafenden — es schien ihn noch eine Sorge zu drücken.

Da zuckte er zusammen, denn es nahen sich, den gepflasterten Gang herunter, langsam klappernde Tritte, wie solche von einem Menschen mit Holzschuhen an den Füßen erzeugt werden.

In einem Augenblick waren die Branntweinfruke und die Becher verschwunden, und Kaspar saß anscheinend in größter Ruhe hinter dem Tische.

Der Eintretende, ein guter Kamerad des

Mittenwalders, blieb verwundert unter der Türe stehen.

„Ja, was machst denn du noch auf dem Werdenfels? Laßt dich der Pfleger in der Torstüb schlafen? Ist sonst seine Art nit, mit landfahrenden Leuten.“

„Pst! Pst!“ machte der Deuschl und winkte dem Manne, näher zu treten. „Mach keine Schpuß'n * und halt dein Schnabel. Weißt, der Hans da, der hat mich einlassen und will mich über Nacht g'halten, weil ich ihm heut was extrich Guts mitbracht hab. Morgen in aller Fruh laßt er mich 'naus. Hat mir böß ankönnt, die schwere Krag'n, die. Weißt, alt wird der Mensch, und da halt er nix mehr aus.“

„Was hast ihm denn mitbracht?“ frug neugierig geworden der Knecht.

„Nix b'jonders. Ein alten Enzian halt.“

„Und böß heißt du nix b'jonders, du alter Depp! Gleich tußt ein her, oder ich zeig dir, wo der Zimmermann 's Loch g'macht hat. Mir scheint, der Hans hat ihn ordentlich versucht,“ polterte der Mann.

* Schpuß'n = Sachen, kein Aufsehen.

„Jesses Mar' und Joseph!“ wisperte der Deuschl, „wirßt doch den Hans wegen meiner nit in Ungelegenheiten bringen! Meinetwegen kannst haben, was noch da ist. Aber für ein ist z'viel! Wennst mir versprichst, daß du mir heut nacht mein Ruh laßt, nachher gib ich dir die Kruten mit und du kannst's mit deine Kameraden auszuzealn.* Gibst mir halt, wenn ich das nächst'mal wieder komm, dafür was recht ist.“ Damit war der Knappe höchlich zufrieden; er versprach alles, was der Deuschl von ihm wollte, packte die Krute, die viel mehr enthielt, als er erwartete, und schlich damit nach der Knechtstammer zurück.

Darauf vergingen wieder etliche Stunden — Mitternacht war vorüber.

Vorsichtig steckte der Deuschl seinen grauen Kopf aus der Türe, sah nach dem Palas hinauf und horchte nach der Knechtstammer hin. Kein Laut, auf der Burg war alles ruhig. — Die Lichter, Ampeln und Rienspäne waren längst ausgelöscht worden.

Nur ein Hund schlug bei den Ställen

* auszuzealn = ausschürfen, ausschlecken.

ab und zu an, wahrscheinlich weil er meinte, seinen unebenbürtigen Freunden, den Röttern der Bauern im Burgdorfe und Farchant, doch hie und da eine Antwort schuldig zu sein.

Sein Eifer wurde ihm aber zum Verderben, denn der Kaspar wartete vielleicht noch eine Stunde, dann suchte er aus seinem Kram in der Krage ein nicht sehr großes, in Lumpen gehülltes Päckchen heraus. Vorsichtig wickelte er es auseinander und es zeigte sich, daß es Fleisch enthielt.

„Tut mir leid für dich, Packan, aber ich kann dir's leider nit ersparen. Du möchtest zu unrechter Zeit dein Maul zu weit aufreißen und die Leut auf der Burg vorsichtig machen. Ein biß'l Bauchweh — in zehn Minuten ist alles rum. Besser könnt sich's eigentlich ein Mensch auch nit wünschen.“

Deuschl ging furchtlos über den Burghof und auf den knurrenden, mit seiner Kette rasselnden Hund zu. Ein halblauter Zuruf machte das Tier im Augenblick vertraulich. Es erkannte einen seiner Freunde, der ihm schon so manchen Knochen oder ein Wurstende zugewor-

fen hatte. Was er jetzt erhielt, schmeckte ihm vorzüglich, aber! nach einer Viertelstunde lag der arme Packan tot in seiner Hütte. —

Es ging gegen Morgen, im Osten glomm schon ein hellerer Schein langsam über die Berghäupter; die zackigen Gipfel der Zugspitze begannen sich heller von dem dunklen Nachthimmel abzuheben, da trat der Deuschl an den auf der Britsche Schnarchenden heran, zog einige dünne Stricke aus seinem Kittel und fing an, dem vollkommen Empfindungslosen, Hände und Füße zu binden.

„Nur für alle Fäll' und weil's ihm zu gut kommen kann,“ murmelte er vor sich hin.

Dann nahm er den Schlüssel, der die kleine Thorpforte sperrte, vom Haken, trat hinaus und öffnete diese.

Der Kaspar stand noch keine zwei Minuten im pfeifenden Morgenwinde lauschend auf der Brücke, da löste sich von dem tiefen Schatten der Gebüsche eine menschliche Gestalt los, die vorsichtig auf das Burgtor zuschlich. Das verabredete Signal, ein Eulenruf, wurde gegeben und erwidert, bald stand Jörg Knilling

vor Kaspar, der ihm schmunzelnd die Rechte hinreichte.

„Alles besorgt. Der Torwart und die Knechte schlafen wie die Ragen; der Enzian tut seine Schuldigkeit. Der Palas wird nie g'sperrt. Seid's alle beieinander?“

Der Knilling nickte bejahend und ließ den Ruf der Gule noch einmal ertönen.

Da traten auf bloßen Füßen ungesähr fünfzig bis sechzig Männer in größter Vorsicht aus den Gebüsch, so leise, daß kaum der Kiez ein wenig knirschte.

Kein Wort wurde gesprochen; jeder kannte die Vertlichkeit genau; ein jeder wußte, was er zu tun hatte; niemand trug eine Waffe, nicht einmal Stöcke hatten sie bei sich.

Es waren lauter bessere und angesehene Leute, die von den Teilnehmern an der nächtlichen Versammlung durch Wahl bestimmt worden waren.

Ein Haufen blieb am Tore zurück; ein anderer setzte sich vor die Knechtkammern; ungesähr dreißig Personen traten in den offenstehenden Palas ein und schlichen die Stiege

hinauf, wobei Jörg Knilling mit einer kleinen Hornlaterne, die er unter dem Gewande verborgen gehalten hatte, leuchtete.



Endlich waren alle auf dem ziemlich breiten Gang, vor den eichenen Türen, die in die Schlafkammern des Burgpflegers und seines Sohnes führten, angelangt.

Einige Männer hatten den Auftrag er-

halten, das Herausdringen von weiblichen Personen aus dem Frauenhause, das einen Teil des Palas bildete, zu verhindern.

Auf ein leises Zeichen wurden die Türen der beiden Männer schlafkammern geöffnet, die Verschworenen drängten hinein und traten ruhig an die nun erschreckt aus dem Schlafe Aufstehenden heran. Bevor aber diese nach einer Waffe langen konnten, griffen ein Duzend kräftige Fäuste nach den Armen der beiden Poisl. Zugleich entzündete einer ein hellbrennendes Licht.

Die Ueberraschten knirschten vor Wut, aber sie sahen ein, daß gegenüber einer solchen Ueberzahl jeder Widerstand nutzlos sei.

„Zurück, ihr Schufte! Laßt meine Arme los und macht's kurz,“ rief der Pfleger und suchte sich loszuwinden.

Da trat der Jörg in den Lichtkreis.

„Und du, Jörg Knilling, vordem der angesehenste Mann in Garmisch, bist auch unter die Räuber und Mörder gegangen?“

Ein leichtes, ironisches Lächeln überflog das ausdrucksvolle Gesicht des Bauern. „Hal-

ten zu Gnaden, gestrenger Herr, Euer Edlen irren sich. Ich und die andern alle, die Ihr da seht, und die noch außen und vor der Burg warten, wir sind weder das eine noch das andere. Wir bitten Euch, Geduld mit uns zu haben. Was weiß der Bauer, wie er's anfangen soll, um seine Sache zu führen, wer soll's ihm auch gelernt haben? Ist er doch alleweil der Fußschemel, auf dem die Großen stehen."

„Daß das überflüssige Geschwätze, Bauer. Ihr seid nächtlich in die Burg gedrungen und habt Hand an mich gelegt."

„Das eine ist wahr, Euer Gestrengen. Aber mußten wir's nicht tun, denn unter Tags hätten wir wenig Aussicht g'habt, daß man uns eing'lassen hätt'? Da gibt's Tor-schluß, Knappen, Knechte, und wenn das nicht langt, auch noch Spieß und Bolzen.

Das haben wir Euch und uns ersparen wollen und ich bitt Euch nochmals, nehmt es genau mit den Worten und dem Behren, denn es könnt unter uns vielen Leuten einer sein, der möglicherweise falsch verstehen könnt

und das möcht dann nit gut ausfallen — für Euch, mein' ich."

Der Pfleger merkte, daß es weder auf sein Leben noch auf seine Habe abgesehen sein konnte, denn er bemerkte keine Waffen und nur ernste, ruhige, bei einigen sogar, denen die Nähe des gefürchteten Mannes Scheu einflößte, fast ängstliche Gesichter. Der Knilling fuhr fort:

„Wir bitten Euch, Herr. Wollet Ihr Euch erheben, Gewand antun und uns in den Saal begleiten. Wir haben wichtig miteinander zu reden. Auch den Junker, Euren edlen Herrn Sohn, bitten wir um das gleiche."

Der Pfleger lachte zornig. „Also verhandeln wollt ihr mit mir, unverschämtes Bauernpack und dazu holt ihr mich aus dem Bett! Was fällt euch ein? Seid froh, wenn ich die ganze Angelegenheit als einen eurer lämmelhaften Scherze betrachte! Trollt euch, oder ich werde euch lehren, mein Hausrecht zu respektieren."

Der Knilling trat einen Schritt näher heran; aus seiner Stimme war nun der mühsam verhaltene Groll zu hören.

„Wenn wir uns einen Spaß erlaubt hätten, so würdet Ihr das Recht haben, uns mit Hunden wegzuheizen und den Büttel auf unsern Buckel zu schicken. Aber es ist Ernst, blutiger Ernst, der uns hergetrieben hat. Darum sag ich Euch: Euer Gesträngen werden gut tun, das zu befolgen, um das wir Euch gebeten haben, sonst müßten wir Euch nehmen und wie Ihr seid in den Saal tragen, denn die Bettkammer ist nicht der Ort, wo wir verhandeln können.“

Der Burgpfleger sah, daß jeder Widerstand umsonst sein würde; knirschend vor Wut erhob er sich; in der gefälligsten Weise halfen ihm die Bauern beim Ankleiden und reichten ihm sogar sein Schwert.

„Ihr sollt nicht sagen können,“ bemerkte Knilling dabei, „daß Ihr uns wehrlos gegenüber gestanden seid.“

Nach wenigen Minuten befanden sich der Pfleger und die Bauern in der Halle, die bereits durch zahlreiche Kienspäne hell erleuchtet war. Gleich darauf erschien auch Albert, jedoch ohne Wehr an seiner Seite.

Er wollte auf seinen Vater zueilen, eine abwehrende Handbewegung wies ihn aber zurück.

Einige Augenblicke herrschte lautlose Stille, dann begann der Pfleger, mit vor Aufregung heiserer Stimme:

„Ich bin der rohen Gewalt gewichen. Hier steh' ich — was wollt ihr von mir?“

Wieder trat Jörg Knilling als Sprecher vor, neben ihm stellten sich der Krämer Berger und die Gemeindeältesten von Garmisch und Partenkirchen.

„Verzeiht Herr und vergebt dem Bauer, weil er es nicht anders weiß. Wir kommen zu Euch und bitten als Abgesandete der Bürger und Bauern der zwei Orte Garmisch und Partenkirchen, daß Ihr es sein lassen möchtet, unsere alterworbenen Rechte anzutasten.“

Herr von Poißl brauste auf. „Der Bauer hat keine Rechte; was er besitzt, besitzt er von der Gnade der Herrn!“

Knilling zuckte mit den Achseln. „Das mag Eure Ansicht sein, Herr. Die unsrige ist es nit. Wenn man das, was wir haben,

uns jeder Zeit nehmen könnte, so hätte man es uns nit zu geben gebraucht. Nun aber haben wir es und wollen wir's auch behalten, sonst können wir nimmer leben und haufen, keine Steuern und Abgaben mehr zahlen und sind dann auch unserer Pflichten ledig, im Fronen, Scharwerken und Robotten.“

„Niemand will euch nehmen, was euch bis jezt zugestanden gewesen ist. Was aber darüber hinausgeht, das ist Herrenrecht. Mich hat der hochwürdige Herr in Treising zum Landrichter im Werdenfeller Land bestellt, auf daß ihm erhalten bleibt, was ihm gehört.“

„Zugegeben, Herr. Aber warum hat dann keiner von den anderen Burgpflegern daran gedacht, es so zu machen wie Ihr? Es ist doch keine neue Ware, um die wir handeln?“
frug Knilling entgegen, wobei ein schlauer Zug sich auf seinem Gesichte zeigte.

Der Burgpfleger war um eine treffende Antwort verlegen geworden; er hätte geradezu seine Vorgänger der Pflichtverletzung zeihen müssen und das konnte und wollte er nicht.

Der Sprecher tat, als merke er das gar nicht und fuhr fort: „Treue Untertanen wollen wir sein und bleiben, dem hochwürdigsten Herrn Bischof in Freising und ebenso Eure ergebenen Diener. Wir verlangen nichts Neues, nichts Unbilliges. Aber das Alte soll uns nit genommen werden und dazu, Herr, sollt Ihr uns die Hand bieten.“

„Und wenn ich nun nicht will, wenn ich mich von euch nicht vergewaltigen lasse, wenn ich euch samt und sonders zur strengsten Rechenschaft ziehen werde für den Aufruhr, den ihr bis in meine Burg getragen habt?“ donnerte der Pfleger, mit dem Fuße aufstampfend. „Wenn ich euch zu Paaren treiben lasse durch die bischöflichen Reiter, die schon unterwegs sind? Wahrt eure Hälse, unverschämte Bauern!“

Jörg Knilling lachte kurz auf.

„Damit hat's gute Wege, Herr. Der Zufall ist uns zu Hilf gekommen. Gestern haben unsere Leute unterhalb Farchant einem bischöflichen reitenden Boten ein Schreiben abgenommen, das an Euch gerichtet ist. Verzeiht,

Herr, daß wir es gelesen haben, aber in diesen sonderbaren Zeitläuften läßt sich wohl auch das entschuldigen. Hier ist es, Herr; wir brauchen's nimmer, aber für Euch ist's wohl wissenstwert."

Der Bauer hatte in seine Tasche gegriffen und reichte dem Pfleger einen entiegelten Brief hin, der das bischöfliche Wappen trug.

Herr Poißl war leichenblaß vor Wut und Ueberraschung geworden, seine Hand griff nach dem Schwerte und er hätte Knilling sicher erstochen, wenn nicht gleichen Augenblicks ihn ein Duzend kräftige Bauernsäufte daran verhindert hätten.

„Laßt Herr!“ mahnte Knilling. „Solch Ding gehört nit zu unserer Sache.“

Auf seinen Wink wurde der Pfleger sofort freigegeben. Doch der stand wie gelähmt und sah nach dem Fenster, durch das die ersten Strahlen der aufsteigenden Sonne auf die Köpfe und Gesichter der Versammelten fielen.

„Nun, wenn Ihr nicht wollt, Herr — uns kann's gleich sein. Aber es ist jemand unter uns, der sich auf das Lesen versteht.“

Tritt vor, Margaret Gättingerin, und sag' dem gestrengen Herrn, was ihm der hochwürdigste Bischof schreibt."

Eine Bewegung entstand unter den Bauern, sie machten dem Mädchen Platz, das ohne aufzublicken die Hand nach dem Papiere ausstreckte und mit wohl vernehmlicher, aber etwas unsicherer Stimme zu lesen begann:

Wohlebter Herr und viellieber Land=
richter und Burgpfleger meiner Graf=
schaft Werdenfels!

Wir entbieten Euch unseren Gruß und Handschlag zuvor. Was Ihr uns geschrieben habt, wegen der immer auffälliger werden den Bauern von Garmisch und Partenkirchen, hat unser Herz wohl sehr betrübt, allein wir setzen das Vertrauen in Euch, daß Ihr es versteht, sie niederzuhalten und nicht zu hart anzulassen. Wenn aus Euren Urkundenforschungen sich auch etlicher Vortheil für uns ergeben sollte, so wäre es vielleicht besser, eine Zeit abzuwarten, wo wir mit mehr Kraft entgentreten könnten,

denn die Wirrnis ist stark um uns, und wir können deshalb auch keine Bewaffneten entbehren. Auf seiner Liebden, den Herrn Herzog in Bayern, meinen Herrn Bruder, wegen Hilfe und Beistand zu hoffen, ist eitel, denn er hat selbst alle Hände voll zu tun, um im eigenen Land fertig zu werden. —

Margaret ließ das Blatt sinken und trat wieder in den Hintergrund zurück; sie war bleich geworden und bebte.

Der Burgpfleger bot einen erbarmungswürdigen Anblick. Er mußte sich, um nicht umzusinken, an dem Tisch halten; seine Zähne schlugen wie im Froste aufeinander.

Doch Knilling kümmerte sich nicht darum; er zog ein Pergament aus der Tasche, entrollte es und legte es auf den Tisch.

„Darin ist verzeichnet, was Ihr beschwören sollt, gestrenger Herr. Nicht mehr und nichts anderes, als daß Ihr die Prozesse, die Ihr wider unsere Weid- und Holzrecht, Fisch- und Jagdrecht, wegen zu geringen

Bodenzins und zu großen Grundlehen angefangen habt, niederschlagt. Alles soll bleiben wie es war, bevor Ihr auf den Werdenfels gekommen seid.

Und wir werden schwören, daß wir richtig zinsen, scharwerken, fronden und robotten wollen, wie es von alters her der Brauch war, als gehorsame Untertanen des hochwürdigsten Herrn Bischof von Freising.

Und nun entscheidet Euch, gestrenger Herr!”

Die Augen aller waren fest auf den Burgpfleger gerichtet, der mit finsterner Miene, den Blick zu Boden gesenkt, dem Jörg Knilling zugehört hatte. Seine Lippen zitterten und die Rechte krampfte sich vor der Brust zusammen. Dann warf er plötzlich den Kopf zurück, trat mit einem Schritte an den Tisch heran, ergriff das Pergament und schleuderte es den Bauern vor die Füße.

„Nie und nimmer unterschreib ich und schwör' ich!” rief er mit blitzenden Augen und drohender Stimme. „Glaubt ihr, Bauern, mich zwingen und einschüchtern zu können mit

euren Drohungen? Da steh ich! Nehmt mich, tut mit mir was ihr wollt! Aber ich sage euch: Der Rächer wird aufstehen, denn Gott läßt es nicht zu, daß ungestraft Hand angelegt wird an die von ihm eingesetzte Obrigkeit.“

Ein böses Gemurmel des Unwillens und der Enttäuschung entstand; die Bauern drängten vom Hintergrund gegen den Tisch zu, geballte Fäuste erhoben sich und Verwünschungen wurden laut. Ein Wort und ein Wink des Jörg Knilling beschwor aber den Sturm und es herrschte darauf einige Augenblicke Totenstille in der Halle.

„Gestrenger Herr,“ begann der Bauer, und seine Stimme klang sehr ernst und tieftraurig. „Es müßt uns allen leid sein, wenn das Euer letztes Wort gewesen wäre. Aber! Wie der Pilatus, als sie Christus vor ihn bracht haben, damit er ihn richten soll, können wir sagen: Wir waschen unsere Hände in Unschuld.“

Ihr Herr, weist den Vergleich zurück und droht uns mit dem Schwert. Gut, das

ist Eure Meinung. Was sagt Ihr aber darauf, wenn ich hier vor all den Zeugen die ganze Wahrheit sag und die heißt: Die Messer waren schon aus der Scheid und die Brandfackeln so viel als angezünd't; Mord und Todschlag, Raub und jede andere Gewalttat der Vorsatz. Statt daß die Bauern von Garmisch und Partenkirchen hier vor Euch stehen und flehentlich bitten, Ihr mögt Euch erweichen lassen von ihrem Elend und ihrer Unruh und sie bei ihren Jahrhunderte alten Rechten lassen, wär' es anders gekommen.

Heut hätt' der Werdenfels brennen und fallen sollen und seine Trümmer hätten Euch und die Eurigen begraben. Und glaubt nit, daß es dabei geblieben wär; das Feuer frißt weiter, wo es Nahrung findet und das Mordbrennen ist ein Geschäft, was den Teufel freut, deswegen sorgt er auch für Unzufriedene und Unglückliche, die daran Gefallen finden.

Hunderte, Tausende, Männer, Weiber und Kinder wären mit hineingezogen worden in den feurigen Pfuhl und des Elends wär nach allen Seiten kein End g'wesen.

Da hat nochmalen die starke Hand Gottes g'holfen und hat eine Stimm' erweckt, die zum Frieden g'sprochen hat und die Bauern haben drauf g'hört und wollen sich friedlich vertragen mit Euch.

Wenn Ihr sie aber zurückstoßt, und ihr gutes Recht mit gewalttätigen Füßen treten wollt, so kann noch in derselben Stund der mühsam verhaltene Sturm losbrechen und dann weh über Euch, Burgpfleger! Alles Blut, das vergossen wird, komm' über Euch; alles Elend, alle Not mag Euch auf die Seel' brennen und von Tausenden werdet Ihr verflucht sein für Zeit und Ewigkeit."

Der Jörg Knilling hatte sich zur Seite gewendet und die Arme über der Brust gefreuzt. Sein letztes Wort war gesprochen und vor seinen Augen tat sich bereits der Abgrund auf, der sie alle verschlingen mußte. Die Bauern blickten finster, einige bewegten sich schon nach der Türe zu, um zu gehen, denn sie hielten alle weiteren Verhandlungen für aussichtslos. Da riß sich Albert aus den Armen der Männer los, die ihn ver-

hindern wollten, vor seinen Vater zu treten, der sich trotzig und abweisend an den Tisch gelehnt hatte.

„Vater!“ rief er in höchster Erregung. „Ich bitte Euch, gebt nach! Diese Männer sind in ihrem Rechte. Ihr könnt es tun; habt Ihr nicht gehört, was der Bischof darüber schreibt?“

Gleichzeitig ertönte von der Saaltüre her das Aufkreischen einer weiblichen Stimme, die mit Männern im Streite schien; die Türe wurde aufgerissen und herein stürzte, mit den Zeichen höchster Angst im Gesichte, mit aufgelösten Haaren und in schnell zusammengerafftem Gewande, die Frau des Burgpflegers.

Mit raschem Blick hatte sie sofort Knilling als den Anführer der Bauern erkannt. Sie fuhr auf ihn zu und packte ihn an der Schulter.

„Um Gottes willen! Was geht hier vor, was wollt Ihr von meinem Manne?“

Knilling zuckte die Achseln und machte sich los.

„Fragt einen andern, fragt Euren Sohn, gestrenge Frau. Ich hab ausgesprochen.“

„Barmherzigkeit, Albert rede!“ wendete sie sich an diesen.

Der Junker sagte ihr in kurzen Worten, was die Bauern wollten und um was es sich handelte, auch über den Brief des Bischofs schwieg er nicht.

Die edle Frau hörte mit angstvoll geöffneten Augen zu. Auch in ihr kämpfte das feudale Gefühl einen Kampf gegen die Ueberhebungslust der Bauern, aber ihr praktischer Sinn und die richtige Empfindung für Recht und Unrecht siegten.

Sie hob das Pergament vom Boden auf und legte es vor ihren Gatten, dessen Züge ebensowohl Schmerz als Verwunderung zeigten.

„Willst du Kaspar, daß das Blut der Unschuldigen, auf dein und unsere Häupter kommen soll? Hältst du deine Meinung und deinen Stolz höher, als jenen deines hochwürdigsten Herrn? Ist dir Krieg lieber als der Friede?“ frug sie mit zum Herzen dringender Stimme.

„Vater! Vater!“ bat Albert, „laßt diesen Augenblick nicht vorüber gehen; noch steht's bei Euch, unsagbares Unglück abzuwenden.“

Der Burgpfleger sah bleich und vergeistigt auf sein Weib und seinen Sohn.

„Also auch ihr gehört unter diejenigen, die mich anfallen und zwingen wollen? Irre ich denn — bin ich heute anders, als ich zuvor gewesen bin? Beim ewigen Gott! Ich habe kein Unrecht tun wollen und glaubte nur die Güter meines Herrn zu wahren. Jetzt kommt auch ihr und fleht mich an, daß ich abstehen soll von meinem Beginnen — —“

Herr Poißl schüttelte schmerzlich bewegt sein Haupt.

„Niemals in meinem Leben, habe ich Gut wegen des Gutes, Blut wegen des Blutes verlangt. Aber es mag sein, daß ich den neuen Geist nicht mehr verstehe, der da droht, dem alten Herrgott sein Reich streitig zu machen und Freiheits- und Gleichheitsgedanken gebärt, die den Bauern neben den Ritter stellen wollen.“

„Nicht so, Kaspar!“ rief die Pflegerin

abwehrend. „Du magst vielleicht das Volk in anderen Ländern mit deinen Worten treffen — unsere Bauern im Gebirge denken nicht so und nur Verzweiflung könnte sie zu Thaten treiben, wie wir solche aus Franken und Schwaben kennen.

Ich bitte dich, trau meinem Gefühle, der Stimme meiner Ueberzeugung, die mir zuruft: Du vergibst dir nichts, wenn du den Bauern das beläßt, was sie vorher besessen haben.“

Der Burgpfleger war erschöpft in einen Stuhl gesunken; seine Brust atmete schwer und auf die hohe Stirn traten Schweißtropfen. Man sah, er kämpfte einen letzten, endgültigen Kampf mit seiner Lebensüberzeugung.

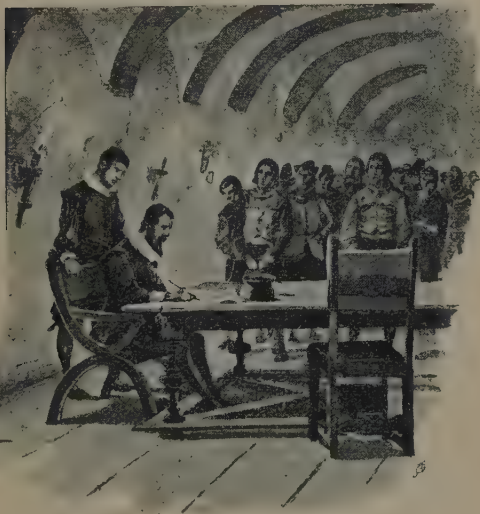
Albert war an den Tisch getreten, hatte eine Schwanenfeder in die Tinte getaucht und bot sie dem Burgpfleger.

Nach einem längeren Zaudern griff dieser mit zitternder Rechten darnach, zweimal mußte er ansetzen, als ob ihm die Kraft gebräche — dann schrieb er mit markigen

Zügen seinen Namen unter das Pergament.

Atemlose Stille, in gespanntester Aufmerksamkeit hingen die Augen aller auf den schreibenden Fingern; das Kräzen der Feder war bis in die entfernteste Ecke der Halle vernehmbar.

Mit dem letzten Zuge aber war der ängstliche Bann gebrochen. Poißl lehnte sich in



seinem Stuhle erschöpft zurück; sein Weib hielt ihn mit ihren Armen umfassen und flüsterte ihm unter Tränen zu: „Du hast den größten Sieg errungen, denn du hast dich selbst bezwungen.“

Jörg Knilling war der erste, der auf seine Knie niederstürzte und die Hände des Burgpflegers mit dankbaren Küssen bedeckte. „Heil, Heil, Euer Gestrengen!“ riefen die Bauern, schwenkten ihre Hüte und einige stießen gellende Jubelschreie aus, die von dem Volke im Burghofe und von außen her kräftig erwidert wurden.

Man sah es den Leuten an, wie froh sie waren, daß der Stein des Anstoßes gütlich beseitigt und sie nicht mehr gezwungen waren, sich mit Gewalt ihr Recht zu verschaffen.

Als sich dieser Sturm der Freude etwas gelegt hatte, erhob sich der Landrichter von seinem Sitze. Auf seinem Gesichte stand jetzt eine finstere Entschlossenheit zu lesen. Er hatte mehr der Gewalt als seiner Ueberzeugung nachgegeben, um vielleicht damit ein größeres Unglück zu verhüten. Nachdem er

es aber einmal getan hatte, war er auch der Mann, den bitteren Kelch, den er sich eingeschenkt, mit stolzer Ruhe zu leeren.

„Ihr habt meinen Eid verlangt, Bauern! Gut, ich will schwören und mit mir soll dies auch mein Sohn. Von euch verlange ich das Gleiche. Denn nicht das Geringste an Leistungen, die meinem hochwürdigsten Herrn bis zum Neujahrstage des Jahres 1583 gebührten, soll euch nachgelassen werden. Das ist mein unabänderlicher Wille. Daß ich ihn getreulich festhalten werde, dazu soll mir Gott helfen.“

Die Eide waren gegenseitig geleistet, es hatte eine feierliche Stimmung Platz gegriffen. Da nahm Jörg Knilling nochmals das Wort:

„Herr,“ bat er, „nun gebt uns auch die beiden Schorn von Hammersbach heraus.“

Die Stirne des Pflegers legte sich in finstere Falten.

„Diese Männer haben nichts mit dem beschworenen Handel zu tun. Sie haben gewagt, zu drohen und den Burgfrieden gebrochen,“ entgegnete er fest.

Da stürzte aus dem Hintergrunde des Saales Margaret hervor und warf sich dem strengen Mann vor die Füße.

„Gnade, Herr! Gnade,“ kam es flehend über ihre bebenden Lippen.

„Wer ist diese Dirne, die mir heute ein zweitesmal vor Augen kommt?“ rief Herr Poißl, einen Schritt zurücktretend.

Da streckte sich der Jörg Knilling zu seiner ganzen Höhe und mit fester Stimme erwiderte er:

„Das ist diejenige, durch deren Mund der Allmächtige das Unglück von uns gewendet hat, heute, statt friedlicher Bauern, Räuber und Mordbrenner zu sein. Das ist die Base des Matheus Schorn, die Margaret Gättingerin, seine vieltreue Hauserin. Mögen die Schorn getan haben, was sie wollen — des einen gedenkt, gestrenger Herr: Sie wären nicht dazu gekommen, wenn Ihr ihnen nicht den Ferchenwald, den sie schon seit Urgroßvaterszeiten besitzen, hätten nehmen wollen.“

„Und davon spricht Ihr nicht, daß sie in meiner Burg mich, als bischöflichen Pfle-

ger mißachteten, daß der Rasso Schorn sich tätzlich an dem Unterrichter von Garmisch vergriff?" frug der Pfleger scharf entgegen. „Euer Gerechtigkeitsfinn mißt mit doppeltem Maße, Jörg Knilling.“

„Mit nichten, Herr. Mir sagt mein Bauernverstand nur, daß ein Mensch, dem man sein Eigen nehmen will, sich auch dagegen wehren darf. Und was den Rasso betrifft, so ließ er seinen Vater keinen Schurken scheitlen, von einem, der bei der Sache nichts zu sagen hatte. Grob war's freilich, aber der Unterrichter hat es tausendmal verdient gehabt und darum mein' ich, Herr: Ihr mögt's in Gnaden hingehen lassen.“

„Wenn ich das vergessen könnte, wenn ich, ein gnädiger, nachsichtiger Richter, ihm die rasche Tat nachsehen und durch die Haft gebüßt erachten würde, so bleibt immer noch der sträfliche Hohn und die Drohung, mit der mir die gewaltsam zerbrochene Armbrust meines Burgjägers überbracht wurde.

Du hörst, Jörg Knilling, daß ich mehr über die Sache spreche, als ich jemand schuldig

bin. Wenn ich Euch zugestand, daß Eure alten Rechte Euch belassen werden sollen, so heiße ich auf der andern Seite peinlich genau, daß Ihr Euren Pflichten nachkommt. Ihr könnt nicht auf Nachsicht rechnen, wenn Ihr zuerst gefordert habt. Aug um Auge, Zahn um Zahn, sagt die Heilige Schrift. Daß ich mehr tue, könnt Ihr nicht von mir verlangen.“

Der Burgpfleger sah finster zur Seite. Es kochte in ihm, daß er sich vor den Bauern über etwas verantworten sollte; er war ihnen keine Rechenschaft schuldig. Aber die Verhältnisse dieses seltsamen Morgens waren so merkwürdig, daß er sich doch veranlaßt sah, zu sprechen. In seinem Herzen lebte aber das Gefühl und die Befürchtung, als ob er Schritt für Schritt den Boden mehr und mehr verliere.

Der dumme Bauer hatte ja recht, wenn er sagte: Hätte der Pfleger den Besitz der Schornis nicht angegriffen, so wäre es zu all den häßlichen Weiterungen nicht gekommen. Die Bauern in ihre alten Rechte wieder einzusetzen, hieß ebensoviel als einzugestehen, daß

ein Unrecht geschah, als man dieselben antastete.

Ein Teil der Schuld fiel deshalb auf ihn selbst zurück und Poißl mußte sich als ehrlicher Mann sagen, daß es nicht der kleinere war.

Jörg Knilling hatte aber Rasso's Verteidigung noch nicht beendet und erwiderte in unterwürfigem Tone, der von dem früher gebrauchten merklich abstach:

„Es ist so, Euer Gestrengen, wie Ihr sagt und keinem Vernünftigen wird es einfallen, daran zu deuteln.

Daß Ihr gerecht seid, das wissen wir, aber gerade deswegen verstehen wir nit, warum der Mang Köslberger auf den Rasso hat schießen dürfen, und dem anderen verboten wird, sich dagegen zu wehren?

Hat der Rasso nit glauben müssen, als der Bolz neben ihn in die Rauchficht'n gefahren ist, es g'schieht im Auftrag des Burgpflegers, der den Wald, den er für sich haben will, um jeden Preis freihalten will von allen und jedem?

Legt man in einem solchen Augenblick Wort und Tat auf die Wagschal'? Noch keine Viertelstund ist's her, so hat Eure eigene Hand Herr Landrichter, nach dem Schwert gegriffen und Ihr hättet einen Unbewehrten niedergestoßen, so Euch mit die Männer verhindert hätten.

Das ist kein Vorwurf, Herr, das ist natürlich und jeder von uns hätt's vielleicht gleicherweis gemacht; nur soll's für einen Entschuldigungsgrund gelten, der auch auf den jungen, hitzigen Rasso passen könnte. Gnade, Herr, Gnade!"

Die Lippen des Pflegers wollten sich zu einer harten abweisenden Entgegnung öffnen, aber sie blieben geschlossen, denn er fühlte als gerechter Mann, wenn auch mit furchtbarem inneren Widerwillen, die Wahrheit in den schlichten Worten des Bauers, wenn diese auch die Spitze gegen ihn selbst kehrte.

Herr Poißl biß in kochender Wut die Zähne übereinander, aber? er winkte unter dem hellausbrechenden Jubel der Männer Gewährung.

Die Hand, die ihm Margaret küssen wollte, entzog er ihr schroff.

„Wo ich meine Pflicht tue, Dirne, da will ich keinen Dank,“ rief er und wendete sich ab.

„Komm' mit mir!“ rief Albert dem Mädchen zu. „Du sollst die erste sein, die den zwei Männern ihre Freiheit verkündet.“

Dann stützte er sie beim Aufstehen und führte sie, gefolgt von den jubelnden Bauern, zu den Schornß, die von all den Vorgängen der letzten Zeit keine Kunde gehabt hatten und nun sehr froh und beglückt waren über ihre unvermutete Befreiung. Nach den harten Gesetzen jener Zeit, waren sie damit einem schimpflichen Tode entronnen.

Wenige Tage nach den Ereignissen auf dem Werdenfels kehrte der Junker Albert Poißl von der Jagd zurück und zwar hatte er den Weg durch das Höllental nehmen müssen, weil dort die Schneeverhältnisse dem Abstiege vom Höllental Kar her günstiger waren.

Die Brunnstzeit des Gemswildes fällt in die ersten Wintermonate. Firnen und Berge tragen zu dieser Zeit gewöhnlich schon eine Schneedecke, welche den Aufstieg auf die unwirtlichen Steilhöhen beschwerlich und gefährlich macht.

Das bereitet dem Gebirgsjäger die kleinste Sorge; er versteht sich auf Wind und Wetter und sein geübtes Auge weiß zu unterscheiden, ob er sich einer Schneebrücke, die sich zwischen einer Spalte gebildet hat, anvertrauen darf oder nicht. Manchmal bezahlt wohl einer zu große Waghalsigkeit mit dem Leben. Doch dies ist ziemlich selten und hat noch nie einen anderen abgeschreckt, den die Jagdleidenenschaft auf die Höhen treibt.

Der Junker war ein unermüdlicher Jäger und stellte auf den Bergen seinen Mann. Jagdglück läßt sich aber nicht erzwingen, es ist so launenhaft als Fortuna selbst.

Mühselig war er den Gemsen im Kar nachgestiegen; ganze Rudel von 50 bis 80 Stück hatte er angetroffen, die sich auf den mageren Grasbändern der Sonnenseite ästen.

Er kam auch nahe genug heran, begünstigt vom Wind und guter Deckung, um einen Bolzschuß anzubringen, aber! Der starke Bock mit dem außergewöhnlich hohen und starken Gehörn, den er schon vom Sommer her kannte, war nicht dabei, auf einen anderen wollte er die Armbrust nicht abdrücken.

So etwas kann einen jungen Jäger wohl unnützig machen; ein älterer wird sich bescheiden und sagen, daß wohl alle Tage Jagdtag, doch nicht alle Tage Fangtag sein kann.

Auch für den Junker sollte die Strafe, die sich aus dem Unmute meist von selbst ergibt, nicht ausbleiben.

Mergerlich darüber, den starken Bock nicht erblicken zu können, fing er an, sorgloser abzusteigen. Die Stahlspitze des Bergstockes klirrte auf dem Felsboden und durch unvorsichtiges Auftreten losgewordene Gesteinsbrocken rollten in die Tiefe. So war er an einen Graben gekommen, der weiter oben ein scharfes Eck machte. Der Blick, den er hineinwarf, zeigte ihm gerade noch den so lange

Gesuchten, wie er nach ihm hinäugte, einen Pfiff ausstieß und dann mit raschen Sprüngen um die Grabenede verschwand, die in uneinsteigbares Geschröfe führte.

Für den Junker war sicher: mit dem rege gewordenen Bock brauchte er sich heute nicht mehr abzumühen; der hielt nicht auf Schußweite.

Er begann deshalb abzustiegen, weil ihm dadurch die Lust, weiter zu jagen, genommen war.

So kam er noch bei guter Tageszeit in die Nähe von Hammersbach.

Nachdem das Interesse für die Jagd zurückgetreten war, gab er anderen Gedanken Raum, und so fügte es sich in ganz natürlicher Weise, daß er lebhaft der letzten Vorgänge auf der Burg gedenken mußte.

Zu seinem Schmerze hatte er erkannt, daß viele seiner Ansichten sich mit denen seines Vaters nicht deckten. Die sorgfältigere Erziehung, der gewähltere Umgang am herzoglichen Hofe zu München, hatten ihn freiere Gesichtspunkte gewinnen lassen. Er war ge-

neigt, den Bauer nicht mehr als einen Gegenstand der bloßen Willkür und der Unterdrückung zu betrachten, ja ihm sogar gewisse Rechte zuzugestehen, weil er dessen wirtschaftlichen Wert erkannt hatte.

Es wäre jedoch von einem Sohne dieser Zeit und mochte er noch so frei denken, viel zu viel verlangt gewesen, wenn er dem niederen Volke die gleiche Welt der Gefühle hätte zugestehen sollen, die in ihm selbst lebte.

Die Vorgänge in Garmisch und Partenkirchen zeigten dem Junker, daß die Mäßigung, welcher sich die Bauern beflissen hatten, einem Fortschritte in deren Auffassung und wachsender Bildung gleichkam. Er erstaunte darüber und forschte nach den Ursachen.

Da kam er auf eine Persönlichkeit, von der der Einfluß ausgegangen war, welche die ungebundene Horde gezähmt und in Schranken gehalten hatte. Ja noch mehr! Auch der Impuls zu der maßvoll verlaufenen Bewegung war dieser, die noch dazu ein junges, schönes Weib war, zuzuschreiben.

Mußte ein solches Geschöpf nicht weit

über die Massen herausragen? Sie weit überschauen!

Er erinnerte sich, von Margaret selbst gehört zu haben, daß sie der Klosterschule zu Polling ihr Wissen verdanke. Darin also lag es: Die bessere Bildung hat dieses Weib über die anderen herausgehoben und die Macht gegeben, sie sich gefügig zu machen.

Wenn Albert an die Begegnung dachte, die er mit Margaret gehabt hatte, als er die Schorns auf den Werdenfels berief, so mußte er sich gestehen, daß aus dem Wesen dieses Mädchens etwas Edles, etwas Verfeinertes sprach. Mit welcher stolzer Würde hatte es die verlangte Vermittelung abgelehnt!

Mit wie wenig Worten zeigte Margaret, daß er gar kein Recht hatte, sie darum anzugehen! All das geschah so ruhig, so selbstverständlich, ohne jede Spur einer Ueberhebung aus ihrem Stande.

Junker Albert verglich die Gättingerin mit anderen Mädchen, die er aus den niederen Ständen kannte. Keine ragte im entferntesten an sie heran. Dann versuchte

er es mit solchen aus seinem eigenen. So oft er auch das vergleichende Bild veränderte, — Margaret blieb Margaret, ohne daß sie gegen irgend eine andere verloren hätte.

Nachdem die Bauern ihren Zweck erreicht hatten, bestand für sie keine Nothwendigkeit mehr, über die dem nächtlichen Besuche auf dem Werdenfels vorangegangenen Einzelheiten des Ereignisses zu schweigen. Den Herrenleuten auf der Burg wurde durch Knappen und Mägde jede Kleinigkeit zugetragen und die Fama war bereits beflissen, den Anteil, den das Mädchen daran gehabt hatte, zu vergrößern und in das Wunderbare zu gestalten.

Um nur ein Beispiel herauszuheben: Der Hans von Mittenwald, über den der Burgpfleger eine äußerst strenge und empfindliche Strafe wegen der bewiesenen, viel zu starken Vorliebe für den Enzian und viel zu schwacher Wachsamkeit als Torwart verhängte, jubelte und hätte genau das Doppelte auf sich genommen, als er hörte, daß Margaret hinter dem Anschlag gesteckt hatte.

Auch Junker Albert konnte sich nicht enthalten, vor seinem Vater einige bewundernde Worte über den natürlichen Takt und den Mut des Mädchens zu äußern, fand darin jedoch, was bei den Anschauungen des Burgpflegers nicht zu verwundern war, keine Anerkennung, sondern er mußte sich gefallen lassen, über seine standeswidrigen Gefühle für das „Bauernpad“, tüchtig abgefanzelt zu werden.

Der junge Herr nahm die väterlichen Ermahnungen auf die leichte Achsel und lächelte innerlich über die, nach seiner Ansicht veralteten Ansichten des Burgpflegers. Aber in ihm reifte langsam der Wunsch, dieses merkwürdige Geschöpf, die Margaret, näher kennen zu lernen; bloß um beurteilen zu können, was wirklich an demselben ist und ob die oberflächliche Bekanntschaft, die er unter außergewöhnlichen Umständen gemacht hatte, nicht auch ihn dazu verführte, von dem Mädchen mehr zu halten, als es seinem Wesen nach verdiente.

Je näher er an das Hammerwerk heran-

kam, desto mehr verstärkte sich dieser Wunsch. Allein er war viel zu zartfühlend, um die Gelegenheit hierzu in gesuchter oder unzarter Weise herbeizuführen. Es stand sofort bei ihm fest, daß das gerade gegenüber dieser, das für seinen Zweck unpassendste Mittel wäre.

Er war an dem Pochwerke und dem rauchenden Erzföfen vorübergeschritten und befand sich in etwas mißmutiger Stimmung. Da kam der Zufall ihm in der Gestalt des alten Schorn zu Hilfe, der mit abgezogener Kappe herbeieilte, um Dank zu sagen für die kräftige Unterstützung, die ihm damals durch den Junker geworden war.

Auf dem Werdenfels war ihm dies nicht möglich gewesen, er kannte auch die Vorgänge noch zu wenig, deswegen freute sich sein dankbares Gemüt, die Schuld abtragen zu können, ohne die Burg — vor der er eine erklärliche Scheu fühlte — eigens wieder betreten zu müssen.

Der Junker hätte den Mann auf das Tiefste gekränkt, wenn er ihn nicht angehört und die

Einladung, unter seinem Dache einige Augenblicke zu rasten, nicht angenommen haben würde.

Mit einer gewissen Verlegenheit und Spannung war der junge Poißl über die Schwelle des Schornschen Hauses getreten, denn er wußte sich dadurch seinem Vater gegenüber in einer etwas sonderbaren Lage. Er war überzeugt, daß der Burgpfleger es nie gebilligt hätte, wenn er vorher Kenntniß davon gehabt haben würde. Alle diese Bedenken verschwanden, als ihm Margaret an der Treppe, die zur Halle führte, entgegentrat.

Einfach, schlicht, ohne eine sichtbare Erregung und mit nicht mehr oder weniger Zeichen der Ehrerbietung als die, die seinem Namen und Stande gebührten, empfing sie ihn.

Der Junker war ungleich besangener als das Mädchen und wußte die Gründe seiner Einkehr nicht gleich in die richtigen Worte zu kleiden. Margaret tat, als merke sie hiervon nichts, nahm wortlos dem jungen Jägersmann die Wehr ab, versorgte dieselbe an dem hierfür bestimmten

Saßen an der braunen Vertäfelung; dann griff sie nach dem schneenassen grauen Bodenmantel des Schützen und hing ihn am offenen Kamin, in dem ein leise knisterndes Feuer von Buchenholz brannte, zum Trocknen auf. Als sich Herr Albert niedergelassen hatte, verließ sie auf einige Augenblicke den Saal und kam gleich darauf mit einem Paare neuer, geschnitzter Holzpantoffeln zurück, wie solche von den Landleuten heute noch in Haus und Hof getragen werden. Dann kniete sie sich nieder, und ihr Blick erbat, dem Gaste die schweren, vollständig durchfeuchteten, genagelten Bergschuhe von den Füßen lösen zu dürfen.

Solch freundliche Bewillkommnung hatte der Junker schon viele Duzende von Malen in den Häusern und Höfen der Bauern gefunden; sie gehörte zu den Ergebenheitsbezeugungen, die nach der Sitte des Landes nicht zurückgewiesen werden durften, wollte man nicht beleidigen. Er hatte sie entgegengenommen, wie sie ihm geboten worden waren. Diesmal aber fand er sich davon beengt, es kam ihm wie eine Entwürdigung des Mädchens

vor, wenn er sich von ihm bedienen ließ, wie von einer Magd. Er versuchte abzuwehren. Da schaute Margaret mit einem erstaunten Blick zu ihm auf.

„Warum wollt Ihr meine Hilfe verschmähen, Herr Junker Poißl? Bin ich Euch nicht gut genug dazu, oder stelle ich mich zu ungeschickt?“

Albert mußte zu diesen Fragen lächeln. Am liebsten hätte er ihr zugerufen: „Wie kannst du das glauben, du herzige, schöne Dirne? Du scheinst mir viel zu gut für eine Magd.“ Aber er schwieg, und Margaret vollendete in Ruhe ihr Geschäft. Darauf setzte sie eine Kanne Wein und einen kleinen Imbiß auf den Tisch, dem der Junker alle Ehre angedeihen ließ, denn die Jagd hatte ihn hungrig und durstig gemacht.

Mit natürlichem Takte vermied es der alte Schorn, nur mit einem Worte die letzten Vorkommnisse zu streifen. Er ließ den Jäger seine heutigen Abenteuer erzählen und tischte gleicherweise ähnliche Jagdgeschichten auf. Damit verschwand auf beiden Seiten jedwede

Befangenheit. Margaret saß in der Nische an einem der Fenster, ohne sich an dem Gespräche der Männer zu beteiligen; das würde gegen die Sitte verstoßen haben. Sie und da streifte ihr Blick den Sprechenden und blieb wohl auch etwas länger an dem Gesichte des Junkers haften, wie, als wenn sie sich vergewissern wollte, ob dieser Mann wirklich so ist, wie er sich gibt.

Das Interesse, das sie an ihm nahm, war wohl bedingt durch die Beziehungen, in welchen er zu ihr stand infolge der Hilfeleistung auf der Bleiche und durch das mannhafte Eintreten desselben für das Recht der Bauern.

In ihrem Kopfe entwickelte sich der Gedanke: „Warum denken nicht alle, wie dieser Junker? Wäre dem so, dann lebten die Bauern ein menschlicheres Dasein. Ihren Herren würde auch gedient sein, weil sie statt stumpfen Sklaven, denkenden Wesen, die der Dankbarkeit fähig sind, zu befehlen hätten. Oder: Warum ist der Junker so anders als sein Vater?“

Das Gespräch der Männer dauerte noch

eine Weile lebhaft fort, dann kam ein Arbeiter, der den alten Schorn wegen einer wichtigen Sache nach dem Werke berief.

Nun war der Junker mit Margaret allein, und hätte sehr wohl Gelegenheit gehabt, seine Absicht, mehr von dem inneren Wesen dieses Mädchens zu ergründen, auszuführen, wenn? Ja, wenn ihm nicht eine ganz ungewohnte Befangenheit die Zunge gebunden hätte. Hätte statt dem einfachen Bauernmädchen in der Fensternische, eines der adeligen Hoffräulein vom herzoglichen Hofe zu München gesessen, er würde keinen Augenblick verlegen gewesen sein, munter das Redewerk zu beginnen, und mit seinen, zugespikten Fragen und Antworten fortzuführen. So aber wußte er sich keinen Rat, überlegte unentschlossen hin und her und — schwieg.

Margaret mußte kein Weib gewesen sein, würde sie nicht die Verlegenheit des Junkers wahrgenommen und sich innerlich darüber gefreut haben. Mit einem Lächeln auf den Bügen half sie ihm auch aus der Patsche, indem sie frug, warum sich der Junker ge-

rade auf den einen, starken Gemshod veressen gezeigt habe, da doch noch viele andere rings herum im Gewände ständen.

Herr Poißl bemühte sich nun, ihr dazutun, daß, wenn er sich etwas vornehme, er sich durch nichts von seinem Ziele abbringen lasse.

„Wenn aber die Schwierigkeiten gar zu groß würden?“ meinte sie.

„Das gebe es nicht für einen wirklichen Mann,“ entgegnete er. „Gerade sie seien es, in welchem der Ansporn liege. Ein Schwacher wirft die Last von sich; der Starke aber bringt sie bis an das Ziel.“

„Alles hat seine Grenzen,“ antwortete Margaret mit leichtem Kopfschütteln.

„Wenn du im Abwägen so ängstlich bist, wie kam es, daß du nicht gezaubert hast, dich dem wilden Bauernhaufen gegenüber zu stellen?“ frug forschend der Junker, denn er fühlte, daß ihm die Antwort, die er folgen mußte, das innerliche Wesen des Mädchens enthüllen werde.

„Damit hab' ich nix getan als meine

Pflicht gegen diejenigen, denen ich Dank schuldig bin.“

„Und mehr war nicht dabei, als Pflichtgefühl? Sind dir der alte oder der junge Schorn nicht näher gestanden, als daß sie Vettern und Vetterssvettern waren?“

Eine leichte, unwillige Röte stieg dem Mädchen in das Gesicht. „Ihr fragt sonderbar, Herr! Ich mein', es ist genug, wenn man sich ang'hört in Verwandtschaft, im Haus g'halten ist, so gut als das eigene Kind und Freud und Leid miteinander teilt. Was soll da mehr dabei sein?“

Der Junker war mit dieser Antwort noch nicht zufrieden, er fand sie ausweichend und unbestimmt. „Was geht es mich an,“ dachte er sich, „ob die Dirne etwas mit dem Rasso hat oder nicht. Aber wissen will ich es, gewiß und sicher.“

Infolge dieser Unsicherheit fühlte er ein Unbehagen; etwas das ausah, als wenn er dem Burschen eine solch schöne Braut nicht gönnen würde. Das machte ihn dreist und rücksichtslos und er stellte deshalb seine nächste

Frage so, daß er aus der Antwort auf alle Fälle die Wahrheit heraus hören mußte.

„Wirst du den Rasso heiraten, Margaret?“

Das Mädchen ließ die kleine Nadelarbeit, mit der es sich befaßte, ruhig in den Schoß sinken, sah aber dennoch überrascht auf.

„Wie kommt Ihr da drauf, Junker? Noch hat der Vetter nicht zu mir gesprochen, und es ist mir auch recht, so er gar nicht daran denkt. Ich hab jetzt noch anderes zu tun, als Freien und Heiraten. Bevor die Kinder im Haus nicht fast erwachsen sind, ist gar kein Drandenken für mich,“ lachte Margaret und setzte ihre Arbeit wieder fort.

„Aber, wenn der Vetter doch spricht!“ drängte der Junker.

„Dann ist meine Antwort auch schon fertig,“ entgegnete sie ruhig. „Ich sag ihm: Lieber Rasso, ich hab dich recht lieb und gern — wenn du aber heiraten willst, so mußt du dich um eine andere schauen — ich nimm dich nicht. Außerdem weißt du ja, daß ich hier im Haus Pflichten übernommen hab und

daß die Margaret Gättingerin zu denen g'hört, die davon nicht ablassen, wenn sie's zuvor versprochen haben. Und jetzt tröst dich,



Bub — geh fort und such dir eine andere.

Schönere und bessere Mädeln als ich bin, gibt's g'nug im Loisachthal."

„Nein, das ist nicht wahr!“ rief der Junker aufspringend und zu dem

Mädchen hineilend, dessen Hände er zwischen die seinen faßte und vor ihm nieder sank.

„Nein, Margaret, das ist nicht wahr! Im

ganzen Loifachtal und noch weit ringsum gibt's keine zweite, wie du bist."

Albert sprach und handelte wie im Taumel. Der Jubel, den er innerlich darüber empfand, daß Margaret von dem Rasso nichts wissen wollte, drängte gewaltsam nach irgend einer That. Wer weiß, zu was es noch gekommen wäre, wenn ihn nicht plötzlich der erstaunte und erschreckte Blick des Mädchens ernüchtert hätte, daß die Hände von den seinen losmachte und aufgestanden war.

„Bei allen Heiligen! Junker Poißl, was wollt Ihr von mir?" rief Margaret zitternd und totenbleich. Dieser leidenschaftliche Ausbruch hatte sie durchschauert mit Wonnen, die ihr bisher noch fremd gewesen waren, aber auch in ihr zugleich eine Furcht entfesselt, über die sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

Der Junker stand auf und strich die Haare über die erhitzte Stirne zurück. Auch in seinem Herzen tobte es wild; er rief sich zu: „Was willst du denn mit dieser Bauerndirne? Wenn sie auch anders ist als die anderen, so ist und

bleibt sie doch was sie ist, und du bist der adelige Junker!“

Ein verlegenes Lächeln überflog einen Augenblick sein Gesicht, dann siegte die wahre Natur. Freimütig bot er seine Rechte dem Mädchen.

„Nichts für ungut, Margaret. Du weißt dies vielleicht nicht zu beurteilen, allein es ist für unsereinen seltener als du glaubst, daß wir überzeugungstreuen Menschen begegnen, deren Handlungsweise nur von ihren edlen Gefühlen bestimmt wird. Viele von uns geben sich der Ansicht hin, daß die niederen Stände einer solchen Auffassung unzugänglich sind. Auch ich gehörte zu diesen, bis ich durch die letzten Vorgänge und besonders durch dich, Margaret, eines besseren belehrt wurde.“

Das Mädchen hatte mit heißem Erröten und niedergeschlagenen Augen diesen Worten zugehört. Es tat ihm so wohl, zu wissen, daß der Junker eine so gute Meinung von ihm hatte, aber es war viel zu bescheiden und ursprünglich, um sich irgend ein besonderes Verdienst zuzuschreiben.

„Du willst meine Hand nicht nehmen, Margaret?“ frug der Junker mit einem fast traurigen Stimmflange. :

„Doch Herr,“ sagte sie einfach, dabei die Augen voll aufschlagend und seine Rechte fassend.

„Aber Ihr müßt nicht so sprechen zu mir; Ihr könntet mich armes Mädel hoffährtig machen und das werdet Ihr ja nicht wollen. Ich versteh' Euch auch nicht! Ihr macht viel zu groß Aufhebens von so kleinen Dingen. Seht: Manchmal hab ich selbst geglaubt, ich sei anders als die anderen und doch war's falsch. Denn wie ich genauer zugeesehen hab, ist der ganze Unterschied nur darin g'legen, daß ich für vieles ein Wort g'funden hab, was die anderen nicht haben aussprechen können. In ihrem Herzen ist's aber doch g'schrieben g'standen mit einer Schrift, die alle hab'n deutlich lesen können. Zu Bolling im Kloster haben sie mir freilich oft g'sagt, ich hätt' ein offnen Kopf. Aber was hätt mir das alles g'holfen, wenn sie mir in das leere Kastl nicht allerlei Nützliches hinein-

gestopft hätten," endete sie lachend diesen Vergleich.

Unwillkürlich mußte auch der Junker in den hellen Klang mit einstimmen und dadurch verslog von selbst die schwüle Stimmung, welche zwischen den beiden entstanden war.

Nicht lange darauf kamen die zwei Schorns wieder in den Saal. Der jüngere nicht, ohne daß er sehr verwunderte Blicke auf den Junker und Margaret geworfen hätte, die sich nun ganz ungezwungen miteinander unterhielten. Er verglich im stillen und fand, daß ihm gegenüber die Margaret noch nie so aus sich selbst herausgegangen war, wie das gegenüber dem fremden und doch weit über ihr stehenden Junker geschah.

Dem guten Rasso tat das weh in seinem weichen, verliebten Herzen, und erregte eine schmerzende Eifersucht in ihm. Er war deshalb herzlich froh, als ein Knecht meldete, der Knappe des Junkers warte schon gut eine halbe Stunde am Garmischer Weg auf seinen Herrn mit den Pferden.

Der Abschied war kurz, aber beider Blicke

leuchteten in einem ungewöhnlichen Glanze, als wenn sie sich gegenseitig sagen wollten: „Heute haben wir uns erkannt!“

Rassio wollte von seiner Base noch allerlei wissen, was der Junker gewollt und gesprochen habe; sie war aber zu seinem nicht geringen Aerger sehr wortkarg und verschlossen und meinte, der junge Herr hätte über so vieles geredet, daß sie sich es gar nicht habe merken können. Von Bedeutung aber sei es nicht gewesen.

Margaret hätte es nicht über sich gebracht, trotzdem nichts zu verheimlichen war, daß sie dem guten Burschen Wort für Wort die Unterredung mitgeteilt haben würde; es wäre ihr wie eine Entweihung der verschlossenen Augenblicke vorgekommen, ganz abgesehen davon, weil ja Rassios Person den Grund dafür abgegeben hatte, daß Albert Poißl in so ganz außergewöhnlicher Weise aus seiner sonstigen Zurückhaltung herausgegangen war.

Trotzdem sah sie nicht klar. Was konnte es den Junker kümmern, ob ihr der Rassio als Mann paßt oder nicht? Sie will ja keine

Monne werden; früher oder später wird es doch zu einer Heirat kommen und wenn es der Rasso nicht ist, dann wird es ein anderer sein. Aber wer? Dann frug sie sich, was wohl geschehen wäre, wenn sie nicht so erschrecken hätte müssen, als der Junfer plötzlich ihre Hände faßte und auf dem Holzantritt an dem Fenster vor ihr kniete. Er würde sie doch nicht küssen wollen? Er, ein adliger Junfer, und sie, eine Bauerndirne!

Ist aber doch schon weiblich oft vorgekommen, daß ein Adliger ein Bauernmädel küßte. So einer macht nicht viel Umstände!

Darauf entschied sie in ihren Gedanken, daß der Junfer Albert Poißl ein viel zu edler Herr sei, um die Macht, die ihm sein Name gibt, gegenüber einem armen Mädel zu mißbrauchen. Aber, was war es dann?

Der Gedanke verschaffte nunmehr der Margaret mehr als eine schlaflose Nacht, ohne daß sie zu einer festen Ansicht über die eigentliche Lage kommen konnte. Je mehr sie aber über den Junfer nachdachte, eine desto größere Innigkeit nahm das Gefühl an, das sie auf

dem Grunde ihres reinen Herzens für ihn nährte.

Das arme Mädchen hieß es Dankbarkeit. — — —

In diesem Jahre gab es einen sonderbaren Winter, denn, obgleich es sehr kalt war, fehlten so ziemlich die westlichen Winde, welche sonst den Schnee brachten.

Oben auf den Bergen war er in Hülle und Fülle; aber weiter unten, in der Region des Waldes, lag viel zu wenig, als daß es den Bauern möglich geworden wäre, das Holz, das sie dort geschlagen hatten, herunter zu bringen.

Das gab bei den Garmischern und den von Partenkirchen ein großes Lamentieren. Denn, wenn sie kein Holz herunter brachten, so fehlte der Verdienst und darnach ging vor vierhundert Jahren die Welt genau so, wie sie es im Jahre zweitausend noch tut.

Es half auch nichts, daß einige Leute bei dem Pfarrer von Garmisch, auf den in Wetter=

sachen ein besonderes Vertrauen bestand, Messen eigens zu dem Zwecke bestellten, daß es baldigst tüchtig schneien möchte. Ein Duzend alte Männer und Weiber, mit denen zu Hause doch nichts mehr anzufangen war, wallfahrteten sogar betend nach Kloster Ettal. Und trotzdem gab es keinen Schnee!

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ sagten die Bauern. „Wenn die Messen nix mehr helfen und das Wallfahrten nach Ettal, wo doch eine Muttergottes ist, die ganz gut weiß, was sich für unsere Gegend schickt, nachher hat wieder der Teufel die Oberhand kriegt.“

So oder ähnlich wurde im ganzen Tale gesprochen, denn das Volk glaubte in seiner Stumpfheit und geistigen Zurückgebliebenheit fast noch lieber an den Teufel, als an den Herrgott.

Das Gute wurde, wie es stets der Menschen Art war und ist, als etwas Selbstverständliches entgegengenommen. Was brauchte man also deswegen besonders dankbar zu sein?

Anders ging es mit dem Bösen. Der Teufel trieb sich allerorten um; hatte überall seine böse Klaue darin; spielte den Menschen jeglichen Schabernack und das alles nur um den einen Zweck, sie gottlos und unzufrieden zu machen, damit er möglichst viele Seelen für seine Hölle gewänne.

Weil er damit aber alleine nicht fertig wird, so schafft er sich hilfskräftige Genossen unter dem Menschenvolke, die ihm schon lebendigen Leibes die Seelen verschreiben, dafür ein langes, genußreiches Leben erhalten, Reichthum oder Zaubergewalt; helfen, Menschen, Vieh und Habe zu verderben; endlich aber, nach Ablauf des Pakttes, um den der in manchen Dingen dumme Teufel schon öfters betrogen wurde, der Hölle verfallen.

„Hexen und Zauberer gibt es überall, besonders aber in Garmisch und Partenkirchen,“ sagen die Bauern. „Das kommt davon her, weil nichts dagegen getan wird.“ Der Färber, der sich auf die Sache am besten versteht, behauptet steif und fest, die Unholden dürften sogar auf dem Werdenfels ihr Wesen treiben

und der Burgpfleger rühre sich dennoch nicht. Wahrscheinlich werde er etwas davon haben. Laut verkündete er aber seine feste Ueberzeugung bis jetzt nicht, weil er doch nicht wußte, wie sie der Pfleger aufnehmen würde. Aber es gab einen Kreis von Freunden und Vertrauten, die an gewissen Tagen bei ihm einkehrten, den roten Tiroler, den er im Keller hatte, gut bezahlten, und sich dabei eingehend berieten, wie dem herrschenden Uebel abzuhelpen sei.

Gott und der Teufel sind Gegensätze. Nachdem der Teufel aber ursprünglich ein Engel war, abfiel und deswegen auf ewig verdammt wurde, spürt er auch in seiner jetzigen Verfassung noch in Gott seinen Oberherrn.

Es ist ihm deshalb mit Göttlichem beizukommen. Deswegen kann ihn auch der Pfarrer aus den Besessenen austreiben, und in die Schweine oder sonst wohin fahren lassen, wobei sich naturgemäß der geärgerte Höllenfürst mit Grunzen und üblem Geruche sehr unanständig aufführt.

Der Teufel ist übrigens viel leichter zu ertragen als seine Genossen und Helfershelfer, die Zauberer, Hexen und Unholde.

Einer Hexe kann man nur an, wenn man gleichzeitig mit ihren Beschwörungen geistliche Gegenbeschwörungen in Anwendung bringt.

Das herauszubringen, ist natürlich sehr schwierig, denn die Hexen lieben die Heimlichkeit und wenn sie etwas Großes vorhaben, versammeln sie sich zu mehreren an Orten, wohin kein anderer Mensch gelangen kann. Der günstige Augenblick wird also nur gar zu leicht verpaßt, deswegen gibt es kein besseres Mittel, als sie zu vertilgen mit Feuer und Wasser, wie es die Kirche will, die kein Menschenblut vergießt. Oder, mit der Schärfe des Schwertes, wie es die Gewohnheit des weltlichen Armes der Gerechtigkeit ist. —

Es ist finstere Nacht, hoch am Firmamente jagen sich, vom Nordwinde getrieben, schwere Wolken; der Sturm saust durch das kahle Gezweige; ab und zu klappert eine locker gewordene oder verfaulte Schindel von einem steinbeschwerten Hausdache; die Hunde haben

sich frierend in ihre Hütten verkrochen und geben nur selten Laut, kaum daß sie knurren, wenn die in Wettermäntel von grobem Kogengewebe eingewickelten Männer an ihnen vorbeikommen, welche nach dem Hause des Färbers Gilch Brand wandern, das hinter der Kirche, in nächster Nähe der dumpf rauschenden Loisach steht.

Ein ganz bestimmtes Anpochen und die Haustüre öffnet sich wie von selbst. Schwacher Lichtschein fällt auf den Flur, wo die Mäntel und Stöcke abgelegt werden, dann tritt der Besucher mit dem Hute auf dem Kopfe, aber mit einem „Gelobt sei Jesus Christus!“ auf den Lippen, in die spärlich beleuchtete Unterstube. Der Chor der bereits Versammelten murmelt: „In Ewigkeit, Amen.“

Die Männer rücken etwas zusammen, eine alte Frau setzt einen Krug mit Wein vor den Ankömmling und verläßt dann rasch die Stube. Die Blicke, die sie bei ihrem Tun begleiten, bedeuten, daß es den Anwesenden lieber ist, sich nicht in einem und denselben Raum mit ihr zu wissen. „Wer kann sagen,

was hinter einem alten Weib steckt?“ meint der eine oder der andere. „Die Beste kann doch eine Hex sein und je willfähriger sich eine zum heiligen Tun stellt, desto gefährlicher ist sie. Denn das ist ja eine der Teufelstugenden: die Verstellung.“

Endlich ist die erwartete Zahl zusammengekommen. Gilch Brand klappt mit seinem Krugdeckel, es tritt vollständige Stille ein, und er spricht:

„Männer und Bürger von Garmisch! Es sind böse Zeitläufte und der Teufel geht allerorten um. Laßt uns deshalb beten, auf daß uns die Kraft kommt, ihm entgegenzustehn und seine Schlich und Widergäng aufz'decken.“

Der Gilch Brand nimmt seinen Hut zwischen die zum Beten gefalteten Hände und kniet vor einem holzgeschnitzten Marienbilde nieder, das in einer Ecke angebracht ist und vor dem zwei gelbe Wachskerzen brennen.

Alle übrigen Männer folgen seinem Beispiele, knien sich hinter die Bänke, auf denen sie gesessen haben, und stützen die Ellenbogen auf.

Dann beginnt der Brand eine endlose Reihe von Vaterunsern und Glaubensbekenntnissen, nach Art des Rosenkranzes vorzubeten, bei welchem er durch die knienden Männer unterstützt wird. Das Gemurmel der Stimmen mag sich von weitem anhören, wie melodischer, aber unausgesetzter Glockenklang.

Zwischen jeden Absatz schiebt der Vorbetende einen Wunsch ein. Z. B. „Herr, vernichte den Teufel und seine Werke.“ Oder: „Laß uns die Hege erkennen.“ Oder: „Mögen



die Unholde im eigenen Feuer verbrennen.“
Oder: „Bestrafe die Hexerei auch an den
Kindern und Unmündigen, bis ins dritte und
vierte Glied u. s. w.“

Das lange Gebet ist beendet, die Männer
erheben sich schwerfällig, ergreifen ihre Krüge
und tun tiefe Züge, denn sie haben starken
Durst bekommen.

„Nachdem wir den Segen Gottes erbitt'
haben,“ sagt der Gilch Brand, „kann's los-
gehen:

Also, wer ist in unserm Bund, der viel-
leicht ein Bezicht auf jemand hat, weil die
Witterung so ganz aus der Weis ist?“

„Sch!“ ruft der Paul Täber, Schuster
feines Zeichens. „Mein Weib meint alleweil,
daß die Ursula Klöckin von Obergrainau eine
Unholbin wär. Schon vor dreißig Jahr ist's
der nachg'sagt worden. Aber natürlich, wenn
nix dagegen g'schieht! Zuzutrauen ist's der
schon, daß s' den Schneefall verhindert; boshaft
ist die g'nug dazu. Und schon dös ist das
beste Zeichen, weil ihre zwei uralten Küh
so viel Milch geben, daß die Klöckin noch

davon verkauft. Pfui Teufel! Ich möcht auch von der Milch." Der Schuster spuckt verächtlich aus, die übrigen machen sehr ernste Gesichtex und schauen nachdenklich vor sich nieder.

„Könntest schon recht haben, Täber!" meint der Anwander. Allseitiges Kopfnicken und Laute, die die Zustimmung ausdrücken.

„Was ist da zu machen?" fragt der Färber. „Das langt noch nit zu einer Anklag und Bezichtigung! Wenn uns auch der Unterrichter anhört, so will der Landrichter niz davon wissen."

„Oho! Als ob dös nit langt!" schreit aufgeregert der Täber. „Wenn's amal mein Weib meint, so ist dös soviel als g'wiß. Die Rickin und die Pregerin, die ihre Hütten gleich neben der Klöckin haben, die behaupten steif und fest, die Klöckin hätt' g'sagt, daß es noch schlimmer lām'. Als ob dös nit ein Bezicht wär'!"

„Hm," macht der Brand und reibt sich dabei das vorstige Kinn. „Hm, dös laßt sich schon eher hören. Ja, ja, wenn der Freimann von Biberach da wär'! Der versteht sich

auf die Hexenmal und Zeichen! Für den wär's eine Kleinigkeit, und wir wär'n von der Plag erlöst. Wird aber mit Gottes Hilf noch dazu kommen! Nur nit auslassen, Männer! Immer die Ohren auf und rechts und links hin horchen. Auf die Weis ist gar viel zu erfahren, denn es gibt nir Unvorsichtigeres, als den Teufel und sein Anhang. Aber der Beweis, der Beweis! Bis man der Klöckin die Buhlschaft mit dem Teufel beweisen kann; bis es ganz g'wiß ist, wie oft sie mit der g'schmierten Gabel auf die Mooswies oder die Tegernau g'fahren ist zum Teufelstanz; wie oft sie Wetter g'macht hat; Kinder und Erwachsene oder Groß- und Kleinvieh mit der Hexensalb g'strichen hat, auf daß sie verstorben sind oder abdarrt und verkrümmt?"

„Ja, so ist's!“ rief ein anderer. „Mit leicht, daß eine Hex verbrennt wird, ohne daß döz alles 'rausbracht haben. Unser Landrichter ist schon gar nicht der Mann dazu; der ist viel zu weich und macht Umständ. Wenn der Unterrichter, der Rößch, zu reden hätt', nachher ging's freilich g'schwinder.“

„Für was gibt's denn für die Unholden die peinliche Frag? Scharf auf die Fingernägel bremsst oder ein paarmal richtig über den g'spickten Hasen aufzogen, nachher geben ſ' Laut, wie die Hund, wenn ſ' den Mond anbellern,“ bemerkte unter einem grausamen Gelächter der Mezger Pantraz Gogl.

Die übrigen stimmten lachend bei und meinten, der Meister Jörg Abriel von Schongau sei weit und breit der beste Scharfrichter; dem käme keine Hex aus und wenn sie noch so verschlagen * wäre. Mit seinem Weib, zwei Geleitsboten und drei Rossen fährt er nobel im Land herum und die Gerichte reißen sich um ihn, denn auf die Hexenmal versteht er sich, wie kein Zweiter.“

„Wie und da soll er's gar zu scharf machen,“ warf der Schulmeister Berkhofen von Partenkirchen schüchtern ein. Er gehörte unter die etwas Aufgeklärteren, traute sich aber mit seiner Meinung nicht recht heraus, weil ihm die Bauern dies sonst als krasen Unglauben, ja als Hexerei böß verübelt hätten.

* Verschlagen = Klug.

Selbst die Gefahr stand nahe, daß man in einem solchen Falle ihn selbst, als, in einem Bündnisse mit dem Teufel stehend, bezichtigten würde. Denn, warum hätte er es sich sonst so angelegen sein lassen, dessen Partei, d. h. jene der Hexen zu nehmen? Zum Bunde in Garmisch gehörte er nur deswegen — weil er lesen konnte.

Bei seiner Bemerkung wurden auch sofort unwillige Rufe laut: Was versteht denn der Schulmeister? Als ob eine Hex einem Menschen gleich z'achten wär! Kann ja gar nit scharf g'nug g'macht werden, damit die Wahrheit offenbar wird u. s. w.

Berthofer senkte seinen Kopf und machte den Buckel rund. Er hatte ein Gefühl, als wenn man ihm mit Knütteln — das Maul erschläge. An diesem Abend sprach er nichts mehr.

Da waren auf einmal unvermutet die verabredeten, Einlaß fordernden Schläge, an einem der Fensterladen zu hören.

Alle fuhren erschreckt zusammen, die meisten verfärbten sich und schlugen das Kreuz.

Einige Augenblicke herrschte Totenstille in der Stube, dann wiederholten sich die Schläge und zwar offenbar in ungeduldiger Weise.

Der Brand, als Hausherr, faßte sich zuerst.

„Wir sind doch schon alle beieinander; es fehlt niemand! Wenn's aber doch ein Freund wär'? Die alte Liz ist schon im Bett. — Aufmachen sollt halt einer.“

„Ja, ja,“ murmelten einige. „Warum denn nit, wenn's mit rechten Dingen zugeht.“

„Man hat Beispiel,“ warnte der Panfraz Vogl, „daß der — ich nenn' sein Namen nit — schon dem, der den Fürwitz nit hat lassen können, den Hals umdreht hat.“

Es klopfte zum dritten Male und zwar stärker als zuvor.

„Dös ist ein schlecht's Zeichen!“ sagte der Färber voller Angst. „Wer ist denn unter uns, dem vielleicht der Teufel das G'nack brechen will? Ist ist ei'm sein Vertrag abg'laufen g'wesen und der Teufel holt ihn mitten aus die andern Leut.“

Die Bauern schüttelten die Köpfe und verneinten entsetzt die Zumutung. Da blieb

der suchende Blick des Färberz auf Berkhoser, dem Schulmeister, haften. Der hatte sich durch das Klopfen entweder nicht stören lassen oder schon längst wieder gefaßt, kurzum, jetzt saß er wie in tiefe Gedanken verloren da und starrte vor sich hin.

„Der ist's oder keiner!“ dachte sich der Brand. Niemand war aber in der Verfassung, mit dem Teufel zu streiten, deswegen mußte man ihm sein Recht lassen. „Was sich der Berkhoser einbrockte, das soll er nun auch ausfressen; über den Weg getraut hat ihm so wie so schon lange niemand mehr.“

„Berkhoser,“ rief er befehlend, aber doch mit zitternder Stimme. „Steh auf und schau, wer draußen ist!“

Die Bauern blickten verwundert aber sehr befriedigt, daß an keinen von ihnen dieses Ansinnen gestellt worden war.

Müde und schwerfällig erhob sich der Schulmeister; er war es ja gewöhnt, daß ihn die Bauern, die ihn ernährten, als ihren Knecht ansahen. Aller Blicke hatten sich mit Spannung auf ihn geheftet.

„Nimm den Weihbrunnkeß'l mit!“ mahnte der Tüber, von Mitleid ergriffen. „Vielleicht hilft er zur Rettung oder erleichtert dem armen Sünder“ — denn für einen solchen wurde der Berthofer bereits angesehen; jeder hatte verstanden, was Brand meinte — „das geweihte Wasser das Sterben.“ Alle wissen genau: der Teufel hat nämlich eine heillose Scheu davor, und es sind ihnen Fälle bekannt, wo Weihwasser allein ausreichte, um ihn in die Flucht zu schlagen.

„Braucht's nit,“ knurrte der Schulmeister, dem es sehr zuwider war, aus seiner Ruhe gestört worden zu sein. Er ging hinaus und ließ hinter sich die Stube offen, um auf dem finsternen Gang die Haustüre leichter finden zu können.

Die Männer im Zimmer saßen da, mit vor Furcht klappernden Zähnen; das Entsetzen, den Gottseibeius so nahe bei sich zu wissen, trieb ihnen den Angstschweiß auf die Stirne. Einige waren aus Schrecken stumpf.

Jetzt hatte der Berthofer die Haustüre erreicht; jetzt steckte er den schweren Schlüssel

in das verrostete Schloß — atemlos lauschten sie, denn nun mußte der entsetzliche Todes= schrei und das Knirschen der gebrochenen Halswirbelsknochen erfolgen, wenn der Teufel seinem Opfer das Genick umbreht. — Statt dessen war ein heiseres Lachen einer, den meisten sehr gut bekannten Mannesstimme zu vernehmen; auch der Berkhöfer lachte — und mit dem Fluch: „Beim Buzziwad! Warum laßt ihr mich denn da draußen ang'frieren und ihr hockt in der warmen Stub und verdrückt den guten Tiroler?“ trat Mang Köslberger unter die Türe.

„Daß dich—!“ setzte der auf das schwerste enttäuschte Brand an. Es würde ihm viel lieber gewesen sein, wenn der Teufel auf regelrechte Art den Berkhöfer geholt hätte, als daß der Köslberger so unvermutet eingetreten war. Die anderen Bauern erholten sich erst langsam von ihrer Schreckensstimmung. Aber es lachte keiner; solche Dinge sind viel zu ernst dazu, und man kann nie wissen, was nachkommt.

„Was willst denn du bei uns? Woher

hast du denn unser Einlaßzeichen? Unser Werk braucht den Tag nit zu scheuen, aber trotzdem ist's gut, wenn wir immer wissen, wer zu unserem Bund g'hört. Soviel ich weiß — von dir ist noch nie nit die Red g'wesen," frug erregt der Färber.

„Recht aufrichtig, Meister Brand," entgegnete lachend der Jäger und ließ sich ungeniert auf einem Bankende nieder. „Ihr müßt aber schon schlauer sein als bisher, wenn Ihr nit wollt, daß bald die ganze Gegend Eure Heimlichkeit erfahrt. Denn, wenn's einmal die Weiber von denen, die da bei euch sitzen, wissen, und die Männer, wenn sie euch aufsuchen, wie mit Hämmer an die Haustür und Laden schlagen, so ist hinter dem kein Kunststück. Ganz abg'sehen davon, daß einem der eine oder andere tief in der Nacht begegnen kann, so im Zickzack, wie die Schnepfen streichen."

„So, so, hm, hm — ung'ladne Gäst sind auch Gäst," versetzte unmutig der Brand. „Bis jetzt hab ich mir immer denkt, daß der Burgjäger vom Werdenfels es leicht eher mit

dem, von dem man nit gern red, halten tut, als daß es ihn interessieren könnt, wie man ihm Herr wird.“

„Was!“ fuhr der Rößlberger mit der Faust auf den Tisch schlagend auf. „So denkst du von mir, Brand? Daß dich einer mit ei'm Schlag, als ung'spißt, zwei Klasten in den Boden schlagen tät! Hast du vielleicht ganz vergessen, daß ich dem Knecht von der Kanfermühl die G'schwür am Leib vertrieben hab? Daß ich der alten Häuserin vom Unterrichter Rößch den Wurm an ihre Finger wegbracht hab? Und so noch viel mehr. Es tät heißen, Wasser in die Loisch tragen, wollt ich alles an die eigenen Finger 'runterzählen, was ich schon mit meiner weißen Kunst * Gutes g'stift hab.“

„Ist schon so und wir wissen döz alles,“ fiel der Pantrax Gogl ein. „Aber recht schwer ist's halt, daß einer die weiße Kunst von der schwarzen wegkennnt.“

* Weiße Kunst im Gegensatz zur schwarzen Kunst. Die erlaubte, mit heiligen Mitteln und Beschwörungen ausgeführte Zauberei.

„Also, ihr wollt mir nit glauben!“ schrie der Rösberger. „Hat mich einer anders g’sehen und g’hört, als daß ich heilige Bibelsprüche dazu bet’ hab? Hab ich nit jedesmal Kreuz und Segen und Weihwasser dabei g’habt? Seid ihr so dumm, daß ihr glaubt, so was halt der Teufel nur im G’spaß aus? Nachher könnt ihr mich wohl dauern.“

Entrüstet wendete sich der Rösberger ab, als wenn er die größte Beleidigung erfahren hätte.

Diese kräftige Verwahrung wirkte. Alle bemühten sich, ihm nun zu versichern, daß er zwar sehr viel könne, aber trotzdem niemand daran denke, ihn für einen Segenmeister zu halten.

Mang Rösberger hatte nun Oberwasser und ließ es deshalb an Aufschneidereien und Uebertreibungen nicht fehlen. Zum größten Erstaunen vermaß er sich sogar, es mit seiner weißen Kunst dahin zu bringen, daß sämtliche Segen aus der ganzen Umgegend an einem bestimmten Ort zusammenkommen und aus einer Schüssel essen müßten. Die Sache sei

aber teuer wegen den vielen Messen, die gelesen werden sollten, und dem kostbaren Rauchwerk, was verbrannt werden mußte. Von seiner Mühe wollte er gar nicht reden; er würde es fast umsonst tun. Alles wisse und kenne er, was dazu gehört, nur ein einziges, aber unumgänglich nötiges Blümerl fehle ihm noch, weil das in der jetzigen Jahreszeit nicht wachse.

„Wie schad, wie schad!“ riefen mehrere bedauernd. „Muß Geld käm's uns g'wiß nit an, wenn wir nur die Hexen hätten.“

„Gibt auch noch ein anderes Mittel,“ sagte der Mang, ließ sich aber drücken, bis er damit herausrückte.

„Ist ganz einfach,“ meinte er. „Man braucht's nur so zu machen wie in Schongau*, wo ihnen jetzt keine Hex mehr auskommt. Schaut, daß ihr eine richtige erwischt, und wenn dann der Meister Abriel über ihr ist, so braucht sie der Richter nur

* Großer Hexenprozeß 1587 in Schongau, wobei über 60 Hexen verbrannt wurden, die man alle auf die oben dargestellte Weise herausgebracht hatte.

darnach zu fragen, wer ihre Gespielen sind beim Teufelstanz oder wer sonst dabei war, wenn der Teufel Hochzeit halt'."

„Ja, ja; das wissen wir schon, daß es so am besten gehen tät. Was meinst du, Mang: der Träber hat vorhin von der Klöckin von Obergrainau g'redt. Halt'st du die auch für verdächtig?"

„Die Klöckin? Und ob! Wenn die keine Hex ist, nachher gibt's keine mehr. Aber leider weiß ich nix g'wiß über sie. Fragt die Wahrsagerin Els* in Ettringen! Die versteht sich auf die weiße Kunst wie keine andere. Sie soll neulich schon behauptet haben, bei uns ging's nit mit rechten Dingen zu und die Hexen und Unholden hätten die Oberhand, was man an den vielen sonderbaren Krankheiten, Viehsterben und ganz b'sonders an der Witterung sehen könnt."

„Das ist ein guter Vorschlag!" bekräft-

* Els, eine weit und breit bekannte Wahrsagerin und Ausüberin der weißen Kunst. Später wurde sie trotzdem in den Schongauer Hexenprozeß verwickelt, aber merkwürdiger Weise nicht verbrannt.

tigte der Vogl. „So wollen wir's machen! Ja es geht böß zu in Partenkirchen und Garmisch, und da muß ein End her gehen, sonst ist's g'fehlt.“

„Wenn ihr wissen wollt, wie man am besten mit der Els umspringt — denn sie hat, wie alle alten Weiber, ihre ganz b'sonderen Sachen — so müßt ihr mit dem Müller von Garmisch reden. Der weiß es gut; der hat sie auch wegen sei'm kranken Weib g'fragt; aber leider ist da schon so viel verdorben g'wesen, daß die Els nig mehr hat helfen können.“

Das letztere hat Mang Rösberger nur so obenhin bemerkt, allein es wurde von den Männern sofort aufgenommen, und jeder wollte über die näheren Umstände des raschen und unvermuteten Todes des kranken Weibes etwas anderes wissen. Sie konnten sich aber nicht einigen. Der um seine Meinung gefragte Rösberger zuckte die Achseln, behauptete, er wisse auch nichts genaues; die volle Aufklärung werde wohl nur der Müller geben können.

Die Männer trennten sich erst sehr spät in der Nacht. Brand, Gogl und der Täber hatten noch ausgemacht, nächster Tage scharf hinter dem Müller Jocher her zu sein, damit man einmal in der Sache von dessen verstorbenem Weib klar sehen könne.

Der Rößlberger ging allein nach Partenfirchén zurück, wo er wohnte. Auf seinem böshafsten Gesichte lag ein Lächeln der Befriedigung. Was er wollte, das hatte er diese Nacht so gut vorbereitet, daß es gelingen mußte.

„Die Elsin!“ lachte er auf. „Die dummen Bauern sollten sie nur fragen. Was die über die Klöckin in Obergrainau sagen wird, das weiß ich vorher. G’schieht der Klöckin auch recht; warum muß sie bei allen Leuten umreden, daß die andere eine alte Schwindlerin ist, die die Leichtgläubigkeit der Dummen zu Geld macht. Ujeh! Was der Meister von Schongau aus der Klöckin alles ’rauszwicken wird?

„Und erst der Müller! Dem hab ich so oft die G’schicht von der schwarzen Raß und

dem rothfuchfigen Mädel erzählt, daß er sie auswendig kennt. Sollen ihn nur fragen! Das weitere gibt sich von selber! —

Es waren wieder einige Wochen vergangen, ohne daß sich die gewünschte Schneedecke bis auf den Fuß der Berge und über das Thal ausgebreitet hätte.

Brand und sein Anhang waren sehr tätig gewesen; ihre Ueberzeugung war zu der aller geworden. Auch der Landrichter auf dem Werdenfels, der sonst mit der Hexenfrage nicht gerne etwas zu tun haben wollte, denn er erfuhr, welche großen Arbeiten und Sorgen seinem, ihm sehr befreundeten Amtsbruder Paul Herwart von Hohenberg, in Schongau daraus erwuchsen, begann mißtrauisch zu werden und an eine Verbreitung dieses Nebels von dorthier zu glauben.

In seinen Zweifeln hatte er sogar einen besonderen Boten nach Freising abgefertigt und um Verhaltungsmaßregeln gebeten, worauf er den Bescheid erhielt, vorläufig noch geduldig zuzusehen. Er möge aber nicht ermangeln, sichere Nachrichten über das Un-

wesen einzuziehen und wenn diese dann gegeben seien, ohne weiteres Bedenken, mit aller Schärfe dagegen einschreiten.

Es dauerte auch nur bis zum Frühjahr, so erschien der Unterrichter Herr Sebastian Kösch vor ihm, um zu melden, daß der Färber Gilch Brand, der Schuster Paul Täber und der Metzger Pantraz Vogl die Ursula Klöckin von Obergrainau der Hexerei bezichtigt und wohlgläubbare Beweise für ihre Anschuldigung erbracht hätten.

Da hatte er also den Fall, von dem sein Landesfürst Kurfürst Ernst von Köln, Bischof von Freising, Bittich und Münster, in der an ihn ergangenen Weisung gesprochen hatte. Nun durfte er nicht länger mit der Eröffnung des Prozesses zaudern.

Drei glaubbare Zeugen hatten die Klöckin der Hexerei bezichtigt, zwei hätten nach dem Gesetze bereits genügt; so wurde also unverweilt daran gegangen, die Hexe gefänglich einzuziehen zu lassen.

Unter großem Zulauf und lautem Jubel des Volkes wurde das mehr als siebenzig Jahre

zählende, presthafte buckliche Weib auf einer, durch einen Ochsen gezogenen Mistkarre nach Garmisch in das Gefängniß verbracht.

Nur mit Mühe konnte sie der Büttel und seine Knechte davor retten, von der wütenden Menge in Stücke gerissen zu werden.

Nun erfolgte ein öffentlicher Aufruf. „Junge und alte Leute sind gehalten, sonder Sorge, daß, wenn ihre Angaben nicht bewiesen werden könnten, sie dafür gestraft würden, sie



zur Ehre Gottes und des christlichen Glaubens binnen zwölf Tagen dem Richter anzugeben haben, was ihnen bezüglich der Klöckin oder anderer Personen an Zauberei, Viehverderb und sonstigen fekerlichen Sachen bekannt ist.“

Da kam so viel zusammen, daß Herr Kösch Wochen zu tun hatte, um alles aufzuschreiben und zu registrieren.

Die Klöckin saß derweil in dem feuchten Kellerloche, das ihr zum Gefängnisse diente; wies allen gültlichen Zuspruch, doch zu gestehen, nachdem sie so viel als überführt sei, mit Hohn, und der, von ihrer grenzenlosen Bosheit zeigenden Behauptung zurück, sie habe überhaupt nichts einzugestehen und, so sie ein Wetter machen könnte, dies so ausfallen würde, daß der Werdenfels mit samt Garmisch und Partenkirchen hundert Klaster tief in den Boden hineingehagelt werden müßten.

Eine solche Verstocktheit war noch nicht dagewesen. Herr Sebastian Kösch verlor alle Fassung und konnte kaum vor Aufregung den Bericht an das Freisingische Hofgericht zu Papier bringen, worin die Sachlage submissiest

dargelegt und um die Erlaubniß zur Anwendung der peinlichen Frage gebeten wurde, weil: „trotzdem Meister Abriel von Schongau sein Urtheil wegen des Hexenmales noch nicht abgegeben habe, da er zur Zeit mit vielen anderen executiones sich befasse, nicht der geringste Zweifel bestände, daß man es hier mit einer ausgemachten Hexe zu tun hätte, wie schon deren ganze Postur zeige.“

Die Hexe und alle, die sie richten wollten, mußten sich gedulden, denn das bischöfliche Hofgericht verspürte keine Neigung, diese Sache rasch zu erledigen. Die Hauptsache, die Hexe, hatte man ja, und sie saß hinter festen Schlössern und Riegeln; es konnte also nichts mehr von größerem Belange vorkommen; die Grafschaft war vor dieser Unholdin sicher. Ob man sie also in vier Wochen oder vier Monaten verbrennt — denn verbrannt muß sie auf jeden Fall werden — macht keinen Unterschied.

„Sie wird ihre lehrerische Bosheit schon noch eingestehen!“ dachten die gelehrten Herren.

Mang Rössberger hatte in seinen Voraussetzungen wegen des Müllers nicht recht behalten.

Gilch Brand und dessen Freunde versäumten natürlich nicht, sich den Fingerzeig des Jägers zu Nuß zu machen. Was sie aber von dem, um sein armes Weib noch sehr trauernden Witwer erfuhren, genügte ihren Wünschen keineswegs.

Der Müller war zwar auch der Ansicht, daß eine Hexerei im Spiele gewesen sein mußte, denn ein so rascher Tod bei einem solch jugendlichen Alter und besonders, nachdem die Kranke tagelang selbst behauptete, es ginge ihr bereits viel besser, war unnatürlich. Wer aber sein Weib verhext haben könnte, darüber fehlten dem Müller alle Anhaltspunkte. So gescheit als die Wahrsagerin Els in Ettringen, die behauptete, es sei nicht mit rechten Dingen zugegangen, war er selbst. Daß sich bereits die Bevölkerung der Umgegend des Falles bemächtigt hatte, verstärkte seinen Argwohn und veranlaßte ihn zum Grübeln und Nachdenken über den etwaigen

Urheber oder die Urheberin der bösen That.

Als die Klöckin eingezogen wurde, glaubte er anfangs die Frage für gelöst halten zu dürfen. Dann erinnerte er sich aber daran, daß gerade diese Alte schon seit Jahren, besonders in der harten Winterzeit, von seinem Weibe viele Wohlthaten empfangen hatte, und da sträubte sich sein ehrliches Herz gegen den Gedanken, daß diese als Hexe gerade gegen ihre Wohlthäterin gewütet haben sollte. Ob es also die Klöckin gewesen war, dünkte ihm mindestens zweifelhaft, und er unterließ aus diesem Grunde auch die Anzeige bei dem Richter.

Der Gilch Brand war sehr ärgerlich auf den Burgjäger und hielt es diesem bei der nächsten Begegnung auch vor, daß er ihm die Anfrage bei dem Müller hätte ersparen können.

Röslberger lachte ihn aus und behauptete, der Brand hätte nicht verstanden, mit dem Müller zu reden.

„Ja, wenn du meinst, du schwarzfleckiger Färber, daß so ein Mensch, wie der Zocher,

alles an die Finger abhaspelt, wie der Kapuziner den Rosenkranz, nachher bist du schön irr'! Der ist trotz seiner weißen Arbeit recht schwarz im Hirn. Hättest du doch g'fragt: Wie hatte sich dein Weib in der letzten Wochen g'fürt? Ist ihr schlechter oder besser g'wesen? Hat sie ein' B'such g'habt? Wer war bei ihr? Wie lang? Was hat das'elbig wollen und was hat's g'sagt und getan? Was hat sie selber dazu g'sagt? Ist der B'such alleinig bei ihr g'wesen oder ist jemand Fremder dazu kommen? Was hat das'elbig wollen und was hat's g'sagt und getan? Wie lang ist vielleicht so ein B'such blieben? Hat sie die Leut fortgehen sehen? Ist sonst was in der Kammer g'wesen, vielleicht irgend ein Tier, was nit 'neing'hört hat?

Schau, Gilch, so mußt die Leut ausfragen und ihre schwache Gedächtnisser zu Hilf kommen, nachher wirst gleich bessere Antworten erwischen. Ich tät den Müller selber ausfragen — dir zu G'fallen — aber wir hab'n uns ein bißel veruneint wegen ein' Ochsenhandel, wo ich den Schmußer g'macht

hab' und da ist mir schon lieber, ich bleib ganz aus dem Schußfeld. Willst aber später irgend eine Aufklärung oder Ausdeutung von mir, nachher weißt, wo du mich finden kannst."

Der Brand war ganz starr über die Schlaueit seines neuen Freundes. Freilich, so mußte man es machen, das war der Weg, um auf die wirkliche Wahrheit zu kommen.

„Freund!“ sagte er, „schad, daß du kein Anwalt worden bist oder gar Hexenrichter. Ich glaub, du brächtest 'raus, warum der Adam so dumm war und hat in der Eva ihren Apfel bissen. Alle Achtung! Alle Achtung!“

Der Färber hatte auch nichts Eiligeres zu tun, als sofort zu dem Müller zu laufen und diesem, zu dessen größter Verwunderung, alle die Fragen und noch einige dazu, wie sie Röslerberger kundgegeben hatte, zu stellen.

Auf diese Weise erfuhr er den ganzen Hergang bei dem Besuche, den die Margaret bei dem kranken Weibe gemacht hatte.

Gilch Brands Gesicht legte sich von Wort

zu Wort, von Satz zu Satz in immer freundlichere Falten. Zuletzt strahlte er förmlich und rief:

„Da haben wir's ja! So durchsichtig wie Wasser, so klar wie Sonnenlicht. Und du, Socher, bist so dumm g'wesen, und hast bis jetzt nit g'wußt oder willst es nit g'wußt haben, wer dein Weib verhext hat?“

Der Müller schaute in diesem Augenblick wirklich nicht mit besonders klugen Augen.

„Wer, ich? Wie sollt' ich's denn g'wußt haben? Wenn's die Klöckin nit war — und von der glaub ich's gar nit — so weiß ich wirklich nit — —“

Brand tanzte auf einem Beine und schlug dem Müller vor Vergnügen mit der flachen Hand auf den Rücken:

„Nein, so was! So blind! Ist ja alles haarklar! Die Müllerin hat selber schon acht Tag vor sie g'storben ist, behaupt' — und sie muß es doch am besten wissen — daß es ihr besser geht. Ist das wahr oder nit?“

„Ja, ja; freilich ist das wahr,“ bestätigte der Müller.

„Und wer ist denn auf B'such bei ihr g'wesen?“

„Wer? Die Margaret, die Häuserin vom Schorn.“

„Und von dem Tag ab ist's beim Weib schlechter gegangen?“

„Freilich, ja — viel schlechter,“ bestätigte traurig der Socher.

„Und jetzt merkst noch nix?“

„Was soll ich denn merken?“

„Dummer Depp! Daß die Gättingerin mit ihrem Blumenzauber dein Weib verhext hat!“

„Jesses Mar' und Joseph!“ stammelte der erschrockene Müller. „Das ist unmöglich, Brand; das ist nit wahr! Die Margaret ist die best Freundin meiner Frau g'wesen — sie hat s' selbigsmal aus dem Wasser zogen und mit ihr das Kind errett' — Brand! Sag so Sachen nit, du versündigst dich an der Dirn. Ich leg meine Hand dafür ins Feuer, sie ist unschuldig wie nur irgend eine.“

Der Färber lachte grell auf. „Verblendeter! Das ist's ja, die Hex hat auch dich blind g'macht! Das ist Hexenart, und be-

sonders die Weiß' von den jungen Hexen, wie sie die Männer auf ihre Seiten bringen. Erinnerst dich denn nit an den Stechpalmzweig? Welcher vernünftige Mensch bind' ein Stechpalmzweig in ein Boschen? * Hat sie vielleicht dein Weib aus der Stub gehen sehen? Nein, mit kein'm Aug. Dafür ist aber die schwarze Raß dem Rößlberger durch die Bein durchg'fahren und ist auf und davon. Wer meinst denn, daß die schwarze Raß g'wesen ist? Doch niemand anders als die Hex, die Gättingerin!"

Jocher hatte sich von seinem Schrecken wieder erholt. Er war zwar abergläubisch wie alle anderen; daß aber die Margaret, zu der er auffah wie zu einer Heiligen, der er zu tiefem Danke verpflichtet war, eine Hexe sein sollte, das vermochte er unmöglich zu glauben; dagegen sträubte sich in ihm der bessere Mensch.

„Daß du ein Narr bist, Färber!" rief er, energisch abwehrend. „Ihr macht die Mutter Gottes noch zu einer Hex, wenn das so fort=

* Boschen = Strauß.

geht! Ja, ja, es ist alles wahr, was ich g'sagt hab — Wort für Wort, wie ich's von mei'm seligen Weib weiß — aber die Margaret hat mit der Hexerei nix zu tun. Haft dir wohl ein Bären aufbinden lassen von dem sauberen Jäger, der auf seine Freund Mordanschläge macht, oder sie beim Handel übervorteilt. Freilich seh' ich klar, und deswegen sag ich dir: Nix ist dahinter als Falschheit und Bosheit. Laß mich aus mit dene Sachen, und wenn du nix besseres weißt, Färber, so brauchst nit eigens auf die Mühl z'kommen."

Der Joher hatte sich in einen mächtigen Born hineingeredet, so viel und so zusammenhängend hatte er schon lange nicht mehr gesprochen.

Aber auch Gilch Brand war bleich vor Wut geworden, nur daß er sie gegenüber dem stärkeren Müller nicht zu zeigen wagte. Aber er spuckte dreimal aus, damit ihm die bösen Geister, die zweifelsohne um die Wege waren, nicht beikommen konnten, und bekreuzte sich für alle Fälle.

Mit bebender Stimme rief er im Fort-

gehen dem Müller zu: „An den Tag wirst du denken, Zocker! Wer einer Hexe hilft oder ihr gar Unterschupf gibt, der ist dem Richter verfallen, weil er einem Gehilfen oder Bauherer gleich zu achten ist.“

„Nach daß du weiter kommst, lügenerischer, verleumderischer Mensch!“ gab der Müller zurück.

„Und die Erd wird sich aufthun und die Frevler am Heiligtum verschlingen. Das ist dein Loos, Zocker, wennst du nit in dich gehst und dein teuflischen Unglauben fahren laßt. Noch ist's Zeit — ich will vorhin nir weiter g'hört haben.“

Nun war dem gutmütigen Müller endgültig die Geduld ausgegangen; er langte nach einem, zufällig neben der Thür stehenden Peitschenstiel und hätte sicher die Unterredung auf eine sehr nachdrückliche Weise beendet, wenn der Färber nicht vorgezogen haben würde, sich schleunigst auf und davon zu machen.

Gilch Brand hatte wohl Fersengeld geben müssen, allein er nahm dabei die Ueber-

zeugung mit, daß die Margaret Gättingerin zweifelsohne eine Heze sei, wenn ihr auch für den Augenblick nicht beizukommen war, weil der Hauptbeschädigte sie in keinerlei Verdacht hatte.

Würde der Müller die richtige Einsicht gehabt haben, so wäre es ein leichtes gewesen, durch diesen als Hauptzeugen die Anklage erheben zu lassen. Auch der Rößlberger schien nicht recht ziehen zu wollen, sonst würde dieser — was Brand erst jetzt begriff — es nicht einem Dritten überlassen haben, den Fall klarzulegen.

Der Burgjäger wollte also aus irgend einem Grunde nicht in den Vordergrund treten. Aber was tat das? Den Gefallen konnte man ihm tun. Wenn erst die Volksstimme sich der Sache bemächtigte und sie gehörig laut wurde, dann konnte der Richter ihr sein Ohr nicht mehr verschließen, ob er nun wollte oder nicht und dann wird sich der Mangel schon finden lassen.

Von dem Färber wurde alles getan, daß der Vorfall in der Mühle in der ganzen Gegend bekannt wurde. Er erzählte seine

Unterredung und die Bemerkungen des Rößberger seinen Freunden; diese trugen die interessante Neuigkeit in ihre Häuser und von dort aus zerfloß sie in die nähere und weitere Umgebung.

Zuerst im allgemeinen mit Kopfschütteln und Unglauben aufgenommen — denn, wer hätte hinter der Margaret eine Hexe vermutet? — fand die ganz merkwürdige Nachricht doch nach und nach ein festes Fundament in dem krassen Aberglauben und unsinnigen Hexenwahn, wie er nicht nur in den ungebildeten Bauernköpfen steckte, sondern zu dieser Zeit von den Lehrstühlen der Universitäten verkündet und von den Kanzeln gepredigt wurde.

Wer anders glaubte, wurde gottvergessen und einfältig genannt; außerdem war jeder, der den geringsten Zweifel an diesen greulichen Wahntheorien äußerte, in der steten Gefahr, selbst als Zauberer oder Unhold angeklagt zu werden. Anklage und Verurteilung waren fast immer ein und dieselbe Sache.

So zog sich über dem reinen Haupte der Margaret Gättingerin ein drohendes Unwetter

zusammen, ohne daß diese die geringste Ahnung davon hatte.

Würde sie mehr mit den Leuten in Berührung gekommen sein, so hätte die Häuserin es an deren Benehmen sicher merken müssen, daß man gegen sie etwas ganz Außergewöhnliches habe. Die wenigen fremden Menschen, mit denen das Mädchen verkehrte, hüteten sich schon aus Furcht vor der Hexe, etwas von dem lautgewordenen Verdacht merken zu lassen; wieder andere und zwar die aus ihrer nächsten Umgebung, gehörten vorläufig noch zu jenen, denen der volle Glaube fehlte. Auch die Schorns hörten und merkten nichts, weil die Volksmeinung bis jetzt darüber uneinig war, ob diese nicht selbst zu den Helfershelfern zu zählen seien. Auf jeden Fall sprach ihre wunderbare Errettung aus den Händen des Burgpflegers sehr zu ihren Ungunsten, denn sie waren bereits als verloren und dem Tode verfallen angesehen gewesen.

Die männliche und weibliche Bevölkerung von Garmisch und Partenkirchen verlegte sich

auf das Nachdenken und Grübeln, um über die Margaret von Hammersbach etwas Neues und Degenhaftes herauszubringen. Diese Phantasiearbeit war äußerst fruchtbar, denn schon nach ganz kurzer Zeit wurden Dinge und Begebnisse über das arme Mädchen nicht nur erzählt, sondern auch fest geglaubt, wie sie toller nicht mehr ausgedacht werden konnten. Eine alte Frau behauptete mit Bestimmtheit, sie hätte eines Nachts eine Hege dreimal im großen Kreise um den Knopf der St. Nikolaikirche in Garmisch auf einer Ofengabel reiten sehen und meine sicher zu sein, an dem langwehenden Goldhaar die Margaret Gättingerin erkannt zu haben. Hinterdrein sei dann ein ganzes Rudel von Hexen gekommen, angeführt von der alten Klöckin, die auf einem großen, schwarzen Schweine saß.

Zu allem Ueberfluß fuhr die Witterung fort, ihren ganz außergewöhnlichen Charakter beizubehalten, besonders hagelte es sehr oft.

So hatte es am 4. Mai gehagelt; am 9. hagelte es wieder; einige Tage später ein drittesmal.

Nun ist ein Hagelwetter im oberen Loisachthale etwas ganz Seltenes, deswegen wendete sich allgemein der Verdacht, auch diese Plage über das Land gebracht zu haben, sofort gegen die Hexen.

Nachdem die Ursula Klöckin hinter festen Schlössern und Riegeln saß und so streng bewacht wurde, daß ein etwaiger Gebrauch der Hexensalbe zum Zwecke einer Ausfahrt oder dergleichen ganz unmöglich war, blieb nur noch eine Person, die man bezichtigen konnte — und das war die Margaret Gättingerin.

Die Teilnehmer des Bundes gegen die Hexerei hielten lange Beratungen mit dem Unterrichter von Garmisch. Er riet ihnen aber vorläufig von einer Klage ab, da die ganze Kette des Beweises noch nicht geschlossen sei.

„Abwarten,“ sagte er. „Volkes Stimme, Gottes Stimme! Wartet bis das Gefäß, das am Brunnen steht, überläuft. Nächster Tage kommt Meister Abriel von Schongau und dann wollen wir aus der Ursula Klöckin schon die Namen ihrer Bekanntschaft und Gespielen herauszwicken. Mich sollte es wundern, wenn

diese freche, rothhaarige Dirne nicht darunter wäre! Ist das so, dann schreitet das Gericht ex officio ein. Damit wird von allen jeder Schein der Gehässigkeit genommen, was in solchen Dingen — wegen der Konsequenzen — immerhin das beste ist.“

Das Pfingstfest war herangekommen; das Thal prangte trotz der vorhergegangenen Hagelwetter in frischem Grün und Blüthenschauern. Ueberall ein Wachsen und Vorwärtstreiben mit Farbenglanz und Sonnenschein, nur in den Köpfen der Menschen verdüsterten sich die Gedanken mehr und mehr und es bedurfte nur eines zufälligen Anlasses, um dem unseligen Wahn zum Ausbruch zu verhelfen.

Dieser Anlaß fand sich und zwar bei einer Gelegenheit, die mit der Sache selbst nicht in der geringsten Beziehung stand.

Feierlich hatten die Glocken der St. Nikolaiikirche in Garmisch das Volk zum Gottesdienst gerufen. Von allen Seiten strömten die Leute zu; sittsam wandelten die Weiblein, jung und alt, sich zureufend, von den

schlechten Zeiten redend. In ihrem Aeußeren eine gewisse Gedrücktheit zeigend, schritten die Männer einher. Nur die jungen Bursche wackelten aus diesem Zustande auf und hoben die Köpfe höher, wenn eine stramme Dirne mit den langen Hängezöpfen an ihnen vorüberkam.

Neugierig sind die Menschen aller Zeiten stets auf einander gewesen, darum ist es auch nicht zu verwundern, wenn sich besonders auf dem Lande die Leute vor den Kirchen sammeln, der eine auf den, die andere auf jenen wartend; daß sich dort ein Austausch von Begrüßungen oder auch geschäftlichen Dingen von selbst ergibt.

So standen auch heute die Garmischer, groß und klein, schon lange in der warmen Maisonne und warteten darauf, daß es zum anderen Male läuten sollte, denn vorher eilte es ihnen nicht mit ihrer Andacht.

Die älteren Männer hatten Gruppen gebildet; in einer derselben, der größten, führte Färber Gilsch Brand hauptsächlich das große Wort.

„Ich sag euch,“ bekräftigte er durch Kopf=

niden — „ich sag euch, jetzt dauert's nimmer lang und dann wissen wir, wie wir dran sind. Der Unterrichter Rösch versteht sich auf sein Handwerk, und der wird den Landrichter auf dem Werdenfels schon schieben, wenn er nit freiwillig ziehen will. Wenn wir einmal die Heyen alle haben, nachher wird's mit der Witterung auch gleich besser werden.“

„Wenn's so fortging wie's jetzt ist und herschaut,“ fiel einer ein, „nachher könnt's heuer immer noch eine gute Ernt geben.“

„Sepp! mach deine Rechnung nicht ohne die Heyen,“ warnte der Mehger Gogl.

Im selben Augenblick betrat Margaret mit den zwei Kindern des Matheus Schorn den Freithof.

„Nehmt's euch in acht, da kommt schon eine!“ rief eine rohe Stimme aus einem dichten Haufen Menschen laut und deutlich.

„Wer kommt?“ frugen einige, die neugierig geworden waren.

„Wer anders als die Wetterhey, die Margaret Gättingerin,“ scholl es böß lachend entgegen.

Sofort ging ein Geflüster und Grauen durch die Menge, Flüche und Verwünschungen wurden ausgestoßen.

Ein Bauer rief: „Laßt i' nit in die Kirch!
— Für Unholden g'hört die Tegernau.“

„Wahr ist's! Treiben so bloß Gotteslästerung, die Hexen, mit dem allerheiligsten Fleisch und Blut Christi,“ schrie ein anderer.

„Sch kann's nit glauben,“ wehrte der



Müller Zocher energisch ab, in den einige Männer, worunter Brand, heftig hineinge-redet hatten. „Schaut's nur hin, was s' für ein G'sichtl hat! Das ist keine Hex, und wenn deine giftige Zung es tausendmal behaupt'.“

„Der Müller ist selber ein Hexenmeister!“ beschuldigte eine Stimme aus dem Hintergrunde.

Zocher drehte sich rasch nach der Richtung der Stimme, ballte die Fäuste und schob die Ärmel zurück.

„Der heilig Ort soll mich nit abhalten, daß ich so ei'm Kerl, der mir so was nach-sagt, den Kopf breit schlag, daß er sich ausnimmt wie ein Kuhkäs,“ schrie er erbozt.

Margaret hatte sich einige Augenblicke bei dem Grabe der Schornin, das nächst dem Eingange sich befand, aufgehalten und schritt jetzt mit den Kindern den breiten Mittelgang herunter, der auf die Kirchentür zuführte, sehr erstaunt über das Geschrei und die aufgeregten Gesichter, die sie erblickte.

„Reißt's der Hex die unschuldigen Kinder von der Hand!“ kreischte eine Weiberstimme.

Sofort, als wenn sie auf das Signal gewartet hätten, sprangen einige Weiber auf die Herantretenden zu und wollten der Margaret, die nicht wußte, wie ihr geschah, die sich sträubenden Kinder nehmen.

Als der Müller sah, daß man tätlich an das Mädchen wollte, konnte er sich nicht mehr halten, er vergaß ganz auf den eigenen Gegner, stürzte vorwärts, warf die wütend an der Margaret zerrenden Weiber zurück und versicherte sich der laut weinenden Kinder, indem er rief:

„Ich laß dir nix tun, Dirn', von den giftigen Drachen! Du und eine Hex? Was nit gar!“

Mit einem gräßlichen Aufschrei des Entsetzens war Margaret in ihre Knie gebrochen. Erst durch die Rufe des Müllers war ihr klar geworden, in welchem furchtbaren Verdachte man sie hatte.

„Barmherzigkeit!“ bat sie bei tränenden Augen und aufgehobenen Händen — „Ihr wollt euch einen Spaß mit einem armen Mädel machen — laßt mir die Kinder! Was

wollt ihr mit den Kindern? Es ist ja nit wahr, daß ich eine Hex bin!”

Ihr Bitten und Flehen wurde übertönt von dem Tumulte, der sich erhoben hatte. Einige Männer waren den, von dem Müller zurückgedrängten Weibern zu Hilfe gesprungen, die ihre Absicht auf die Kinder immer noch nicht aufgegeben zu haben schienen. Ein immer allgemeiner werdendes Gerause entstand, denn, verschiedene nahmen die Partei des Jocher. Für einige Augenblicke war auf die Hexe fest vergessen worden.

Bewirrt, ratlos war Margaret aufgesprungen; mit irren Augen suchte sie nach den Kindern. — Das war der Augenblick, wo eine ganze Horde alter Weiber und halbwüchsiger Burschen mit wüstem Geschrei, Verwünschungen und Beschuldigungen ausstößend, auf sie eindrang.

„Fort mit dir, Hexe!“ hieß es. „Raus aus dem heiligen Freithof! Fahr durch die Luft auf der g'schmierten Gabel!“

Fäuste ballten sich ihr entgegen; einige Megären rissen ihr den Hut vom Kopfe und

zerzten sie an den Böpfen. Margaret wollte sich anfangs im auflodernden Zorn wehren, aber die rohe Uebermacht verhöhnte nur ihre ohnmächtigen Bemühungen und machte es noch toller als zuvor.

So war sie geschoben, gezerzt und gestoßen durch die Freithofstüre gekommen, in unsagbarem Entsetzen, mit Todesangst in den Blicken und im Herzen.

Es war kein Gedanke, es war der Instinkt des von der Meute gehegten Tieres, der sie dazu brachte, sich mit einem lauten Aufschrei und einer plötzlichen Kraftanstrengung des ganzen Körpers loszureißen und in wilder Flucht die Dorfstraße hinabzustürmen.

Einige Augenblicke der größten Uebersprung gewinnt, dann folgt ihr von dem Haufen alles was gut auf den Beinen ist, aber nun mit doppelt gesteigerter Wut. Sie wollen sich ihr Opfer nicht entgehen lassen und sind hinterher, wie die Wölfe in der Steppe hinter einem edlen Renner.

Geweitscht vom Entsetzen, bekommt das

Mädchen einen immer größeren Vorsprung. Verschiedene hatten bereits die wilde Hexenjagd leuchtend aufgegeben, da kamen durch die Straße zwei sich zur Kirche verspätet habende Knechte daher.

„Haltet die Hexe! Aufhalten!“ heulten die Verfolger, gänzlich unzurechnungsfähig in ihrem wahnsinnigen Beginnen. Die Knechte stukten und wußten augenscheinlich anfangs nicht, was sie tun sollten. Als aber das gehezte Mädchen, hinter der das rotgoldene Haar wie ein zuckender Flammenstreifen flatterte, näher kam, wichen sie zwar aus, warfen sich aber mit roher Kraft auf dasselbe, als es bei ihnen vorüberlaufen wollte.

Mit einem Schrei des Entsetzens brach Margaret in ihren Armen ohnmächtig zusammen.

Das Rudel stürmte wutbrüllend heran, gleichzeitig bogen aber um die Ecke zwei Reiter, der Junker Albert vom Werdenfels und dessen Knappe, Hans der Mittenwalder.

Den schweren Hengst in Galopp setzen und rasch auf die Gruppe zureiten, war für

ersteren das Werk eines Augenblicks. Das scharfe Auge hatte sofort erkannt, daß es sich hier um eine der Brutalitäten handelte, an denen jene Zeit nicht arm war. Sein ritterlicher Sinn duldete nicht, daß ein Wehrloser, und sollte es auch ein Verbrecher sein, von der Uebermacht zerfleischt würde. Die unvermutete Erscheinung des von allen gekannten Reiters wirkte einige Augenblicke wie lähmend auf die wild erregte Menge. Einige Burschen zogen scheu ihre Hüte; andere hatten sich aber wieder rasch gefaßt und suchten mit rohen Fäusten die noch immer leblos Scheinende vom Boden aufzureißen.

„Zurück, Gesindel!“ donnerte der Junker. „Wen habt ihr da? Ein Weib! Schämt euch! Zurück sag ich!“

Aber nur ein Teil schien dem Befehl Folge leisten zu wollen.

„Laßt uns die Hege, Herr! Erschlagen ist besser als ersäufen. Das ist unsere Sache, Herr!“

Nun ergrimnte der Junker. Mit einem

Fluche riß er sein Schwert aus der Scheide und rief:

„Verfluchtes Bauernpack! Ich will euch gehorchen lehren!“ Dabei ritt er auf die Schreier ein und ließ ihnen die breite, flache Klinge über die Köpfe und Rücken sausen.

Grinsend war der Mittenwalder seinem Beispiele gefolgt, hatte er doch schon seit einiger Zeit einen ordentlichen Span auf die Garmischer Buben, die ihn bei einem nächtlichen Kammerfenster weidlich zerschlagen heimgeschickt hatten.

Kreischend und zeternd entflohen die Weiber, ihnen folgten nicht minder eilig die Bur-schen, denen Hans und sein Gaul tüchtig zu schaffen machten.

Der Junfer hatte sofort von den Leuten abgelassen, als er sah, daß sie zu weichen begannen und sich zu dem auf dem Boden liegenden Weib gewendet.

Mit dem ersten Blick hatte er sie an den wunderbaren Haaren erkannt, die die ganze Gestalt fast einhüllten. Ein Ausruf des Entsetzens und der Ueberraschung! Der

Junker sprang von seinem Rosse und stürzte neben der Ohnmächtigen auf die Knie.

„Margaret! Mädchen! Was ist mit dir?“

Ein dumpfes, schmerzliches Stöhnen antwortete seiner bebenden Frage. Ratlos sah sich der Junker um. Aber kein menschliches Wesen war zu bemerken, die Häuser erschienen wie ausgestorben, nicht einmal der Knappe war in Sicht.

Etwas weiter abwärts plätscherte ein Brunnen seinen frischen Wasserstrahl in einen Trog.

„Dorthin! Ja dorthin.“

Mit starken Armen hob er das Mädchen auf und trug es eilenden Schrittes dem Wasser entgegen. Leise wiehernd, die sonderbare Bürde seines Herrn mit den weitgeöffneten Müstern beschnuppernd, lief der vertraute Hengst nebenher.

Albert setzte Margaret auf das breite Ende des Holztroges, hielt sie mit einem Arme aufrecht, befeuchtete sein Tuch und fuhr damit dem Mädchen über die noch immer geschlossenen Augen und die bleiche Stirn,

dabei mit zarten Schmeichelnworten zu ihr sprechend.

Da durchlief ein Zittern ihren Körper; mit einem vollen Atemzuge hob sich die Brust; die Augen öffneten sich und blieben, wie in



einem wonnigen Traume befangen, auf dem Gesichte des Junkers haften, der sich in Freude über das Erwachen lächelnd gegen das ihre heruntergebeugt hatte.

Aber blitzschnell kehrte ihr die Erinnerung zurück; eine Blutwelle stieg in dem wachsblassen Gesichte auf, und mit einem Achzen

des tiefsten Schmerzes schlug sie die Hände vor die Augen, als wäre das Entsetzliche, das sie vorher durchlebt hatte, noch vorhanden.

Mit sanfter Stimme redete ihr der Junfer beruhigend zu. Doch die Aufregung tobte in dem Mädchen zu heftig, so daß es in ein krampfhaftes Weinen ausbrach.

Plötzlich schien es die Kraft gewonnen zu haben, sich zu fassen; es stand auf, wusch sich Gesicht und Augen klar, schüttelte die staubigen Kleider aus und wand mit einigen raschen Handbewegungen das Goldhaar in einen Knoten.

Der junge Poißl sah bewundernd zu. Er hatte ja noch keine Ahnung davon, wie alles gekommen war, nur wußte er, daß man Margaret als Hexe ausschrie und verfolgte, und daß ein günstiger Zufall es fügte, daß er dem Mädchen rettend beispringen konnte.

Aber Margaret eine Hexe? Wahnsinn, unselige Ausgeburt überhitzter und verdummer Phantasie.

Mit einem wehmütigen Lächeln auf den Lippen bot ihm das Mädchen jetzt die Hand. „Dank, tausend Dank, Herr Junker. Es ist heute das zweite Mal, daß ich Euch mein Leben verdanke. Glaubt Ihr es auch, daß ich eine Hexe bin?“

Statt aller Antwort nahm Albert die dargereichte Hand zwischen die seinen und drückte sie an seine Brust.

„Mädchen! So gewiß du in diesem Augenblick mein Herz pochen fühlst, eben so sicher glaube ich nur Gutes von dir.“

Ein warmer Blick traf ihn dafür aus Margaretens Augen.

Der Junker ließ auch die Hand nicht frei, als er fortfuhr:

„Hier kannst du nicht bleiben; wenn ich dich allein lasse, bist du jeder Noth preisgegeben. Komm mit, ich geleite dich sicher nach Hammersbach.“

Des Mädchens Köpfchen senkte sich, wie wenn es verneinen wollte, aber schon gleichen Augenblicks sah es sich auf den Sattel des Hengstes gehoben und sonderbar! es machte

nicht die kleinste Bewegung, sich dagegen zu wehren.

Auf einem Nebenwege, zwischen Gärten in Blütenpracht und kleinen, verfallenen Häusern und Hütten, verließen sie Garmisch. Lange Zeit sprach keines von den beiden, sie waren zu sehr mit den eigenen Gedanken beschäftigt. Endlich nahm der Junker das Wort und frug Margaret nach dem Hergang der Sache. Was sie wußte, war nicht viel, aber vollständig geeignet, in dem jungen Poißl schwere Besorgnisse zu erregen, denn er kannte den, bis zur vollständigen Verworrenheit abergläubischen Sinn des Volkes und die furchtbaren Hexenprozesse, welche zur selben Zeit in dem unweit entfernten Schongau geführt wurden.

Wenn sich nur zwei Stimmen aus der Menge zur öffentlichen Anklage gegen das Mädchen erhoben, so war der Richter gesetzlich gezwungen, eine Untersuchung des Falles einzuleiten — dann war Margaret so viel als verloren. Denn es gab damals keinen Stand, kein Alter, kein Geschlecht, das

sicher war, verschont zu bleiben. Die Frau des Richters, der Domherr, ein Kaiserlicher oder Herzoglicher Hofrat konnte ebenso gut unter diese furchtbare Anklage fallen, als ein vierjähriges Kind, eine landstreichende Bettel, ein lustiger Spielmann oder ein sieches, achtzigjähriges Weib, das auf einem Strohlager seiner baldigen Auflösung entgegenschau.

„Du mußt fliehen, Margaret, du mußt die Gegend verlassen. Wenn, was heute geschehen ist, auch nur ein wüster Uebermut gewesen sein sollte, so kann doch jede Minute eine tödliche Gefahr daraus erwachsen,“ redete der Junker ihr zu.

Das Mädchen schüttelte leicht den Kopf.

„Hab ich nicht Pflichten, die mich hier halten und bin ich nicht unschuldig? Wo soll ich hin? Unser Haus in Polling ist verkauft, dort haben wir keine Heimat mehr. Wenn sie uns finden wollten, wär es gerade so gut dort, als irgendwo anders.“

„Dann laß du mich dafür sorgen; ich werde für dich und deine Mutter einen Ort finden, wo ihr sicher seid.“

„Ihr, Herr Junker?“ frug Margaret verwundert.

„Was sind wir geringe Leute für Euch? Heißen Dank habt Ihr schon zweimal um mich verdient, denn zweimal danke ich Euch das Leben und die Ehre. Herr! Wie könnt ich jemals mehr von Euch verlangen?“

„Laß das, Margaret,“ wehrte der Junker ab. „Laß das. Was ich tat, war niemals mehr als Pflicht. Du machst zu großes Wesen daraus. Aber trotzdem ist etwas erwachsen, das mir ein gewisses Recht verleiht, einzugreifen, wenn ich sehen muß, daß der Preis meiner Bemühungen neuen Gefahren entgegen geht. Laß mich für dich sorgen, Mädchen,“ bat er mit bewegter Stimme.

Er hatte Margaret seine Rechte auf das Pferd gereicht und sie hatte die ihre vertrauensvoll in die seine gelegt.

Die Blicke, die sich dabei trafen, waren so tief, warm und innig, daß den beiden das jugendliche Blut in hochgehenden Wellen in die Gesichter stieg.

Eine schwüle Beklommenheit hatte die beiden im Augenblicke dieser Berührung überkommen, unwillkürlich schlugen die Herzen rascher und unregelmäßiger.

Die Hände hielten sich fest gefaßt, als wenn sie nimmer von einander lassen wollten und doch sagte Margaret, wenn auch mit leise bebender Stimme:

„Herr, Ihr tut zu viel an mir. Es war unrecht, daß ich mich auf Euer Roß heben ließ und Ihr nun neben mir geht, wie wenn Ihr ein Dienstmann wäret. Habt Dank für Euren Schutz und liebes Geleit. Kehrt um Herr Junker, dort liegt Hammersbach, wo mir niemand Böses antun wird.“

In offener Verwirrung hatte sie die Hand des jungen Mannes freigegeben und sich vom Sattel gleiten lassen. Auf ihrem schönen Gesichte glühte das Rot jungfräulicher Scham, die Morgenröthe jenes Sonnenaufganges, wenn ein unberührt gebliebenes Herz in herbsüßen Wonnen den wärmenden Strahl der ersten Liebe in seinen Tiefen fühlt. Der Mund verstummt und doch möchte er tausende von

Liebesworten flüstern; die Augen schlagen sich nieder, und doch brennen sie darauf, das Bild des Geliebten wiederzuspiegeln; die Arme sinken machtlos herab und doch wäre es ihnen höchste Lust, ihn zu halten und nimmer von sich zu lassen; die Füße wollen sich zur raschen Flucht erheben und stehen doch wie im Boden eingewurzelt.

Das Stolze, das sonst über das Mädchen ausgegossen war, schien verflogen zu sein; in Demut senkte sich sein Köpfchen; am liebsten würde es den Geliebten gebeten haben, es nicht von sich zu stoßen, die Liebe zu dulden wie den Luftstrom, der sein männlich schönes Haupt umspielt.

Diese glühende Empfindung hatte einen raschen Umschlag. Wie ein Entsetzen über sich selbst überkam es Margaret. Zorn, Scham, Furcht stieg in ihr auf. Wohin wollte sie in ihrer Vermessenheit? Ein höllischer Abgrund war es und kein Himmel mit goldenen Pforten, vor dem sie stand. Wie war es möglich geworden, daß sie, die niedere Dirne, nur einen Augenblick ihre Wünsche zu

einem Manne erheben konnte, der so unsagbar hoch über ihr stand.

Mit lächelnder Freude hatte Albert Boißl diesen Kampf des jungen Mädchens, der sich deutlich in dessen ganzem Wesen widerspiegelte, erkannt und verstanden. Aber auch in ihm war jede leichtsinnige Regung schon längst erloschen und eine tiefe, weiche Empfindung durchflutete sein Herz. Er hatte sich dieselben Fragen wie sie, vorlegen wollen, allein zu einer nüchternen Beantwortung war er doch nicht gekommen. Vielleicht wäre es möglich geworden, wenn sich alles in Ruhe und nicht unter dem stürmischen Druck schwerwiegender Ereignisse entwickelt hätte. Ja, selbst die allerletzten Vorgänge hätten vielleicht dazu geführt, wenn es nicht dem Mädchen plötzlich eingefallen wäre, seine Nähe zu fliehen.

Als Margaret jetzt enteilen wollte, war Abwägen und Fragen, alles Wirkliche, wie in einem Nebel zerflossen. Seine Arme breiteten sich wie in unsäglichter Angst über den Verlust aus und hielten die schlanke, in allen Fibern bebende Gestalt heiß um-

schlossen, ehe der Kopf sich davon Rechenschaft geben konnte.

Den Oberkörper zurückgebeugt, ihren rechten Arm wie zur Abwehr erhoben, den von Tränen verdunkelten Blick bittend und zagend wie ein junges Waldbreh zu dem Manne, der sie umfaßt hielt, ausschlagend, lag Margaret an der Schulter des Junkers.

Er sah auf sie nieder, bei fliegenden Pulsen und fußdürstigen Lippen. Aber der Ausdruck in ihren Augen hielt ihn zurück; es würde ihm als eine rohe Entweihung dieses köstlichen, nie mehr wiederkehrenden Augenblicks geschiene haben, würde er das Recht des Stärkeren mißbraucht haben.

Was sie sich zu sagen hatten, das sprachen ihre Augen. Die tauchten sich ineinander und Wonnen und Qualen durchfluteten im wilden Gewoge die jugendlichen Herzen. Wo waren die kleinlichen Bedenken der Zurückhaltung, der weit klaffende Unterschied der Stände hingekommen?

Verfunken, verträumt, vergessen. Der
Flammenmantel der reinen Liebe hüllte die
beiden ein und die Welt um sie versank in
die Unendlichkeit.

Wenige Augenblicke hatte dieses Hal-
ten und in sich Vertiefen gedauert, aber sie
genügten, um die Schicksale zweier Menschen
zu bestimmen.

„Margaret,“ flüsterte mit weicher Stimme
der junge Mann, „Margaret, eine Bitte mußst
du mir gewähren. Wenn du in Gefahr bist
und ich komme dich zu rufen, mag es Tag
sein oder Nacht — wirst du mir vertrauensvoll
folgen?“

Ein schwerer Seufzer hob die Brust des
Mädchens; es machte sich sanft aus den es
umschlungen haltenden Armen los, ergriff
die Rechte des Junkers, drückte einen Kuß der
Ergebung darauf; dann nickte es, die Hand
auf das pochende Herz legend, wortlose
Bejahung, senkte das Köpfchen und wendete
sich zum Gehen.

Der Junker wagte nicht, zu folgen. Das
ganze Wesen des Mädchens sagte ihm: „Bis

hierher — aber gehe nicht weiter. Siehst du denn nicht, daß ich dein bin, mit Leib und Seele, von jetzt ab bis zum letzten Atemzuge?"

Der Hengst labte sich schon längst am



jungen saftigen Grase, Albert hatte ganz auf ihn vergessen. In tiefe Gedanken verloren, starrte er der immer mehr verschwindenden Gestalt des Mädchens nach. Dort, an der Wegkrümmung, mußte es sich

seinem Auge vollständig entziehen. — Wird es sich noch einmal nach ihm wenden? Vergebens. Margaret war von ihm gegangen, wie im Traume; sie wollte nicht die Enttäuschung erleben, daß hinter ihr die kalte, herbe Wirklichkeit drohend aufstieg. Das unendliche Glück, das sie empfand, ließ den Schmerz für kurze Zeit vergessen.

Bei den Schorns hatte der Vorfall an der Kirche die größte Wut und Entrüstung hervorgerufen. Sie schwuren jedem an das Leben gehen zu wollen, der Margaret anzutasten wagen würde. Besonders der Rasso war in größter Aufregung und sprach davon, man soll das Werk verkaufen und fortziehen aus einer Gegend, wo das unschuldigste Geschöpf nicht sicher ist, unter die gefährlichsten Anklagen gestellt zu werden.

Der alte Schorn zuckte die Achseln und meinte, daß es in den deutschen Landen wohl kaum einen Ort geben werde, wo dies nicht gleicher Weise der Fall sein könnte. — —

Meister Abriel von Schongau war in

Garmisch angekommen; es stand also der peinlichen Befragung der Ursula Klöckin kein Hinderniß mehr im Wege.

Daß der Scharfrichter an der Alten die Hexenmale fand, war selbstverständlich und so konnte deren Prozeß weiter gehen. Die Klöckin ließ an Ungebärdigkeit, zum Entsetzen des Unterrichters und des Landrichters, nichts zu wünschen übrig. Sie behauptete bei der „gütlichen Befragung“, daß sie von gar nichts wisse. Was die Herren sagten, sei Unsinn. Als wenn ein altes Weib Wettermachen, fliegen oder sich in andere Gestalten verwandeln könnte! Den Teufel hätte sie schon oft gesehen, aber nur in der Gestalt von Pfaffen, Richtern und adeligen Herren. Jetzt zur Stunde, in eben diesem Augenblicke sehe sie ihn wieder und da schaue er aus, wie der ehrsame Unterrichter von Garmisch und der edle Herr vom Werdenfels.

Die beiden Richter bekreuzten sich und waren nun vollständig überzeugt, daß die Klöckin verzaubert sei.

Am nächsten Tage wurde die Alte wieder vorgeführt. Herr Kösch hielt ihr die Warnungsrede, wie sie im *Malleus maleficarum* * vorgegeschrieben ist. „Wir sind nicht geneigt,“ sagte er, „dir als weiblichem Wilde (Weibsbild) mit Gefährde deines Lebens nachzustellen. Wenn du die Wahrheit gütlich bekennst, wirst du vielleicht darum nicht getölet, sondern begnadigt, oder sonst auf anderem Wege gestraft werden. Deswegen lasse dich nicht dem bösen Geiste zu lieb also zerbrechen.“

Die Klödin lachte grell hinaus und behauptete, sie kenne schon, was Gnade heiße bei den Herren. Auf ein altes Weib mehr oder weniger käme es auch nicht mehr an; wenn sie nicht verbrannt würde, müßte sie so wie so verhungern, da man ihr den ganzen Besitz gestohlen und geraubt hätte.

* *Malleus maleficarum* — Der Hexenhammer — eines der verrücktesten und unheilvollsten Bücher der Weltliteratur, geschrieben um 1484 von den fürchterlichen Inquisitoren Institoris und Sprenger; approbiert in Köln und durch Königliche Empfehlung die Grundlage bei den Hexenprozessen, neben dem bluttriefenden Gesetzbuch die Carolina.

Der Richter winkte dem Scharfrichter, nun seines Amtes zu walten. Rücklings wurde die Hexe in die Kammer zur Folter geführt. Einige Frauen entkleideten sie bis auf einen Lendenschurz, dann wurde sie vollständig geschoren.

Nun legte ihr der Scharfrichter die Daumenschrauben an. Aus den Fingern spritzte das Blut, die Knochen splitterten durch das immer festere Schrauben, allein die Klöckin blieb standhaft und bekannte nichts.

Der Scharfrichter schüttelte unmutig den Kopf und meinte: „Die wird uns noch viel Arbeit machen! Seht her, hochedler Herr, nicht einmal Zähnen hat sie in den Augen! Das ist das sicherste Zeichen bei einer Hexe. Wie wär's, wenn Ihr sie heute noch mit Ruten streichen lassen wollet? Es sind gute, frisch in Salzwasser geweichte zur Hand.“

Und die Klöckin wurde auch mit Ruten gestrichen, aber sie bekannte dennoch nicht.

„Nun bleibt uns nichts mehr übrig, als der ‚gespickte Hase‘,“ sagte der Scharfrichter. „Wenn der oder die spanischen Stiefel nicht

helfen, so könnte man nur noch den Körper mit Fackeln brennen.“

Auch der ‚gespickte Hase‘, dieses furchtbare Folterwerkzeug, ein Holzgestell, auf das der Delinquent mit Füßen und Armen aufgebunden, gestreckt und über eine mit spitzen Holznägeln besetzte Walze gezogen wird, blieb ohne Wirkung.

Als aber, nachdem sich das zähe arme Weib von dieser gräßlichen Marter etwas erholt hatte, ihr der Scharfrichter an den empfindlichsten Stellen des Leibes mit einer Pechfackel Wunden brannte, da konnte sie die Qualen nicht mehr ertragen und sie gestand alles, was man von ihr wissen wollte: Daß sie nächtliche Ausfahrten auf der mit der Hexensalbe beschmierten Gabel gemacht; Gewitter und Hagel veranlaßt habe; mit dem Teufel auf der Tegernau gebuhlt; Menschen und Vieh geschädigt hatte. Auf jede der suggestiven Fragen, welche die Richter an sie stellten, gab sie sehr zufriedenstellende Antworten. Nur noch einen Aufenthalt gab es, als Bösch von ihr wissen wollte, wie die

Hexen heißen, die mit ihr auf der Tegernau waren; ob der Teufel selbst oder ein anderer zum Tanze aufgespielt hatte.

Der finstere Troß, oder vielmehr das Bewußtsein, daß, wenn sie jetzt sprechen würde und Namen nannte, diese Menschen unrettbar dem Hexenrichter verfallen würden, malte sich auf dem verzerrten Gesichte der zermarterten Greisin und sie schwieg.

Meister Abriel machte dem aber rasch ein Ende, indem er diesmal zwei Pechfackeln entzündete und sich ihr nahte. Noch ein gellender Aufschrei der furchtbarsten Angst und Qual und sie nannte als Mitschuldige ein paar ihrer Feindinnen, von denen sie wußte, daß sie als Hexe ausgeschrieen worden war, die Elisabeth Schlampin und deren Tochter Apollonia, sowie die Barbara Achrainerin von Garmisch. Als denjenigen, der bei dem Hexentanze aufspielte, bezeichnete sie — den Mang Köslberger, aus Haß, weil dieser sie geschlagen hatte, als er sie im bischöflichen Reviere, Keifig suchend, eines Tages antraf.

Der Unterrichter erblaßte bei Nennung

dieses Namens und es lief ihm ein kalter Schauer über den Rücken. Mang Röslerberger, der Mensch, dessen er sich so oft zu seinen Zwecken bedient hatte, der mithin alles Anrecht besaß auf Schonung von seiner Seite! Wenn dieser einst — und es wird dazu kommen, denn das Geständnis der Hexe ist durch die Anwesenheit des Scharfrichters und Landrichters weder zu fälschen noch zu unterdrücken — an eben derselben Stelle wie dieses Weib steht, was dann? Ist es nicht möglich, daß er in ihm den Verräter und falschen Freund sieht, der ihn wegräumen möchte, weil er zu viel von seinen Schlichen weiß und dann im aufsteigenden Rachegefühl bei der gleichen Frage — ihn, den Unterrichter nennt, als Teilnehmer an einem Teufelsfeste!

Hätte er doch diese Klöckin laufen lassen; auf eine Hexe mehr oder weniger wäre es nicht angekommen!

Aber zugleich steigt in diesem Manne ein finsterner Entschluß auf; er ist mit sich einig, daß der Mang Röslerberger nicht sprechen wird,

weil es ihm, bis es dazu kommen könnte, unmöglich gemacht worden ist.

Der Sebastian Kösch atmete auf, wie wenn ihm eine Zentnerlast von der Brust gewälzt worden wäre; er gewann die Herrschaft über sein Denken zurück und klar trat ihm wieder der eigene Rachegebanke vor die Seele.

Der Landrichter ist von dem Vorgang erschüttert. Die Weiber, welche als Hexen und Teufelsgepielinnen von der Klöckin genannt worden waren, kümmern ihn wenig, sie werden ihrem verdienten Schicksal nicht entgehen, dafür ist er der Richter. Daß aber unter den Bezeichneten auch ein Mann ist, dem er selbst ein gewisses Vertrauen geschenkt hatte, wenn er auch keine besondere Vorliebe dafür hegte, machte ihn irr an seiner Menschenkenntniß, auf die er sich so viel einbildete und erhöhte die Furcht vor dem Bösen, der die Masken seiner Helfershelfer so trefflich zu gestalten weiß, daß selbst die schärfsten Augen sie nicht erkennen.

Der Unterrichter war wieder mit neuen

Fragen an die Alöckin herangegangen. Er bezweifelte dieser gegenüber, daß sie bereits alle Teilnehmerinnen an der Teufelshochzeit angegeben habe. Die Alte schien wieder störrisch werden zu wollen; ein Wink gegen den Scharfrichter, der seine Pechfackeln sofort bereitsetzte, machte sie jedoch gefügig. Das Weib war gebrochen, jetzt gestand es, was man wollte.

„War unter den Hexen auf der Tegernau nicht auch eine Rothaarige?“ frug der Unterrichter.

Die Alöckin nickte unter Stöhnen eine Bejahung.

„War das etwa die Margaret Gättingerin von Hammersbach?“

„Ja, gewiß, die war's,“ stieß das gequälte Weib heraus.

„Hast du sie auch gut erkannt? Gedanke, daß du bei der Heiligkeit des Sacramentes auf die volle Wahrheit gefragt wirst!“

„O so gut. Ich werd doch die Margaret kennen!“

„Was hat sie auf der Tegernau getan?“

„Schlecht Wetter und Hagel mit uns gemacht.“

„Was ist dann mit ihr geschehen?“

„Wie der Teufel fort ist, hat er sie mit sich genommen.“

„Hast du sie später wieder gesehen?“

„Ja, wie wir das Hagelwetter am 2. Mai gemacht haben.“

„Ich denke, das genügt,“ wendete sich der Unterrichter zu dem Burgpfleger. „So Ihr gestattet, Herr, lassen wir die Hexe dem Meister Abriel. Er mag versuchen, sie wieder so zusammenzuflicken, daß man nächster Zeit wieder ein reputierliches Verhör damit anstellen kann.“

Bestätigt sie dann nicht gütlich ihre heutige Aussage, dann mögen wir wieder zur peinlichen Frage schreiten, wie es die Carolina und der Malleus maleficarum weisheitlich vorschreibt.“

Die ohnmächtig gewordene Klöckin wurde fortgetragen, der Unterrichter und der sehr nachdenklich gewordene Burgpfleger blieben noch einige Minuten allein in dem schauer-

lichen Gemache zurück, um die Akten zu schließen und wegen der letzten Geständnisse Anordnungen zu treffen.

„Diese rote Dirne war mir schon längst verdächtig,“ begann Herr Sebastian Kösch.

Der Burgpfleger sah düster vor sich nieder und dann entgegnete er:

„Ich hätte es nicht von dem Mädchen gedacht. Es ist heute schon das zweite Mal, daß ich meine eigene Meinung ändern muß! Wenn ich auch gestehe, daß ihr Verhalten bei dem Vorgehen der Bauern in keiner Weise weiblich zu nennen war, kommt es mir doch überraschend.“

„O, wenn es nur das wäre!“ rief der Richter. „Da gehen noch andere Bezeichnungen im Volksmunde um. Höret nur einmal den Färber Gilch Brand, Euer Edlen. Ihr werdet Wunder vernehmen! Ich selbst konnte nicht einschreiten oder Anlaß dazu bieten, weil ich die Sache sich entwickeln lassen wollte. Jetzt ist der Prozeß klar; diese Hexe, mag sie gestehen oder nicht, ist soviel als überführt.“

Es erübrigt nur, sie geschickter Weise ge-

fänglich einzuziehen, denn gegenüber den zwei unbotmäßigen Schorns und ihren handfesten Knechten dürfte sich einige Vorsicht geziemen. In das Gefängnis in Garmisch würde ich diese gefährliche Hexe nicht verbringen lassen. Sie könnte bei dessen leichter Zugänglichkeit und Bauart Mittel finden, zu entkommen oder einen hohen guten Freund bezaubern, der dann gezwungen ist, ihr aus der Patsche zu helfen.“

„Wie meint Ihr das, mit dem hohen guten Freund, Herr Unterrichter?“

„Se nun! Man hat Beispiele. Hexen von solcher Leibesgröße sind gefährlich für alt und jung. Ich rate: Laßt sie in das untere Verließ des Bergfriedes auf dem Werdenfels werfen und stellt tüchtige Wachen davor mit dem Befehle, bei Todesstrafe niemand, wer es auch sei, ein- und auspassieren zu lassen. Das wird helfen, Euer Hochedlen!

Und dann rasch der Prozeß. Meister Abriel ist uns so wie so nur auf einige Wochen geschenkt und ich denke, er wird nicht viel übrige Zeit haben.“

„Es sei, wie Ihr sagt, Herr Unter-

richter," antwortete Herr Poißl. „Besorgt klüglich das Aufheben der Hexe, womöglich noch heute und dann will ich auf dem Werdenfels das Meinige tun. Es plagt mich so wie so die Gicht, und der Ritt nach Garmisch fällt mir oft sehr beschwerlich. Ich meinte deshalb, daß mein Bergfried nach und nach alle Hexen aufnehmen soll. Ihr freilich, Ihr müßt dann den Weg zu mir herauf machen! Aber Ihr seid noch frisch und viel jünger als ich und könnt ein wenig Strapaze leichter vertragen. Ich stimme Euch auch darin bei, daß man den Burgläger eintürmt und zwar in Garmisch, wo Ihr ja selbst ein Auge darauf haben könnt.“

Dieser Vorschlag enthielt mehr, als Herr Rösch erwartet hatte. Damit war ihm die Verantwortung für die Hexen vom Halse genommen und der Burgpfleger mochte sehen, wie er damit fertig würde. Was den Röscher betraf, das war eine andere Sache.

Seine letzte Bemerkung hatte natürlich dem Eingreifen des Junker Albert bei der Hexenhege gegolten. Er war aber zur Zeit

noch unsicher, ob der Burgpfleger schon davon wußte und wie sich dieser dazu stellte. Der Unterrichter fühlte den gefährlichen Boden, auf den er sich dadurch begab, allein sein böshafter Sinn schreckte nicht davor zurück.

Die „peinliche Befragung“ der Klöckin hatte am Vormittage stattgefunden, wie es gesetzliche Vorschrift war. Der Burgpfleger erschien den Seinigen durch diese Ereignisse sehr sorgenvoll und gedrückt. Albert schwieg, weil er wußte, er sei mit dem Vater in diesen Punkten keineswegs gleicher Ansicht. Die kindliche Ehrfurcht verbot ihm, einen Streit darüber zu beginnen.

Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß Junker Albert ein Freidenker etwa im Sinne unseres eigenen Jahrhunderts war. Zu einer solchen Höhe vermochte sich auch nicht der Gebildetste des sechzehnten Jahrhunderts aufzuschwingen. An den Unfug eines persönlichen Teufels in der Welt glaubte er so fest als irgend einer. Es dämmerte aber in ihm, wie in manchen anderen Köpfen die Vorstellung auf,

daß gerade die Anwendung der Folter, und zwar eine meist schrankenlose Anwendung derselben, den Hauptgrund zur Ausbreitung der Regenzprozesse abgebe. Ein Richter, der die Tortur ohne Erfolg anwenden läßt, steht vor dem Dilemma, sich selbst eingestehen zu müssen, daß auf seinen Befehl ein Unschuldiger gemartert wurde — oder die Folter zu wiederholen oder zu steigern, bis es zu einem Geständnisse kommt. Daraus erwächst von selbst die steigende Ausdehnung der Prozesse, weil alle Angeklagten unter der Folter auf die spezielle Frage hin Mitschuldige nennen werden, oder solche freiwillig in der Kaserei des Schmerzes angeben. — —

Das Zureden der besorgten Gattin brachte den Burgpfleger dahin, nach dem Mittagstische sich näher über die heutigen Vorgänge auszulassen. Dabei erwähnte er naturgemäß die Namen des Mang Köslberger und der Margaret Gättingerin als neu Beschuldigte.

Albert sprang bleich und bebend von seinem Sitze auf. Also, so weit war es schon gekommen! Nun war die Stunde der

fürchterlichen Gefahr nahe und er wollte das unschuldige Wesen retten. Sein scharfer Blick hatte sofort erkannt, daß hier wieder eines jener unseligen Beispiele einer vollständig in der Irre gehenden Justiz vorlag. Dieses Opfer ihr zu entreißen, wollte er sein Leben einsetzen.

Der Burgpfleger blickte verwundert auf seinen Sohn; so hatte er ihn noch nie gesehen.

„Was ist dir, Albert?“ frug er ihn.
„Nicht dich das Schicksal der herenhaften Dirne an! Warum hat sie sich dem Teufel hingegeben? In einem solchen Falle schützt weder Schönheit noch Jugend, die doch nichts anderes bedeutet haben, als Fallstricke, welche der Böse den christlichen Gläubigen legt.“

Der Junker trat an seinen Vater heran; sein Atem schien stocken zu wollen, Schweißperlen zeigten sich auf seiner Stirne. „Hört mich, Herr Vater, laßt mich zu Euch reden. Das Geständnis dieser Klöckin ist wichtig, es ist von der Folter erpreßt. Hättet Ihr sie gefragt, ob Ihr selbst beim Teufelstanz waret, sie würde Euch ebenso angegeben haben als die anderen Unschuldigen. Es ist Wahnsinn,

unter der Folter ein derartiges Geständnis zu erpressen und eine zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit, daran zu glauben.“

„Albert!“ schrie Frau Benigna entsetzt auf, „Albert, wie wagst du mit deinem Vater zu reden!“

Der Burgpfleger war bleich geworden aus Zorn und innerer Erregung; seine Rechte schlug geballt auf den Tisch, als er mit vor Wut bebender Stimme begann:

„Ist das etwa die neue Weisheit, die du aus der Münchner Hofburg heimgebracht hast? Wagst du in einem Atemzuge die Kirche, den weltlichen Arm der Gerechtigkeit, und deinen eigenen Vater zu lästern? Unwürdiger Knabe, was rechste ich mit dir! Aber, weil du mir nahe stehst, näher als irgend ein anderer Mensch in der Welt; weil ich mich für deine Seele und dein leibliches Wohl verantwortlich fühle, so will ich, wie der Schwengel an die Glocke, an den ehernen Bau der Geschichte schlagen, auf daß deren dröhnende Stimme an deine verstopften Ohren bringt:

Hast du vergessen, daß schon die Päpste Johann XXII. und Eugen IV. Erlasse gegen die Hexerei richteten? Und erst die berühmte Bulle Innocenz VIII. vom Jahre 1484, die, wie in einem gewaltigen Bilde das Teufelsunwesen zeigte und die Wege wies, wie diesem zu begegnen sei! Was gegen diese apostolische Willensmeinung aufgebracht werden wollte, ist daran zersplittert wie zerbrechliches Glas. Kannst du dir vorstellen, daß nur um eines Wahnes Willen abertausende von Hexen und Zauberern gerichtet und verbrannt worden sind? Hätte die Gewalt des allmächtigen Gottes es zugelassen, wenn nicht nach seinem Sinne verfahren worden wäre? Außerdem wäre es Mord, ein Morden, wie es die Weltgeschichte nicht grauenhafter kennt!

Du schweigst — ich sehe, daß dein Sinn noch verstockt ist. Deffne deine Augen, blicke um dich! Leben wir nicht selbst in einer Welt, die uns täglich den wachsenden Einfluß des Bösen zeigt? Schreibst du es vielleicht natürlichen Einflüssen zu, daß schon seit langer Zeit allerorten der niedere Mann die Ge-

wohnheit von Jahrhunderten abwerfen will und den ihm gesetzten geistlichen und weltlichen Herren an ihre Rechte tastet? Was taten nur in jüngster Zeit die Bauern von Garmisch und Partenkirchen? Was hat sie dazu gebracht? Der Einfluß und die Mithilfe des Teufels, der sich diesmal einer jungen und schönen Dirne bediente, um den dummen Menschen seinen Willen aufzudrängen."

"Vater," rief Albert, „das ist ein gräßlicher Irrtum, weil er eines der reinsten Geschöpfe der Welt zu einem Werkzeuge des Satans stempelt. Die Margaret Gättingerin wollte ihre Verwandten retten und die Bauern bestunden auf ihren alten Rechten."

"Du bist ja ein trefflicher Teufels- und Hexenanwalt," donnerte der Burgpfleger, von seinem Sitze aufspringend.

"Muß ich das am eigenen Blute erleben? Hast du nicht auch Lust, nachdem du mich derartig belehrt hast, dazu zu helfen, daß die Hexe den Händen ihrer Richter entkommt und daß die Bauern in ihrer Aufjässigkeit noch bestärkt werden?"

„Ja, Vater,“ entgegnete ruhig und fest der Junfer — „einmal habe ich bereits die Hand dazu geboten.“

„Du?“ preßte Herr Poißl mit vom Grimme und der Ueberraschung fast erstickter Stimme. „Du?“

„Sawohl, ich selbst, und zwar bei einem Anlasse, über den Ihr mich nicht schelten könnt. Am ersten Pfingsttage, als ich zur Kirche ritt, war eben ein wahnsinnig rasender Volkshaufe in Garmisch daran, ein Weib zu Tode zu hegen. Daß ich das nicht duldete, war meine Ritterpflicht. Dasselbige Weib aber ist die Margaret Gättingerin gewesen.“

„Und du hast dich damit besudelt, daß du deine Hand aufhobst für eine Hexe?“ schrie entsezt Frau Benigna Poißl und starrte ihren Sohn mit weit aufgerissenen Augen an.

„Mutter, Margaret ist keine Hexe; sie ist ein armes, unglückliches Geschöpf, das verloren ist, wenn nicht ein starker Wille es rettet.“

Herr Poißl hatte finster vor sich hingeblickt. Bei diesen Worten fuhr er auf.

Plötzlich war ihm wieder die Rede des Unterrichters eingefallen, daß sich vielleicht ein hoher guter Freund finden werde, der der Hexe aus der Patsche hilft. Dieser Rösch, dachte er, hatte Kenntniß von dem Vorfalle gehabt, aber sich nicht getraut, offen mit der Sprache heraus zu gehen, weil die Sache den Sohn des mächtigen Burgpflegers und Landrichters betraf.

Es überkam ihn wie ein Schwindel; der Saal begann sich um ihn im Kreise zu drehen. Der Gedanke, den eigenen Sohn so verzaubert von der Hexe zu sehen, daß er Religion, Recht und Pflicht in den Wind schlagen könnte, um dieser zu helfen, war niederschmetternd für den Burgpfleger.

Albert kam ihm vor wie ein Kranker, dem die Verantwortlichkeit für seine Taten fehlt. Er stand ja unter dem teuflischen Einflusse der Hexe und mußte diesem um jeden Preis entrisen werden. Wer konnte sagen, zu was ihn dieser treiben wird? War es geschehen, dann konnte ihm niemand, auch der eigene Vater nicht mehr helfen. Heute noch,

wahrscheinlich erst zu später Stunde, wird die Hexe eingebracht und bis dahin muß es vermieden werden, daß Albert seinen vielleicht schon gefaßten, wahnwitzigen, gottverlassenen Plan, ihr helfen zu wollen, zur Ausführung bringen kann.

Es graute dem Burgpfleger vor der offenen Aussprache darüber; er wollte dem Entsetzlichen keine Worte leihen, deswegen antwortete er, indem seine Augen düstere Blicke schossen:

„Der starke Wille, mein Sohn, das Rechte zu tun, wird sich finden; allein nicht durch die Gewalt des Bösen, sondern durch die über alles stehende Eingebung des allmächtigen Gottes. Du wirst es deinem Vater nicht verdenken, wenn er dir sagt, daß sein Herz darüber weint, seinen Sohn auf Wegen zu sehen, die zum Unheile führen. Und jetzt — genug davon für heute.“

Der Burgpfleger winkte Albert energisch zu, daß er ihn allein lassen möge. Als der Junker mit hoherhobenem Kopfe und entschlossenem Gesichte die Thür hinter sich zuzog,

hatten beide ihre unwiderruflichen Entschlüsse gefaßt. Der eine, die Margaret um jeden Preis zu retten, der andere, diesen, koste es was es wolle, daran zu verhindern.

Die Burgpflegerin hatte ihrem trotzigen Sohne nachsehen wollen, um vielleicht durch gütlichen Zuspruch zu erreichen, was die Gewalt des Vaters umsonst fordern würde, allein ein scharfer Befehl ihres Vaters verhinderte sie daran. „Du bleibst, Beningna! Was zu tun ist, ist meine Sache.“

Albert war auf seine Kammer gegangen und schaute mit gepreßten Gefühlen in seinem Herzen durch das Bogenfenster nach der Richtung, wo er das unglückliche Mädchen wußte. Tief unten, am Absturz des Burgfelsens, rauschte der Wind in den Fichten und krächzend flogen die Raben um den Bergfried, als ob sie dort Beute witterten. Seine Gedanken arbeiteten mächtig am Rettungswerke. Ja, so wird es gehen. Er wird den starken Hengst satteln lassen, auf Umwegen nach der Hammerschmiede reiten und Margaret bestimmen, ihm auf dem waldverlorenen Steig zu folgen,

der nach dem Gibsee führt. Sein Hengst trägt zwei mit Leichtigkeit. So rasch als möglich, will er mit dem Mädchen das verwitterte Blockhaus am weitentlegenen See, in dem sich der Gipfel der Zugspitze spiegelt, erreichen. Dort wohnt ein alter Fischer mit seinem Weibe, bieder und arm, von denen Albert sicher ist, daß sie die Flüchtende gerne so lange verbergen werden, bis es ihm möglich wird, weiter für diese zu sorgen.

Der Junker war so in seine Gedanken versunken, daß er überhörte, wie sich außen, leise knirschend, der Schlüssel in der Kammerthür gedreht hatte. Sich jetzt, am frühen Nachmittage vom Werdenfels zu entfernen, war günstig für ihn, denn Albert wußte, daß zu diesen Stunden sein Vater den gewohnten Erholungsgang in dem Burgwalde unternimmt, von dem ihn nur das schlechteste Wetter abhalten konnte.

Er wappnete sich zum Ritte, steckte Geld in seine Tasche, um den Fischer damit zu entlohnen; die Waffen hingen in der Halle — er war bereit zum Rettungswerke.

Der Junfer schritt der Türe zu und wollte öffnen, allein sie war verschlossen und keine menschliche Hand ohne Werkzeug imstande, die mächtigen Eisenriegel zurückzuschieben.

Wie ein Blitzschlag traf den Junfer diese Entdeckung. Das war kein Zufall, sondern



der starke Wille, von dem sein Vater gesprochen hatte, der ihn verhindern sollte, etwas zu tun, was dieser nicht für recht- und rittermäßig hielt.

Wutschreie ausstoßend, mit den geballten Fäusten gegen die schwere Eichentüre schlagend, rüttelte Al-

bert an dem Schloßwerke. Vergeblich. Zuerst

blieb alles ruhig, dann vernahm er die schweren Schritte zweier waffenklirrender Männer, die vor seiner Kammer auf und ab gingen, ohne sich im mindesten um das Toben des Eingeschlossenen zu kümmern.

Gefangen! Gefangen! Bewacht von Bewaffneten, ohnmächtig wie gebunden und verurteilt, nicht die Hand rühren zu können für ein Geschöpf, das er schuldlos wußte wie einen Engel; an dem sein Herz mit jeder Faser hing; das rettungslos einem grausamen Verhängnis verfallen war.

Albert eilte von der Türe an das Fenster. Aber ein Blick auf die bedeutende Tiefe und die vollständig glatte Burgmauer ließ das wahnwitzige des Gedankens, hier herunter fliehen zu wollen, auch ihn trotz seiner furchtbaren Aufregung erkennen.

Mit wirren, blutunterlaufenen Augen sah er sich in der Kammer um eine Waffe, ein Werkzeug um, mit dem er die Türe sprengen könnte. Umsonst. Nichts war zu schauen, als die geschnitzte Bettlade, einige Stühle, ein

Tisch und zwei Truhen, die Wäsche und Kleider enthielten.

Er wußte, daß es vergeblich war, aber dennoch ergriff er die Stühle, um damit die Türe zu zerschmettern. Kein anderer Erfolg, als daß deren Holz zu Spänen zersplitterte und die Schritte manchmal vor der Türe still hielten, um gleich darauf im selben Gleichmaße auf den Steinfliesen wieder zu ertönen.

Wie ein frisch eingefangenes Tier im Käfig, rastete bis zur völligen Erschöpfung der Junker in seiner Kammer. Nach diesem Toben der Verzweiflung, geriet er in einen Zustand, welcher einer geistigen und körperlichen Erstarrung gleich. Er konnte sich nicht mehr rühren, saß wie zerschlagen auf seinem Bette; in seinem Schädel jagten sich die Anfänge und Enden der widerstrebendsten Gedankenreihen, ohne die geringste klare Vorstellung zu gestatten.

Die Erstarrung löste sich allmählich in unaufhaltjam strömende Tränen, die ihm einige Erleichterung verschafften. Damit kam

auch wieder die Klarheit der Begriffe und Vorstellungen.

Seine Phantasie malte ihm die schrecklichen Bilder: Wie Margaret von dem Büttel und Knechten ergriffen, gebunden, beleidigt, verhöhnt und zuletzt in einen Kerker geworfen wird, wo sie allein ist mit ihrem furchtbaren Schmerze, ihrer rasenden Verzweiflung. Gleich einer Vision stieg die Szene vor ihm auf, wie die rohe Schar in den Palas der alten Hammerburg dringt, die Schorns sich der Verhaftung widersetzen, verzweifelt kämpfen, aber zuletzt unterliegen.

Er sah die angsterfüllten Augen des Mädchens, das im letzten Augenblicke noch fiebernd auf das Erscheinen des Retters hofft, der sie aber unbarmherzig ihrem fürchterlichen Schicksale überläßt.

Schmerz, Wut, Verzweiflung erpressen dem Junker ein dumpfes Stöhnen. Noch einmal gerät er in eine wahnsinnige Aufregung, in der er schreit, flucht, mit den Fäusten und Holzstücken gegen die Türe hämmert — dann ist es ihm, als ob ein wirrer Kreis tanzen-

der Funken ihn umstöße; er lachte grell hinaus und stürzte dann wie leblos auf die harten Steinfliesen nieder.

Die beiden Knappen lachten, wenn der Junker in der Kammer vergeblich schrie und tobte. Es machte ihnen Spaß, einmal einen hohen Herrn hinter Schloß und Riegel zu wissen, obgleich sie sonst den Junker gerne mochten. Ihr Behagen galt eben nicht der Person, sondern der Gattung, zu welcher der Gefangene gehörte.

Als sie aber einen dumpfen Fall vernahmen und gleich darauf eine durch nichts gestörte Ruhe in der Kammer eintrat, begann es ihnen nach und nach zu grauen.

Was mochte sich hinter der schweren Eichentüre zugetragen haben? Der eine behauptete steif und fest, er habe ein Lachen gehört, das übernatürlich geklungen hätte. „So lacht kein Mensch!“ beteuerte er. „Was wird's dann g'wesen sein?“ frug der andere Knappe furchtsam.

Ein Achselzucken und ein scheuer Seitenblick auf die Türe war die Antwort.

Mittlerweile war die Nacht eingetreten, vom Burghofe her ertönte dumpfes Stimmengewirr, roter Schein von Pechfackeln warf seine spielenden Lichter auf das alte Gemäuer, dann versank wieder alles in lautlose Stille.

Die Knappen legten ihre Ohren gegen die Türe — aus der Kammer war nicht das geringste Geräusch zu vernehmen.

Da entschloß sich einer derselben, dem Burgpfleger davon Mitteilung zu machen.

Wenige Minuten später öffnete dieser unter bangem Herzklopfen die Kammertüre — der Schein der mitgebrachten Kerze fiel auf den, immer noch in tiefer Bewußtlosigkeit auf den Steinfliesen ausgestreckten Jünger.

Dann ein markerschütternder Aufschrei aus einer weiblichen Kehle — die dem Burgpfleger folgende Gattin kniete vor dem Bewußtlosen und suchte ihn durch Küsse und Liebkosungen wieder ins Leben zurückzurufen.

Erst nach geraumer Zeit und unter Anwendung der stärksten Hilfsmittel gelang dies

wenigstens in so weit, daß Albert die Augen öffnete, verwundert um sich blickte — dann schien sich bei ihm die Erinnerung an die letzten furchtbaren Stunden und Vorgänge eingestellt zu haben — mit einem Nschzen fiel er auf sein Lager zurück. Von diesem Augenblicke an lag er in heftigem Fieber und redete irre.



So ging es Tage, Wochen durch. Trotz dem Entsetzen, die ihr die Namen der Personen erregten, mit denen sich die kranke Phantasie Alberts unaufhörlich befaßte, hielt dessen Mutter am Krankenbette tapfer aus. Nur ihrer liebevollen Aufopferung war es zu danken, daß der Sturm, der über die junge Edeltanne hinweg ging, sie zwar beugen, aber nicht zerbrechen konnte.

Als Albert eines Morgens erwachte, ohne daß ihm das Fieber die Wangen durchglühte, war merkwürdigerweise die Erinnerung an die Vorgänge, welche seine Erkrankung hervorgerufen hatte, ganz aus seinem Gedächtnisse verschwunden. Er konnte sich nur mehr erinnern, plötzlich einen schmerzenden Druck im Kopfe empfunden zu haben — von da an wußte er nichts mehr von dem, was mit ihm geschehen war.

Seine Mutter hütete sich wohl, in diese geistige Dämmerung Licht zu bringen. Sie betrachtete diese als einen Triumph der göttlichen Macht über das dunkle Werk des Teufels, der ihren Liebling durch die ver-

abscheuungswürdige Here, die nun schon seit Wochen im Bergfried lag, verzaubern hatte lassen. Wird erst dieser Unhold aus der Welt geschafft sein, dann ist jede Gefahr vorüber. Vorerst aber ist die größte Wachsamkeit geboten, denn die Macht des Bösen reicht weit.

Der Junker hatte in seiner Vision richtig gesehen. Herr Sebastian Rösch verstand es, die Aufhebung der Here so ins Werk zu setzen, daß seine rachsüchtige Natur genügende Befriedigung fand.

Der Büttel und dessen Knechte hatten ihm zu schwach gedünkt. Er warb für das Geschäft auch die beiden Gehilfen des Scharfrichters Abriel und eine Anzahl von Garmischer Bürgern, von denen er gewiß wußte, daß sie den Schornß nicht grün waren.

Schwer bewaffnet, einen Karren zum Transport der Here mitführend, erreichte der Haufe in den Abendstunden Hammersbach. Die alte Burg war offen; ohne Widerstand zu finden, konnten die Mäſcher in den Palas eindringen, woselbst sie sich sofort der entsetzten Margaret bemächtigten und die schreien=

den und zeternden Hausgenossen durch wilde Drohungen zur Ruhe zwangen.

Mittlerweile aber gelang es einer jungen Dirne aus dem Hause zu kommen, in das Werk zu eilen und die Schorns mit ihren Werkleuten zu entbieten.

Bewaffnet mit eisernen Stangen, Prügeln und sonst in der Eile aufgerafften Waffen, stürmten diese daher.

Als die Werkleute jedoch sahen, daß es sich um Ergreifung einer Hexe handelte, so drückten sie sich scheu zur Seite. Damit wollten sie nichts zu tun haben. Es war um so ärger für sie, als die Hexe Margaret hieß, zu der sie bis jetzt, d. h. bevor die bösen Gerüchte über das Mädchen umgingen, wie zu einer Heiligen aufgeblickt hatten.

Die beiden Schorns sahen sich allein gelassen, aber wie Löwen nahmen sie den Kampf mit der Uebermacht auf, schlugen auch mit ihren Eisenstangen ein halbes Duzend der Häfcher mehr oder minder nachdrücklich zu Boden, wurden aber zuletzt von den, von allen Seiten Andringenden überwältigt, und

lagen bald, aus verschiedenen Wunden blutend, gebunden, zähneknirschend auf der Erde.

Nun erst erschien der Unterrichter, der sich während des Kampfes in sicherer Ferne gehalten hatte, auf dem Platze und erteilte seine Befehle.

Die Schorns wurden, da sie zu gehen unfähig waren, auf einen Karren geworfen, den man aus ihrem Schuppen gezogen hatte; die gefesselte, halb ohnmächtige Margaret setzte man auf den kleinen Wagen auf ein Bund Stroh. Die Männer kamen nach dem Gefängnisse in Garmisch, das Mädchen nach dem Werdenfels.

Mitten in der Nacht traf Margaret dort ein. Ihre Verzweiflung war in eine dumpfe Erstarrung übergegangen. Sie ließ alles willenlos mit sich geschehen: wie man sie von dem Wagen hob, statt der Stricke mit schweren Handschellen und Ketten fesselte und dann in ein unterirdisch gelegenes Gefängnis brachte, das Licht und Luft nur durch einen Schacht erhielt, der von einer schwer vergitterten

Oeffnung in der Gewölbedecke nach oben lief.

Der Büttel warf in eine Ecke ein Bund Stroh auf ein Bretterlager, stellte einen Krug mit Wasser daneben, dann verließ er mit den Fackeln tragenden Knechten das Gefängniß. Der Lichtschein erlosch, die Schlösser und Riegel klickten, schwarze Finsterniß umgab die Unglückliche. Jetzt erst kam sie zu dem vollen Bewußtsein ihrer fürchterlichen Lage und mit einem gräßlichen Aufschrei wildester Verzweiflung stürzte sie auf ihre Knie.

Aber keine wohltätige Ohnmacht umfing ihre Sinne; in furchtbarer Klarheit stand ihr vor Augen, daß sie so viel als verloren sei. Dann kamen ihr Gedanken an Albert, auf den sie hoffte und vertraute, trotzdem er sie vor ihrem unsagbaren Elende nicht bewahrt hatte. Sie erinnerte sich des Tones seiner Stimme, des Ausdruckes seiner Augen, als er sie bat, in der Stunde der Gefahr ihr Retter sein zu dürfen. Da war kein Falsch dahinter; das war nicht die Eingebung einer plötzlichen großmütigen, edlen Laune, die aus ihm gesprochen hatte; das war Ueberzeugung

und Wahrheit. Konnte er ihr nicht helfend zur Seite stehen, dann war etwas geschehen, das ihm die Hilfe zur Unmöglichkeit gemacht hatte.

Nach und nach ging dieser Zustand der gespanntesten Aufregung in den der Ermattung über. Margaret sank auf dem feuchten Estrich zusammen und verfiel in einen von konvulsivischen Zuckungen begleiteten Schlaf.

Ein starkes Frostgefühl brachte sie zum Erwachen. Durch den Lichtschacht fiel ein matter Schein, der sich nur bis auf die Mitte des Bettes erstreckte, die Ecken aber im Dunkel ließ. Wirr und geängstigt sah das Mädchen um sich, es brauchte lange, um zu begreifen, wo es sich befand. Wieder folgte ein Ausbruch des furchtbarsten Schmerzes, dann hatte es das Gewaltthame der Verzweiflung, in der es sich befand, überstanden; eine ruhigere Ueberlegung machte den wirren Gedanken Platz.

Was wollte man von ihr? Warum hieß man sie eine Hexe? Auf diese Fragen ver-

sagte jede Antwort, weil Margaret sich vollkommen schuldlos wußte und auch darüber im Unklaren war, was man sich über sie zugerant hatte.

Dann kamen die Sorgen wegen der Schorns und der Kinder mit Macht über sie. Margaret hatte noch das Ende des Kampfes wahrgenommen und mußte mit ansehen, wie man die arg Zugerichteten auf den Karren warf, gleich einem Paare gefesselter Schlachtthiere. Ihr hatte man mit dem Tode gedroht, wenn sie schreien oder sich sonst unfügsam zeigen würde. Sie konnte das boshafte Gesicht des Unterrichters Rösch nicht aus dem Gedächtnis bringen, der ihr mit schneidendem Hohn zugerufen hatte: „Junge Hexe! Jetzt kannst du Hochzeit machen, aber mit dem Feuer, das Meister Abriel unter dir anzünden wird, bis daß es deine weißen Glieder verzehrt hat.“

Wie teuflisch alle zu diesem schrecklichen Hohne lachten; wie man sie band, daß ihr die Stricke ins weiche Fleisch schnitten; wie jung und alt bei dem Wege durch Garmisch

zugeströmt kam, sie mit Flüchen und Schimpfwörtern überschüttete und Steine, die geworfen wurden, sie empfindlich trafen und verletzten! Warum taten das diese Menschen?

Wie war sie in ihrem Herzen dem Büttel und seinen Knechten dankbar gewesen, als diese die wütende Volksmenge zurückgetrieben hatten und sie nicht weiter gequält wurde.

Freilich hatten die Knechte dies bloß deshalb getan, weil sie fürchteten, hart angelassen zu werden, wenn sie anstatt einer lebendigen, eine tote Hexe nach dem Werdenfels brächten.

In schleichernder Langsamkeit und unter der hangen Frage: „Was wird jetzt mit mir geschehen?“ vergeht Stunde auf Stunde. Kein Laut der Oberwelt dringt in diesen unterirdischen Kerker. Endlich — es mußte in den späten Stunden des Nachmittags sein, denn der helle Schein im Lichtschachte hatte bedeutend abgenommen — ließen sich vor der Kerkerthüre Schritte hören, die Schösser und Riegel klickten und klapperten — der Kerkermeister, ein hinkender, verwachsener Mensch, der wegen seiner Lücke und Bosheit weit und

breit berühmt war und seine Anstellung nur deshalb erhalten hatte, weil man keinen fand, der sie annehmen mochte, wechselte den Wasserkrug gegen den aus, welchen er mit sich brachte; legte ein Stück schwarzes Brot daneben auf die Erde; warf einen Blick nach den Ketten und Handschellen der Gefangenen und ging dann wieder, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Das Aussehen dieses Kerls war so abstoßend und gemein, daß Margaret bis in das Innerste erschauerte und unfähig gewesen wäre, eine Frage über ihre Lippen zu bringen.

Der Schein im Lichtschachte erlosch nach und nach, zuletzt herrschte wieder tiefe Finsternis in dem unterirdischen Raum.

Mehr als vierundzwanzig Stunden hatte Margaret weder etwas gegessen noch getrunken. Nun verspürte sie auf einmal heißen, durch den Anblick des Wassers und des Brotes rege gewordenen Hunger und Durst. Noch einige Augenblicke des Zauderns und der Ueberlegung, des Ekels und der verhaltenen Gierde, denn sie hatte gefühlt, wie eine Ratte

über sie hinweggelaufen war. — Der will sie das Brot nicht überlassen, es könnte doch vielleicht für sie noch eine Rettung geben! Und Margaret tastet sich mit klirrenden Ketten nach der Ecke, wo der Krug steht und das Brot liegt, das die Ratte bereits im Begriffe war, als hochwillkommene Beute in ihr Loch zu zerren.

Eine furchtbare Wut packte sie über das arme, hungrige Tier. Es hatte ihr ja nehmen wollen, was sie selbst zum Leben brauchte, zu einem Leben, das vielleicht — vielleicht noch so schön für sie werden konnte. Im Hintergrunde ihres Denkens und Fühlens regt sich die Vorstellung, die lebende, zitternde Hoffnung, daß er, er kommen müsse, sie von Schmach und Tod zu retten.

Margaret hat gegessen und getrunken, aber es hat ihr das karge Mahl keine Kraft gegeben. Dazu schmerzten ihre Glieder von dem ungewohnten Gewichte und Druck der Fesseln. Diese Nacht legt sie sich auf den Strohhäusen und versinkt fast gleichzeitig in einen tiefen, traumlosen Schlaf, von dem sie

erwacht, als die ersten Lichtstrahlen der auf-
gegangenen Sonne wieder in den Schacht fallen
und den Kerker notdürftig erhellen.

Heute hat sie keine Zeit nötig, sich in
ihrer Lage zurechtzufinden, sie erwacht plötz-
lich zur schrecklichen Wirklichkeit.

Von dem Brote, das sie gestern erhielt,
behielt sie sich für den heutigen Tag eine
kleine Krume übrig. Das aß sie, nachdem sie
gebetet hatte. Indem Margaret damit be-
schäftigt war, bemerkte sie wieder die Ratte,
welche wahrscheinlich der Brotgeruch aus
dem Loche gelockt hatte. Nun saß das Tier
davor und hielt unverwandt seine schwar-
zen, glänzenden Augen auf die Essende ge-
richtet.

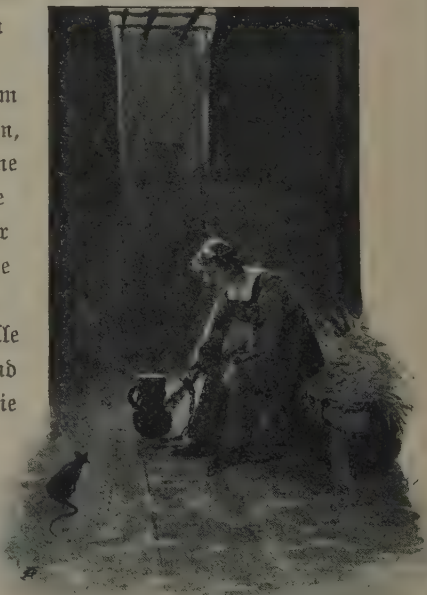
Da fühlte die Dirne Mitleid mit der
Ratte und machte sich Vorwürfe, daß sie sich
gestern abend so sehr darüber erzürnt hatte.
„Bist auch eine arme Gefangene, grab' wie
ich. Nur weißt du vielleicht besser, wie Kerker-
brot schmeckt. Haben sie's dir nicht geschenkt,
so hast du's ihnen gestohlen. Das war dein
Recht. Komm, fürchte dich nicht!“ Margaret

hielt dem Tiere das letzte Stückchen ihres Brotes entgegen. Wirklich kam die Ratte, wenn auch zögernd und langsam näher. Sie war also sehr hungrig. Das Mädchen warf ihr den Bissen hin, die Ratte trug ihn flugs in ihr Loch, aus dem das Quiken und Pipsen einiger feinen

Stimmchen ertönte.

Von diesem Augenblick an, war die arme Gefangene nicht mehr allein. Die Menschen hatten sie alle verlassen und verfolgten sie bis auf den Tod.

Dafür sah aber ein Tier



mit Hoffnung zu ihr auf und dessen Dankbarkeit und Treue zeigte sich in der zutraulichen Furchtlosigkeit, mit der es der armen, gefesselten Gefangenen nahte.

Der heutige Tag sollte für Margaret ein gräßlicher werden. Mittags war der Kerkermeister erschienen, hatte Wasser gebracht, ein Stück Brot und einen Napf mit Suppe. Des Nachmittags kirrten die Riegel noch einmal und herein trat, gefolgt von einem Knechte und zwei gemein aussehenden Weibern, Meister Abriel, der Scharfrichter von Schongau. Margaret erkannte den in der ganzen Gegend ebenso verachteten als gefürchteten Mann. Ein Angstschrei entfuhr ihren Lippen und sie wich unwillkürlich, abwehrend die Hände von sich streckend, bis an die Kerkermauer zurück. Wollte sie der Scharfrichter schon holen? Ging es zum Tode?

Entsetzen malte sich auf ihrem schreckensbleichen Gesicht, was aber den Scharfrichter und seine Genossen nur zu belustigen schien.

„Gemach, Herlein,“ rief er ihr grinsend zu, trat an sie heran und begann das Schloß

einer Handschelle aufzusperren. „Hat noch keine Eile, wir müssen erst noch öfters zusammenkommen. Will heute nur nach dem Mal gucken, daß dir Meister Hämmerlein auf der Tegernau in das weiße Fleisch gebrannt hat.“

„Um Gottes willen, was wollt Ihr von mir? Laßt mich, ich bitt Euch!“ schrie sie angstvoll und wollte ihren Arm den rohen Griffen des Mannes entziehen.

„Das könnt' eine jede Hexe sagen! Mußt jetzt schon still halten; ist schon anderen Leuten als du bist, so geschehen. Woher wüßten wir denn gewiß, daß dich der Teufel zu den Seinigen zählt, wenn wir nicht nach dem Mal forschten?“

Die gelösten Ketten und Handschellen fielen klirrend zu Boden, im gleichen Augenblick wurde Margaret von den zwei alten Weibern gefaßt, die ihr die Kleider vom Leibe zu reißen versuchten.

Das Entsetzen, die Scham, die Verzweiflung verliehen ihr eine gewaltige Kraft. Der Scharfrichter und sein Knecht ergözten sich

eine Zeitlang an dem verzweifeltsten Kampfe, den Margaret mit den zwei Weibern führte. Nachdem sie aber sahen, daß diese gegenüber dem starken Mädchen den kürzeren ziehen würden, sprangen sie herbei und unter ihren rücksichtslosen, schraubstockartigen Griffen wurde die Gefangene in einigen Augenblicken wehrlos gemacht.

Die Aufregung, das Entsetzen war zu gewaltig für Margaret gewesen, ihre Sinne verwirrten sich, sie brach ohnmächtig zusammen.

Unter Schimpfen und Schelten, zotigen Wizen und Scherzen, zu denen seine entmenschten Gehilfen wiehernd lachten, vollendete der Scharfrichter sein Werk.

Auf der rechten Schulter trug das Mädchen ein erbsengroßes, braunes Mal. Das war das Teufelsabzeichen, wie es von Meister Abriel mit unfehlbarer Sicherheit erkannt wurde. Nachdem dies gefunden worden war, stand der Anwendung der peinlichen Frage nichts mehr im Wege.

„Soll ich dich gleich scherzen?“ meinte Meister Abriel, in einem Anfälle von Un-

gewißheit. „Lassen wir es sein für heute. Werde mir die Freude aufheben, bevor ich dir den Holzstoß richte. Sauberes Ding! Ist fast schade zum Verbrennen, wenn's nicht ein gar so durchtrieben schlechtes Herglein wäre. Aber so etwas muß man auszrotten; erlöst die Menschen von einer Plag und mir tragt's Geld ein.“

Als Margaret aus ihrer Ohnmacht erwachte, fand sie sich wieder gefesselt und notdürftig bekleidet, den ganzen Körper schmerzend von dem wüsten Kampfe, auf ihrem Strohlager liegend. Sie blickte sich scheu in dem Gefängnisse um und als sie sich allein sah, entfloß ihr ein tiefer Seufzer der Erleichterung. Zugleich packte sie aber das Gefühl tiefster Erniedrigung und heiße Tränen entquollen unaufhaltsam ihren Augen.

Die Hexenrichter verstanden es, ihre Opfer mürrisch werden zu lassen durch die Schauer der Kerkerhaft und durch die Angst der Ungewißheit, die sie dieselben ausstehen ließen.

Es vergingen noch mehrere Tage, bis

Margaret zum ersten Verhöre geführt wurde. Jedoch sie hatte im Gegensatz zu den meisten ihrer Leidensschwwestern, ihre Fassung wieder vollständig gewonnen und trat den beiden Richtern mit der Majestät gekränkter Unschuld gegenüber.

Der Unterrichter bebte vor Zorn, als Margaret auf alle seine wahnwitzigen Vorhalte und Ermahnungen, gütlich ihr Hegenwesen einzugestehen, entweder eine treffende Abwehr hatte, oder mit einem schmerzlichen Lächeln auf den Lippen schwieg, weil sie einzusehen begann, daß es ihr doch nichts helfen würde, wenn sie reden wollte.

Poßl beteiligte sich nur sehr wenig an dem Verhöre. Seine Augen ruhten mit einem grimmigen Hasse auf dem Mädchen, denn er sah in ihr die hexenhafte Verderberin seines Sohnes, der zur Zeit in schwerem, beängstigendem Fieber lag.

Diese Blicke schmerzten Margaret, denn für sie war der finstere Greis der Vater des Mannes, der ihr als das höchste Gut in der Welt galt. Auf den Knien hätte sie ihn

bitten mögen, ihr zu sagen, wo sich Albert jetzt befinde, wie es ihm gehe. Damit, glaubte sie, würden alle Zweifel gelöst sein und das Sterben ihr leicht werden. Aber sie sah das Wahnsinnige dieses Wunsches ein und schwieg.

Das gütliche Verhör war ohne Erzielung eines Geständnisses verlaufen, die Gefangene wurde in den Kerker zurückgeführt und mochte sich auf die Schrecken der Tortur vorbereiten.

Margaret betete inbrünstig um die Kraft, den Schmerzen trogen zu können. Sie mußte, was ihr bevorstand, daß die Tortur so lange wiederholt werden würde, bis sie gestand, was man von ihr wollte, oder bis sie unter den Qualen zusammenbrach. Eine Nachsicht war von diesen Richtern nicht zu hoffen.

Meister Abriel versuchte vergeblich seine Kunst an dem schwachen und doch so willensstarken Geschöpfe.

Margaret sollte gestehen, daß sie die Männer von Garmisch und Partenkirchen mit teuflischen Künsten dazu verführt hätte, gegenüber der von Gott eingesetzten Obrigkeit rebellisch zu werden. Sie lachte unter den

Qualen der Daumenschrauben und entgegnete, eben diese Obrigkeit hätte den Männern ihr gutes, durch Gottes Gnade gewährtes Recht stehlen wollen. Ihr teuflischer Einfluß habe darin bestanden, daß sie mit der Hilfe des Allmächtigen Mord, Raub und Brand verhütete.

Warum dann die Gule, das Herzentier, über sie hinweg geflogen sei, als sie sich auf den Felsen geschwungen hatte, frug höhnisch der Unterrichter. „Das kann Euch nur die Gule selber sagen,“ entgegnete Margaret mit geringschätzendem Hohne, „nicht ich.“

„Sie braucht Ausflüchte! Sie gesteht!“ rief der Unterrichter und schrieb eifrig in seinen Akten den Vermerk ein.

„Gestehe, daß du die Müllerin verhext und durch Pflanzenzauber zum Tode gebracht hast!“

„Wahnsinn!“ entgegnete das Mädchen. „Das Weib war meine beste Freundin und niemand hat ihren Tod mehr bedauert als ich.“

„Du lügst, Hexe! Wie kannst du dies wagen gegenüber den unantastbaren Zeug-

nissen Mang Rösßbergerß, dem du als schwarze Kaze durch die Beine gefahren bist, weil du deine Anwesenheit in der Stube dadurch verdecken und den Verdacht von dir ablenken wolltest. Willst du vielleicht leugnen, daß du der Müllerin auch einen Stechpalmzweig in die Hand gegeben, daß du sie mit Blindheit geschlagen hast, damit sie dich in der Kammer nicht mehr bemerken konnte? Heh, Hege! Leugne das, wenn du kannst! Wäre dieser verfluchte Zauberer, der Rösßberger nicht in seinem Gefängnisse vom Teufel befreit worden, der seine schwarze Seele holte, wir würden dir ihn gegenüber stellen," schrie erboßt der Unterrichter.

Meister Abriel drehte die Daumenschrauben fester, aber dies erpreßte dem gequälten Mädchen nur ein dumpfes schmerzliches Stöhnen.

„So, du willst also nichts gestehen! Wenn ich dir dann noch sage, die Müllerin hat auf ihrem Sterbebette deinen Tod vorausgesehen. Sie sah lodernde Flammen um dich schlagen, wie du am Fenster gestanden hast. Bis in

das Kleinste hat sie ihrem Manne davon gesprochen und er hat alles in seinem Verhöre angegeben.“

„Glaubt er auch, daß ich eine Hexe bin?“ frug Margaret, „oder meint Ihr, daß ich hier säße, wenn ich dazumal eingewilligt hätte, Euer Weib zu werden?“

Der Unterrichter geriet darüber in Verwirrung, was er durch ein maßloses Aufflammen seines Zornes zu verdecken versuchte.

„Daß der allmächtige Gott in seiner Gnade nicht zuließ, daß mein Leib und meine Seele verderben sollte — er sei gelobt, ihm sei Dank und Preis dafür. Das war auch eine deiner Teufelszaubereien, verfluchte Hexe, daß du versuchtest, auch meine Sinne mit deinen teuflischen Ränken zu umstricken. Zum Glück war mein Schutzengel stärker, als der Teufel, den du auf mich heftest und ich erkannte gerade noch zu rechter Zeit aus deinem hexenhaften Lachen, wen ich vor mir hatte.

Weil die Sache mich persönlich betrifft, so will ich sie nicht mit in die Anklage verwickeln. Aber kennzeichnend ist sie für dich,

Dirne, die du alle Mannsleute blendest und sie zu Taten treibst, die sie nicht vor Gott und den Menschen verantworten können.“

Herr Sebastian Rösch hatte dabei einen scharfen Seitenblick auf den Burgpfleger geworfen, der die Wucht dieser Worte mit Scham zu fühlen schien und wie geknickt auf seinem Stuhle zusammengesunken saß.

Dann kamen die Vorwürfe wegen des Unwetters der letzten Zeit und die ganz außergewöhnlichen Witterungsverhältnisse im Winter an die Reihe.

Margaret sollte gestehen, wo sie die Leiche des unschuldigen Kindes ausgrub, aus der sie sich die Hexensalbe bereitete. Wo und mit wem sie die Hagelwetter machte. Als niederdrückender Beweis, daß sie daran beteiligt war, wurde ihr vorgehalten, daß der Hagel alles zerschlagen und nur die Felder des Matheus Schorn, die am Hammersbach liegen, verschont habe.

Je widersinnigere Dinge dem Mädchen vorgehalten wurden, desto fester schloß sich im furchtbarsten Entsetzen darüber ihr Mund.

Der Burgpfleger kam nach und nach aus seiner Zurückhaltung heraus und geriet in eine leidenschaftliche Aufregung, die ihn dazu brachte, weit über das Maß der in den Landesgesetzen und der Carolina festgestellten Beschränkungen der Tortur hinauszugehen. Die Hexerei war ja, wie die Inquisitoren gelehrt hatten, *crimen laesae maiestatis divinae*, also in noch höherem Grade als das gewöhnliche Majestätsverbrechen, ein *crimen exceptum*. Poßl folgte darin nur dem Beispiele von so vielen anderen, die auf politischem und finanziellem Gebiete den Einflüssen und Uebergriffen des Klerus kräftig widerstehen konnten, jedoch kritiklos die wahnsinnigsten Hirngespinnste scholastischer Theologen zur eigenen Meinung machten. Nicht das geringste Verständniß ist bei diesen Männern dafür zu finden, daß die Geständnisse eines gequälten Weibes nur der Preis sind, mit dem es sich von unerträglicher Pein loskauft. Die Erpressung eines absurden Geständnisses war Anfang und Ende ihrer Weisheit.

Gegenüber dem Heldennute des jungen, schwachen Weibes verfiel weder die eindringliche Fragestellung der beiden Richter, noch das sogenannte erdrückende Beweismaterial, das ihm vorgehalten wurde, noch die raffinierten Torturen, die Meister Abriel anwendete.

„Eins bleibt uns nur noch übrig,“ sagte er, „daß wir die gottverfluchte Hexe in Stücke reißen; meine anderen Künste versangen nicht an ihr. Ich kenn' mich aus! Wenn so eine einmal nicht reden will, so brächte auch der leibhaftige Teufel nichts aus ihr heraus. Hab ich ja die Kronenwirtin Hollin in Nördlingen mehr als dreißigmal in der Arbeit gehabt und sie hat nicht das Maul aufgetan zu einem gottgefälligen Bekenntnis!“

„Unglückliche,“ rief ihr der Burgpfleger zu, dem es nach und nach bei dieser Standhaftigkeit zu grauen begann, „warum hast du dich nicht schon am ersten Tage schuldig bekannt? Du hättest dir und uns diese Qualen ersparen können. Nun wirst du unbußfertig sterben; das heilige Sakrament wird dir nicht

gereicht werden; lebendigen Leibes wirst du den Holzstoß besteigen.“

Ueber Margarets schmerzverzerrtes Antlitz huschte ein herbes Lächeln, aber sie schwieg.

Ihr herrlicher Leib war durch die fortgesetzte Tortur schon längst gebrochen und verdorben worden. Zu den Vernehmungen und zur peinlichen Frage wurde sie nur mehr geschleppt oder getragen. Wenn in ihrem Körper nicht eine so außergewöhnliche Summe von Jugendkraft angesammelt gewesen wäre, hätte sie diesen furchtbaren Angriffen längst unterliegen müssen. Meister Abriel wendete aber, aus bloßer Lust an der Grausamkeit und weil ihm für jede peinliche Befragung fünf Gulden ausbezahlt werden mußten, seine ganze Kunst an, um die Jammergestalt, zu der das schöne Mädchen geworden war, wieder notdürftig soweit zusammenzuflicken, daß es einer abermaligen Tortur unterzogen werden konnte.

Fünfzehnmal befand sich Margaret unter den Händen des Scharfrichters, dann schloß der Burgpfleger, ohne der Einreden des

Unterrichters zu achten, die Untersuchung.

Nun hatte sie Ruhe vor ihren Peinigern, die mit den Untersuchungen gegen die anderen Hexen sich beschäftigten. Nach und nach aus der dumpfen Betäubung erwachend, in welche sie das Uebermaß der Schmerzen geworfen hatte, mußte das gequälte Wesen all den entsetzlichen Jammer und das Elend durchleben, der sich auf die unglücklichen Opfer des Hexenwahnes häufte.

Margaret war eine fein organisierte Natur, aber doch nur ein Weib, bei dem der heroische Wille erst den Sieg über einen Körper sich erkämpfen mußte.

Dazu kamen die Seelenqualen. Wenn ein Wiedertäufer oder ein anderer Reher den Scheiterhaufen besteigen mußte, so konnte er gefaßt und ergeben in den Willen Gottes, in religiöser Befeligung, in Aussicht auf den himmlischen Frieden, und in der Hoffnung sterben, daß sein Tod zur fruchtbaren Ausfaat für die Befreiung kommender Generationen werden könne.

Aber eine Hexe, ein männlicher Unhold

oder Zauberer! Sie wußten, daß sie keiner gleichgesinnten Genossenschaft, keiner Gemeinde angehörten, der ihr heldenhafte Sterben zum rühmlichen Vorbilde dienen könnte. Sie nahmen das Gefühl mit hinüber in die Ewigkeit, daß hinter ihnen ein unaufklärbares Dunkel und ein geschändeter Name zurückbleiben würde. Sie starben als Verhaftete, Verworfene, von denen Freunde, Verwandte, Vater und Mutter mit Entsetzen zurückwichen.

Dann traten an diese Unglücklichen die Zerrbilder des Aberglaubens heran, den sie in ihrer Jugend eingesogen hatten, welcher sie und alle die um sie lebten, umwucherte wie Unkraut.

Die Schrecken ihrer Lage, die Nachwirkungen der grausamen Torturen flammten vor ihnen auf und ließen sie zuletzt felsenfest glauben, daß sie Leibeigene des Satans gewesen waren und alle die Scheußlichkeiten, die man ihnen andichtete, auch wirklich verübt hatten.

Bei vielen regte sich auch die Reue und sie litten unter dem entsetzlichen Bewußtsein,

durch ihre erpreßten Angaben schulblose Menschen in ihr eigenes, furchtbares Geschick verwickelt zu haben.

Eine heldenmütige Tapferkeit wie sie Margaret bewies, ist selten unter den tausenden, in Deutschland geführten Hexenprozessen. Aber gerade bei deren geistiger Größe ist anzunehmen, daß ihre empfindsame Seele ungleich mehr litt, als wenn sie, den ersten Schmerzensindrücken folgend, sich zu einem sogenannten Geständnisse herbeigelassen hätte, um die Dualen von sich abzulenken.

Während Margaret unter Richters- und Henkershänden litt, lag Albert Poißl in schwerer Krankheit darnieder. Seine kräftige Jugend kämpfte einen heißen Kampf gegen die Gewalten, die ihn verderben wollten. Wochenlang durchwütete ihn das Fieber; wilde Vorstellungen und Bilder peinigten ihn; abgezehrt, matt, entkräftet, erwachte er eines Tages, um langsam und zögernd in die Bahnen der Genesung einzulenken.

Der schwere Druck der Krankheit hatte so auf seine Gehirnnerven eingewirkt, daß

er nur nach und nach sich auf Vergangenes besinnen konnte. Er hatte zwar das Gefühl dafür, daß er auf Verschiedenes vergessen habe, jedes Nachdenken aber tat ihm weh und so unterließ er es in der Erschlaffung seines gegenwärtigen Zustandes.

Eines Tages fühlte er sich etwas besser, kräftiger. Seine treu sorgende Mutter, die sonst den ganzen Tag in seiner Kammer zubrachte, war gegen Abend abberufen worden, weil Besuch angekommen war, der Pfleger von Schongau, Paul Herwart von Hohenburg, ein alter Freund des Burgpflegers des Werdenfels.

Der Vater hatte sich während Alberts Krankheit nur wenig in dessen Kammer gezeigt, und wenn er gekommen war, so blickte er finster und tieftraurig. Manchmal bligte es unter seinen buschigen Augenbrauen auf, als wenn er sagen wollte: „Sei ruhig! Ich werde dich rächen.“ Er sah in dem Kranken das Opfer der Here, die mit so teuflischer Verstocktheit alle Bekenntnisse verweigerte.

Albert hatte sich mit einem Lächeln von seiner Mutter verabschiedet und ihr das Versprechen abgenommen, sich durch ihn in keiner Weise in ihren hausfraulichen Pflichten stören zu lassen. Er bat sie, ihm den Knecht Hans, den Mittenwalder zu schicken, für den er eine besondere Vorliebe hegte.

Der Abend dämmerte, die letzten Sonnenstrahlen warfen ihre spielenden Lichter durch die wappengeschmückten Fenster auf den mit knirschendem weißem Sand bestreuten Estrich. Albert lag auf seinem Ruhebetto, vor ihm, auf einem Schemel saß der Knappe.

Man sah es dessen biederem Gesichte an, wie ehrlich er sich darüber freute, daß sein Junker wieder Anstalt machte zu gesunden.

„Werden bald wieder miteinander reiten, Euer Eblen,“ meinte er.

Albert nickte. „Freu' mich auch darauf. Wenn man so krank war, wie ich, ist der erste Ausritt so viel, als wenn man neu geboren würde.“

So plauderte der Hans mit seinem Junker weiter und trank aus einem großen Becher,

in den ihm dieser schweren Sübwein eingeschenkt hatte. Plötzlich hörte man vom Burghofe her ein außergewöhnlich lautes Stimmengewirr und Pferdegetrappel.

„Was ist das?“ frug der Junker.



„Werden wohl noch Gäste gekommen sein für morgen,“ antwortete der Knecht, der keine Ahnung davon hatte, daß man seinem jungen Herrn gegenüber alles verschwieg, was die Vorgänge der letzten Zeit betraf.

„Zu welchem Feste?“

„Fest! Fest ist es gerade keines, aber immerhin werden genug Menschen zuströmen, um die Hexen verbrennen zu sehen.“

„Die Hexen! Welche Hexen?“ In Alberts Gedächtnis dämmerte eine unbestimmte Ahnung auf, daß er einmal etwas von Hexen gehört haben müsse; was es aber war, das wußte er nicht mehr.

„Die schöne Margaret Gättingerin, die alte Klöckin —“

Ein durchdringender Schrei des Entsetzens, des wahnsinnigsten Seelenschmerzes durchgestellte die Kammer. Albert war von dem Lager aufgeschneellt und stand mit wild rollenden Augen und ängstlich von sich gestreckten, zitternden, zuckenden Händen, für den Augenblick nicht der Sprache mächtig, vor dem erschrockenen Knecht, der ängstlich zurückgewichen war. Er mußte sich denken, daß sein geliebter junger Herr plötzlich wahnsinnig geworden wäre und sah sich bereits scheu nach dem Ausgange um, denn, einen Narren fürchtete er.

Durch das eine Wort: Die Margaret

Gättingerin, hatten sich plötzlich die, in die Untiefen des Gedächtnisses zurückgesunkenen Erinnerungen in Alberts Kopfe auf die Oberfläche gehoben. Nun wußte er wieder alles was vorher war, die bereitete Befreiung — auch das grauenvolle Ende stand ihm vor der Seele.

„Hans, um der Heiligen willen! Die Hexen sollen verbrannt werden? Wo war ich denn, daß ich nichts davon weiß, daß ich untätig geblieben bin, das reinste, edelste Wesen, aus den Krallen dieser Menschen zu reißen, die, zur höheren Ehre Gottes, die grauenhaftesten Morde begehen?“

Der Junker hatte in fieberhafter Aufregung den Knecht beim Kittel gepackt und schüttelte ihn. Dieser wußte nicht, wie er sich zu benehmen hatte; ob er standhalten oder sich des offenbar Kranken gewaltsam erwehren sollte.

„Rede Bursche, rede!“ drängte dieser, mit keuchender Stimme.

„Laßt mich los, Herr Junker, wenn Ihr wollt, daß ich sage, was ich weiß.“

Die Faust, die ihn gepackt hielt, sank schlaff herab.

„Krank seid Ihr gewesen, edler junger Herr, sehr krank, und deswegen hat man wohl diese zuwideren Sachen von Euch entfernt gehalten. Wenn sie auch heilig sind, schön sind sie nicht. Wir haben uns schon den Platz angeschaut, an der Kirchenwand, wo Euer Stein stehen würde; aber! Gott sei's gedankt, jetzt seid Ihr wieder gesund, und in ein paar Tagen werden wir wieder miteinander reiten und jagen wie ehedem.“

„Es wird so sein wie du sagst,“ nickte Albert, der sich etwas gefaßt hatte. Seine zitternden Beine trugen ihn aber nicht mehr und er wankte an das Ruhebett zurück, auf dessen Rand er sich setzte.

Diese Bewegungen gaben dem Hans wieder seinen Gleichmut zurück, was sich dadurch zeigte, daß er einen tüchtigen Zug aus seinem Becher tat. „Ist eben noch ein arg kranker Mensch, der Junker,“ dachte er. Er wischte sich den Bart mit dem Handrücken und fuhr gemüthlich fort: „Eine dumme

Geschichte mit der Margaret Gättingerin! So eine saubere, lebfrische Dirn' und soll eine Hex sein? Wenn nicht heut ein heimlich Gericht von 24 Garmischer Bürgern, der Unterrichter und seiner Edlen der Herr Burgpfleger sie einstimmig als Hexe verurteilt und zum Feuer verdammt hätten — ich könnt's nicht von ihr glauben, daß sie so ein gottverlassenes, verworfenes Geschöpf ist, als sie alle sagen."

Ein schmerzliches Stöhnen seines jungen Herrn ließ ihn verwundert aufblicken. Der hielt die Hände vor das Gesicht gepreßt, sein Atem ging stoßweise und pfeifend.

Hans erschrak. „Da werd' ich nix mehr erzählen, Herr, denn wie mir scheint, greift es Euch noch an. Ist auch ein häßlich Werk, will lieber von Beiz und Weidwerk reden, so Ihr Lust daran findet."

Albert war aufgestanden, zu dem Knecht getreten, der ihn nicht ohne eine gewisse Befangenheit herankommen sah und legte diesem die Hand auf die Schulter. Als er sprach, war seine Stimme weich, bittend. Es klang,

als ob er alle Kraft zusammen nehmen müsse, um seine Empfindungen in Worte zu kleiden.

„Hans, ich kenne dich als einen treuen und anhänglichen Mann. Jetzt verlange ich als Beweis, daß du mir von der Hexensache sagst, was du weißt, was seit jenem Tage sich zugetragen hat — als ich krank und bewußtlos lag.“

Der Junker hatte durch seine erzwungene Ruhe die Befürchtungen des Knechtes, daß es zu einem neuen, leidenschaftlichen Ausbruch kommen könnte, zerstreut.

Er begann zu erzählen, schilderte die Einführung der Klöckin, ihren Beizicht der Gättin-gerin; dann deren Gefangennahme und den Widerstand der beiden Schorns, der diesen noch zu großem Unheil gereichen würde; die unglaubliche Verstocktheit der Hexe, welche trotz fünfzehnmaliger Tortur nichts gestand; die Wut und Aufregung, die im Volke gegen sie herrsche, weil man sie für die allergefährlichste Unholdin hielt und endlich das heutige Gericht, das in Garmisch stattgefunden hatte, wohin die Hexe, die zu krank und schwach

war zu gehen, durch Meister Abriel auf einem Karren geschafft worden war.

Morgen früh um acht Uhr würden neben der Straße, wo diese sich nach Partenkirchen und Garmisch teilt, fünf Hexen auf einmal verbrannt werden. Viel Volk ströme von allen Seiten herbei, um die Hinrichtungen zu sehen. Für die hiesige Gegend sei es doch etwas Neues und Seltenes, auch sei jedmänniglich froh, daß jetzt auf einen Schlag dem Hexenuntwesen der Garauß gemacht worden sei.

Der Junker hatte zugehört, mit totbleichem Gesichte, die Augen mit fieberhafter Spannung auf den Sprechenden gerichtet, als würde es ihm unendlich schwer, das Fürchterliche zu fassen.

„Und nun hast du mir nichts mehr zu erzählen, Hans?“ frug er, als der Knecht schwieg.

„Nein, Herr, sonst nichts mehr.“

„Glaubst du wirklich, daß die Margaret eine Hexe ist?“

„Sonderbare Frage, Herr. Als ob es darauf ankäme, was so ein armer Knecht,

wie ich bin, glaubt. Euch kann ich's ja sagen: Ich bin von je der Dirne gut Freund gewesen, trotzdem sie anders war, als die anderen und glaub heut noch — wenn ich's auch nit laut werden lassen darf — daß an allem ihren Unglück der Schuft, der Mang Rößlberger, die Schuld trägt. Gott soll ihm gnaden, wenn der mir einmal zwischen die Finger kommt!"

„Dann stirbt sie unschuldig einen gräßlichen Tod!"

Der Mittenwalder seufzte und zuckte die Achseln. „Wer kann gegen das Gericht — und die Pfaffen?"

„Hans!" rief der Junker eindringlich. „Du glaubst so wenig als ich an die Schuld des Mädchens. Es ist ein zum Himmel schreiendes Verbrechen, wenn sie verbrannt wird. Hilf mir, steh mir bei — ich will sie befreien."

Der Mittenwalder war vor Schreck und Ueberraschung von seinem Stuhle aufgesprungen. Jetzt war auch er bleich geworden.

„Unmöglich, Herr! Was wollt Ihr unternehmen? Denkt an Euren Vater, den Burgpfleger, an Eure ganze Sippe, die Ihr damit

ins Unglück stürzen würdet! Wie wollt Ihr ein sieches Weib, das sich nicht allein fort-
helfen kann, das mit ihrem zerbrochenen
Körper in einem Bettwagen gefahren werden
müßte, wenn sie Euch in den ersten Stunden
nicht elend unter den Händen bleiben sollte,
fortschaffen? Dann, der dreimal gesperrte
Bergfried, die bei Nacht verschlossene Burg!
Unmöglich Herr! Unmöglich. Das geht nicht
und führt zum Verderb, bevor es richtig an-
gefangen ist. Auf mich armen Knecht käm's
dabei nicht an, ich würd' ja gern dazu helfen.
Weiß Gott, es juckt mich, daß ich den ganzen
Regerrichtern eine Nase drehen helf, denn die
Dirn liegt auch mir am Herzen. Aber es
geht nicht; laßt ab von dem Gedanken."

Albert war wie gebrochen auf das Ruhe-
bett zurückgesunken und stöhnte in schmerz-
licher Bewegung. Jawohl, der einfache
Knappe hatte recht. Es würde Wahnsinn sein,
das unglückliche Geschöpf retten zu wollen.
Gesezt den Fall, es glückte ihm, sie aus der
Burg zu bringen, er fände keine Menschen-
seele, die das bedauernswerte, so pflegebe-

dürstige Geschöpf bei sich aufnehmen könnte, denn der Verrat lauert an allen Ecken und Er= tapptwerden bedeutet den Tod.

Er mußte sich sagen, daß der richtige Augenblick verpaßt war. Würde er vor der Ergreifung Margarets nicht gewaltsam verhindert worden sein, sie zu retten, so wäre alles anders gekommen. Eine unendliche, fast krankhafte Sehnsucht nach ihr, stieg in seinem Herzen auf. Er wollte sie sehen, zu ihren Füßen liegen. Wie eine der Heiligen, die für Gott und Wahrheit den flammenden Scheiterhaufen bestiegen hatten, erschien sie ihm. Was war ihm noch das Leben? Würde ihm nicht jede Stunde vergällt und verbittert sein, durch den stetig bohrenden Schmerz dieses furchtbaren Gedankens? Das letztemal als er sie sah, geschah es, daß sie sich nicht mehr nach ihm hinwendete, und doch hatte er so sehn= süchtig darnach verlangt. Nur im Traume, in seinen Vorstellungen und in den wirren Phantasien der Krankheit war sie ihm noch erschienen, aber merkwürdig! nie in körper=

licher Form, sondern wie losgelöst von allem Irdischen, als ein schwebender, wesenloser Geist; wie ein Hauch, wie duftender Frühlingswind, der über Blüten hingeweht hatte.

Erretten konnte er Margaret nicht mehr — aber sterben konnte er mit ihr. Dort, in den himmlischen Gefilden werden sie sich wiederfinden, um gereinigt von allen irdischen Schladen, nie mehr getrennt zu werden.

Er läßt Vater und Mutter zurück und durchbricht eine ganze Welt menschlich aufgebauter Hindernisse und künstlich geschaffener Unterschiede.

Seinem leiblichen Vater, als dem, der das Todesurteil des schuldlosen Mädchens auf dem Gewissen hat und vollziehen läßt, mag er um den Preis des eigenen, freiwillig dahin gegebenen Lebens verzeihen. Er will für alle sterben, die Anhänger der gräßlichen, geistigen Verirrung sind, durch Anwendung körperlicher Qualen die Wahrheit zu ergründen.

Somit wird sein Tod ein erlösender werden und er hofft, daß der Allmächtige in

seiner unendlichen Liebe und Weisheit das Opfer gnädig annimmt.

Albert wendet sich an den Knappen und verlangt mit Festigkeit von diesem, daß er ihm behilflich sein soll, noch in dieser Nacht die Verurtheilte zu sehen; den Gedanken an die Rettung habe er aufgegeben. Der Mann wird schwankend, weil in seinem Innersten, unter einem Wust abergläubischer Ideen, doch der Glaube an die Unschuld des Mädchens lebt.

„Ja, wenn wir noch mehr Nächte für uns hätten — aber diese, ihre letzte Nacht!“ meint er und wird nachdenklich, weil er seinem armen Junker, den er liebt, behilflich sein will. „Was kann dabei sein, wenn er die arme Margaret noch einmal sehen will? Ist ihr von Herzen zu gönnen, wenn sie schuldlos sterben soll, daß ihr dieser Trost wird. Daß eine Heye im Gefängnis Unjug anrichtete, hat man überhaupt nie gehört.“

So denkt er und in seinem Herzen beginnt ein Verständniß dafür aufzudämmern, daß es nicht nur Mitleid ist, was den Junker zu diesem außergewöhnlichen Verlangen

treibt, sondern etwas anderes, viel höheres.

„Herr, habt Ihr nicht noch einen Krug von dem starken Südwein, von welchem Ihr mir eben einen Becher eingeschenkt habt?“ fragt plötzlich der Mittenwalder, weil ihm bei seinem Nachdenken einfällt, welche Wirkung damals der alte Enzian auf ihn gehabt hatte, als Margaret und die Bauern in die Burg drangen.

Albert sah verwundert auf und deutete stirnrunzelnd in eine Ecke des Gemaches, wo einige große Steingutkrüge auf dem Estrich standen.

„Nun wird's gut, Herr; nun kann's gehen,“ rief aufgeräumt der Knappe. „Ich trage zwar meine Haut für Euch zu Markt, denn, wenn mir der Herr Burgpfleger auf die Schliche kommt, wird's noch etwas ganz anderes setzen, als das letztemal. Vielleicht kostet's mich sogar den Dienst und dann hoff' ich, daß Ihr mir zu einem anderen behilflich seid oder einen Futtergroschen schenkt, so Schmalhans Küchenmeister bei mir werden sollte.“

Der Junker hatte die Hauptsache begriffen, öffnete eine der Truhen und reichte dem Mit-

tenwalder einen ziemlich großen, geldgefüllten Beutel, den dieser mit einigem Zögern, „für alle Fälle“ wie er sagte, auch annahm.

„Und nun deinen Plan?“ drängte der Junker.

„Ist einfach genug, Herr,“ antwortete der Knappe. „Wenn in der Burg alles ruhiger geworden ist, so nehme ich einen oder besser zwei von diesen Krügen, schleiche mich in die Torstube und trinke sie mit dem Martin, der heute die Wacht hat, aus. Ich denke, morgen werden wir beide etwas unsänftiglich geweckt werden. Dem Martin schadet es nicht, wenn er dabei etwas abkriegt, denn er ist ein Tropf und heimlicher Angeber. Mehr aber kann ich nicht für Euch tun, keinen Finger rühr' ich weiter! Ich glaub' gern, daß die Margaret unschuldig ist, sonst aber will ich mit der Sache nix zu tun haben.“

Wenn Ihr die Schlüssel zum Bergfried haben wollt, müßt Ihr sie Euch schon nach Mitternacht selber holen. Sie hängen an dem schwarzen Brett nächst der Thür, als die zwei letzten in der Reihe. Der große sperrt den

Bergfried vom Wallgang aus, der kleinere, mit dem breiten krausen Bart, den untersten Kerker, wo die Hexe sitzt. Fehlgehen könnt Ihr nicht, Herr, und der Himmel geb' nur, daß der Martin heute seinen durstigen Tag hat. Eine Ausrede für ihn, wie ich zu dem Südwein gekommen bin, werd' ich schon finden. Ich denk', Ihr sollt Euch verpflichten, die Schlüssel wieder an ihren Ort zu bringen," schloß der Knecht.

„Ich verpflichte mich zu nichts," entgegnete dumpf, aber fest der Junker.

„Auch gut, dann bleibt im Notfall der Streich an Euch hängen und ich glaub', daß Ihr mit dem Herrn Vater eher fertig werdet als unsereins. Morgen brennen sie das arme Hexlein doch, ob es nun schuldig oder unschuldig ist."

Wortlos dankend, drückte Albert dem Manne die schwierige Rechte. Bald darauf schlich sich der Knappe, beladen mit zwei großen Krügen des starken Südweins, aus der Kammer seines jungen Herrn.

Die Stunden bis nach Mitternacht ver-

gingen Albert in peinigender Langsamkeit. Seine Mutter war noch auf einige Augenblicke zu ihm hereingekommen und er bedurfte aller Kraft, um ruhig vor ihr zu erscheinen. In seinem Herzen tobte es und einige Augenblicke kam es über ihn wie Neue, daß er im Begriffe stehe, der Guten den



höchsten

Schmerz
ihres Lebens
zu bereiten.

Aber es
mußte sein.

Sie war von
ihm ge-
gangen und
nun wartete
er auf die
erste Stunde
nach

Mitternacht
in bebender Un-
geduld.

Eine kleine

Laterne unter dem Mantel, schlich er sich gegen den Torweg und öffnete die Wachtstube. Martin und der Mittenwalder saßen an dem alten Eichentische vor einem umgelegten Weinfruge, hatten ihre schweren Köpfe auf die Arme gelegt und schliefen den tiefen Schlaf des Rausches.

Bald war die obere Pforte des Bergfriedes geöffnet; mit wild schlagendem Herzen, von Grauen durchzittert, stieg der Junker die feuchte Steintreppe hinab, die zu dem untersten Kerker führte.

Nun stand er vor einer niederen, eisenbeschlagenen Thür; seine unsicheren Hände bemühten sich lange umsonst, das Schloß zu öffnen, die Riegel zurückzuschieben. Eine unsagbare Angst ergriff ihn, daß ihm dies nicht gelingen werde. Da gab mit einem Male die Thüre nach und unter unheimlichem Knarren öffnete sie sich gegen den im tiefen Dunkel liegenden Kerker.

Albert stand einen Augenblick wie gebannt, beschienen von den Strahlen des Wachlichts in der Laterne, die er höher

gehoben hatte, um vor sich sehen zu können.

Ein schwacher Schrei ertönte aus dem tiefen Dunkel; ein Klang voll unendlicher Freude und des furchtbarsten Schmerzes.

„Albert, Albert! Ist mein heißes Gebet erhört worden und sehen dich noch einmal meine leiblichen Augen. Oder ist's teuflisches Blendwerk?“

Der Junker hatte die Laterne auf den Boden gestellt und war nach dem Strohlager geeilt, auf dem das fahle Licht ihm eine menschliche Gestalt zeigte. Er jauchzte auf und umschlang Margaret mit seinen Armen.

Wortlos hielten sie sich umfassen, ihre Tränen flossen ineinander. Endlich faßte sich das Mädchen soweit, um sprechen zu können. „Albert!“ sagte es mit brechender, schwacher Stimme. „Daß ich dich in meinen Armen halten kann, ist mir der Himmel auf der Erde. Noch einmal so viel dafür auszuhalten, als ich es getan habe, weil ich der Wahrheit die Ehre gab, wäre mir ein leichtes. Nun sterb' ich gerne, nun fürcht' ich das Feuer

und die Todesqual nicht mehr. Der Himmel ist offen, er hat mir einen Engel geschickt.“

Albert hatte sich sanft von ihrer Um-schlingung frei gemacht und betrachtete das bleiche, abgezehrte Gesicht vor sich, dessen Schönheit noch nicht völlig zerstört war, und in einem überirdischen Glanze strahlte.

„Margaret, du hast gesiegt! Dein Tod wird lauter verkünden als alle Taten und Schriften aufgeklärter Männer, welchem schrecklichen Wahne du zum Opfer fällst. Nimm es hin als eine Schickung des Unerforschlichen, des Ewigen. Den dunkeln Weg aber, der dich zu den lichten Höhen führt, den wirst du nicht allein gehen — ich werde dich begleiten.“

„Barmherziger Gott! Was willst du damit sagen?“ rief Margaret, sich mühsam etwas von ihrem Lager erhebend. „Hab ich deswegen leiden müssen, um auch dich zu verderben? Nein, nein, mein Tod ist des deinen nicht wert. Albert, diese Stunde ist heilig, entweihe sie nicht mit solchen Gedanken.“

„Mein Entschluß steht fest, er ist unwiderruflich,“ sagte der Junker und erhob sich. „Was wollen wir beide noch im Leben? Dir haben sie den schönen Leib zer schlagen und zerrissen und deine Seele mit herbem Leid vergiftet. Mir ist die Welt, in der ich leben soll, feind geworden; ich würde als Fremder, ja als Geächteter darin wandeln bis an das natürliche Ende meiner Tage. Selbst das Herz meiner Mutter könnte mir nicht verzeihen, daß ich einst eine „Hexe“ weit über alle anderen hob. Laß uns zusammen gehen, Margaret,“ bat er, sank vor der Unglücklichen nieder und barg sein Haupt in ihren Schoß.

Aber sie bog seinen Kopf zurück und entgegnete mit herb klingender Stimme:

„Nie nehme ich das Opfer an, nie. Du mußt leben! Vielleicht braucht dich noch deine Zeit als mächtigen Streiter gegen Hölle und Finsternis. Deine edle Leidenschaft reißt dich zu einer That, die nutzlos ist. Ich bin nur eine arme Dirne. Aber in dieser Stunde weiß ich gewiß und sicher, daß einst ein Tag kommen

wird, wo man von uns Armen jaget: „Sie sind nicht umsonst gestorben!“ Denk an die heiligen Märtyrer! Sie wurden der Gottessamen, aus dem die Kirche ihre reichen Früchte erntete. Du mußt leben, Albert!“

Plötzlich wurde die Kerkertüre aufgestoßen, von grellem, rotem Fackellicht beleuchtet, erschien die Gestalt des Burgpflegers, gefolgt von zwei Knechten, unter derselben.

„Verfluchte Hexe!“ donnerte er und faßte wie schützend seinen, durch die Ueberraschung wie gelähmt vor ihm stehenden Sohn beim Arme. „Verfluchte Hexe, mußt du dein Werk vollenden, indem du meinen Sohn mit deinen Teufelskrallen an dich zerrst? Elende Zauberin, laß ab! Noch hat mir der allmächtige Gott die Kraft gegeben, ihn dir zu entreißen.

Albert, Albert! Unglücklicher, was hast du getan?

Doch ich rechte nicht mit dir. Dort liegt das zerbrochene Weib, das in ihren letzten Lebenszudungen Macht über dich gewinnen wollte; diese Hexe, diese Zauberin!

Auf Knechte! helft mir, mein eigen Fleisch

und Blut vor diesem Unhold zu schützen. Fort aus dieser Hölle! Du folgst mir, Albert.“

Die Knechte waren nähergetreten; vom Strohlager her ertönte ein gellender Aufschrei, dann blieb dort alles regungslos. Der Burgpfleger wollte seinen Sohn mit sich führen, aber Albert riß sich los und stürzte in wilder Verzweiflung vor Margaret auf die Knie.

„Nein, Vater! Keine Hand an mich! Hier gehör' ich her. Mein ist sie, die Heilige, die Reine!“

„Er lästert — er ist besessen!“ stotterte mit schreckensbleichen Lippen, vom Grauen geschüttelt, der Burgpfleger.

Aber der innere Grimm gewann die Oberhand; so lange als er lebte, wollte er der Here ihr Opfer streitig machen.

„Faßt ihn, Knechte, packt ihn! Er rast im Fieber!“ Mit diesem Aufschrei warf er sich auf seinen Sohn und riß den noch von der Krankheit Schwachen in die Höhe. Ein kurzes Ringen entstand, die Laterne wurde umgestoßen und erlosch — die Knechte griffen

zu und schleppten den in ihren Armen bewußtlos Zusammensinkenden die steile Treppe empor.

Alirrend schlug die Kerkertür ins Schloß und die Riegel wurden von einer bebenden Hand vorgeworfen. Im nachtdunklen Raume regte sich nichts.

Albert wurde auf seine Kammer gebracht und im ohnmächtigen Zustande auf das Bett gelegt, zu dessen Füßen einer der Knappen Wache halten mußte. Den zweiten stellte der Burgpfleger vor die Türe.

Erst als er diese Sicherheitsmaßregeln getroffen und den Sohn zur Abwehr der bösen Geister mit geweihtem Wasser besprengt hatte, ging der ganz gebrochene Mann seine Gattin zu holen.

Weinend kam diese herbeigeeilt und versuchte den Sohn wieder ins Leben zurückzurufen, was erst nach geraumer Zeit gelang. Vom Augenblick des Erwachens aus der Ohnmacht an, begann Albert irr zu reden. Er lag in einem schweren Rückfall seiner kaum überstandenen Krankheit.

Der Burgpfleger gab erst nach und nach seiner entsehten Gattin Aufklärung über die Umstände, unter welchen er den Sohn aufgefunden hatte. Bis spät in die Nacht waren die Gäste beim Becher aufgefessen. Als Herr Poißl seine Kammer aussuchen wollte und an jener Alberts vorbeikam, da bemerkte er Lichtschein, der aus einer Türspalte drang. Das fiel ihm auf und erregte seine Besorgnisse, deswegen trat er ein und fand zu seiner größten Verwunderung das Bett leer. Nun packte ihn die Angst und er begann den Sohn zu suchen. Jedoch vergeblich. Er kam an der Knechkammer vorbei und holte sich zwei Männer heraus, die ihm helfen mußten. So war er auch auf den Wallgang gekommen und hatte die offene Tür des Bergfrieds bemerkt. Da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Die Hexe, die Hexe hatte seinen Sohn vor ihrem Tode noch einmal umgarnt! Und so hatte er ihn gefunden. — —

Im nachtdunklen Kerker des Bergfrieds blieb lange Zeit alles ruhig. Dann hauchte ein leiser schmerzlicher Seufzer durch den

Raum und die Gestalt der Margaret erhob sich langsam aus dem Strohlager, auf dessen Rand sie sich mit vieler Anstrengung setzte. Offenbar brauchte die Arme lange, bis sie zum vollen Bewußtsein der Vergangenheit und Gegenwart kam. Statt einem schmerzlichen Aufschrei durchgelte nun ein schrilles Auflachen den Kerker. „Ja, ja,“ kicherte sie vor sich hin. „Sie sagen, ich sei eine Hexe. Warum habe ich mich denn foltern lassen? Es ist ja wahr, ich bin eine Hexe — hätt' ja gleich eingestehen können, was sie von mir haben wissen wollen. Die Hexen bringen Unglück! Hab' ich das vielleicht nicht getan?“ Sie schwieg, als wenn sie nachdenken würde, dann begann sie wieder: „Meiner Mutter wird es das Herz brechen, wenn die Tochter, ihr zur Schande als Hexe verbrannt wird. Der gute Schorn und erst der Rasso, der mich zum Weib haben wollte! Hab' ich ihnen etwas anderes gebracht als Unglück? Der Unterrichter hat recht, wenn er sagt: Ich bringe alle, die mir nahe stehen, in Tod und Verderben, deswegen hätte ich auch die

Müllerin verzaubert. Was kommt es denn darauf an, ob ich dann noch auf der Tegernau mit dem Teufel tanze, Wetter mache oder auf der Gabel um den Kirchturm reite? Und erst Albert! Albert!" Hier wurde ihre Stimme weich und schmerzlich. „Warum habe ich auch dich ins Unglück ziehen müssen? Dich, du edelster der Menschen!

Ich bin eben eine Hexe — sie sagen es ja alle. Albert wollte wegen mir zum Selbstmörder werden — — — —!“

Die Unglückliche verhüllte ihr Gesicht mit den Händen und weinte leise vor sich hin.

„Herr, vergib mir meine Schuld!“ schluchzte sie. „Und ich habe ihn doch so lieb gehabt.“

Plötzlich fuhr sie auf, wie bei einem freudigen Schrecken und breitete die Arme aus.

„Du kommst zu mir wie der heilige Georg mit Panzer und Strahlenkrone. Du willst mich holen als deine Braut, dein Weib. O, wie werden sie die Augen aufreißen in Garmisch und Partenkirchen! Was wird meine Mutter und die Bettern sagen?“ Margaret

hicherte leise vor sich hin, dann aber duckte sie sich, wie wenn sie unvermutet einen Schlag erhalten hätte. „Barmherziger Gott, was ist das? Dein Vater, deine Mutter reißen dich von mir — sie fluchen mir — sie sagen: ich hätte dich verzaubert, ich sei eine Hexe! Albert, hilf mir — es ist nicht wahr — sie lügen alle! Ah!!“ Mit einem schmerzlichen Aufschrei sank die Unglückliche auf ihr Lager zurück.

Darauf folgten bange Minuten vollständigen Stillschweigens, dann raschelte es auf dem Stroh und Margaret suchte sich wieder mühsam zu erheben.

„Es will heute nicht Tag werden — bevor es nicht Tag ist, kommt er nicht. Er hat ja versprochen, mich nicht allein zu lassen; er will mit mir gehen, hat er gesagt.“

Während sie so schmerzbewegt vor sich hin sprach, mußte plötzlich die aufgehende Sonne von den verdeckenden Wolken frei geworden sein, denn ein heller Lichtschein, der durch den Schacht fiel, zeigte sich auf dem Boden des Kerkers.

Damit war die Irrsprechende wieder zur theilweisen Erkenntniß gekommen, was sie in den nächsten Stunden erwartete. Ihre herrische Natur war durch die Vorgänge der letzten Stunden jäh zusammengebrochen; ihr Verstand hatte sich verwirrt. Nun fühlte sie eine furchtbare Todesangst in sich; Flammen durchzuckten den Raum, wo sie hinsah; die Gestalten des fürchterlichen Mannes, des Scharfrichters und seiner Knechte tauchten auf, griffen hohnlachend nach ihr und zerrten sie nach dem Holzstoß, auf dem sie so fürchterlich enden sollte. Sie schrie nach Rettung, nach Albert, wendete sich zur Seite, kroch in eine Ecke und kauerte sich dort angstvoll zusammen.

Die zahme Ratte kam aus ihrem Loche hervor und näherte sich furchtlos ihrer Wohltäterin, die bisher jeden Bissen mit ihr geteilt hatte. Aber Margaret kreischte in Entsetzen auf; das kleine Tier wuchs sich in ihrer Vorstellung zu einem furchtbaren Ungetüm aus, das sie mit spitzen Zähnen zerfleischen wollte. Sie wich gegen die Mitte des Kerkers aus; stieß an den Holzschemel, der ihr sonst

als Sitz diente; sprang furchtgepeitscht, trotz ihrer zerschundenen, verletzten Glieder hinauf und wollte aufjubeln, weil das Ungetüm verschreckt war. — Aber da grinste aus der einen Ecke schon wieder der Scharfrichter; in der anderen brannte der qualmende, lodernde Scheiterhaufen, zu dem sie geschleppt werden sollte; ihr Entsetzen vor dem Lebendigverbranntwerden erreichte den höchsten Grad und sie klammerte sich mit der einen Hand an das schwere Eisengitter, das den Lichtschacht verschloß. „Ihr sollt mich nicht lebendig haben!“ schrie sie auf, dann glitt ein höhnischer Zug über ihr Gesicht, denn urplötzlich war ihr ein Gedanke gekommen, der sie davor retten konnte.

Aus ihren langen Haaren, die ungepflegt, in wirren Strähnen sie bis auf die Knie herunter umhingen, griff sie den längsten des Hinterkopfes, führte ihn unter dem Kinn und dem Halse durch, so daß er zur Schleife wurde und befestigte das Ende an einem Stabe des Gitters. Dann lachte sie, nickte mit dem Kopfe, als wenn sie jemand recht Lieben in der

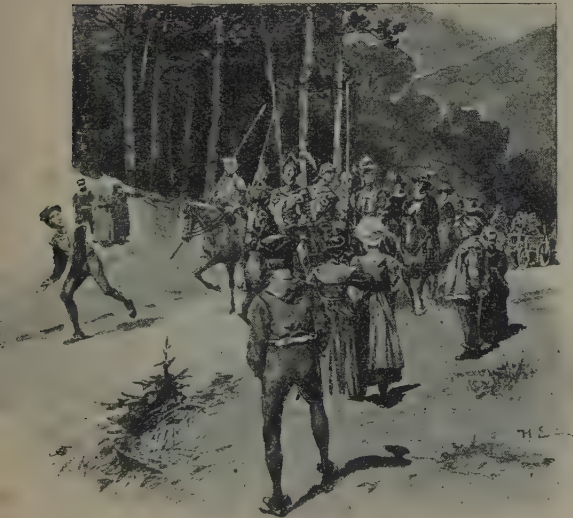
Ferne grüßen wollte und — glitt von dem Schemel herunter. — —

Vom frühen Morgen an tönten die Glocken von Garmisch und Partenkirchen durch das Loisach- und Partnachthal, wie bei einem großen Feste. Von weit und breit kam das Volk herbei, zu Fuß und auf Rossen, auf Karren und Wagen, um den ersten großen Hezenbrand mit anzuschauen. Auch die Klerisei der Gegend war zahlreich vertreten, selbst die Pröpste von Raitenbuch und Schlehdorf am Kochelsee fehlten nicht. Daß die ganze Geistlichkeit der Talorte und von Mittenwald sich um die Scheiterhaufen sammelte, verstand sich wohl von selbst, denn gerade sie hatte das größte Interesse an der Sache, weil durch den Hezenbrand dem Teufel in ihren Pfarreien ein ganz besonderer Schaden zugefügt wurde.

Zur festgesetzten Stunde nahte sich vom Werdenfels her ein unheimlicher, von Gassern umschwärmtter Zug, der nächst der Brücke über die Partnach, zwischen Garmisch und Parten-

kirchen, Halt machte. Knappen im Harnisch ritten voraus; dann kamen die Unterrichter mit ihren Schreibern und darauf der Burgpfleger und Landrichter Herr Poßl von Ahenzell — alle zu Roß.

Auf die Herren des Malefizgerichtes folgten einige Wagen, auf denen die gebundenen Hexen mit ihren geistlichen Beiständen saßen,



die eifrig zusprachen und vorbeteten, denn die Verurtheilten waren ja reumütig bereit zu sterben, d. h. sie hatten unter der Folter ihr Teufelsunwesen bekannt. Auf einem Karren führte man die Leiche der gefährlichsten der Hexen mit sich, die in ihrer Teufelsbesessenheit sich in dieser Nacht selbst erwürgt hatte.

Einige der Hexen schienen in ihr Schicksal sich ergeben zu haben, andere aber schimpften und schalten in wüsten Ausdrücken von dem Armenfünderwagen herunter auf die sie verspottende Menge.

In blutroten Gewändern, unangezündete Fackeln in den Händen tragend, schloß der Scharfrichter mit seinen Knechten den Zug.

Fernes Glockenläuten; Todeschreie der Gemarterten; beifälliges, höhnisches Murmeln der unabsehbaren Menschenmenge; qualmenber, schwarzer Rauch und aufschlagende Flammen; ein Geruch von verbranntem Fleische, der die reine Luft des Tales verpestete — das waren die Zeichen der nächsten Stunde.

Als die Leiche der Selbstmörderin auf den Scheiterhaufen geworfen wurde, drängte der

Burgpfleger seinen schwarzen Hengst so nahe heran, daß dieser schauernd sich bäumte. Aber das kümmerte den tothbleichen Mann auf dem ungebärdigen Rosse nicht. Schwer aufatmend, mit knirschenden Zähnen und racheblitzenden Augen verfolgte er, wie die rotgoldenen Haare der Heye hoch aufflammten und die weißen Glieder des Leibes von der gefräßigen Flamme verzehrt wurden. Erst, als der Holzstoß krachend zusammenbrach, wendete er zu-
frieden sein Roß, denn jetzt war von dem teuflischen Weibe, das ihm den Sohn verzaubert hatte, nichts mehr übrig.

